Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

Hohenzollern und Welfen.

Historisch-politischer
Roman aus der Gegenwart
in 3 Abtheilungen

von

Edmund Hahn.

Motto: Ne quisquam Ajacem possit superare nisi Ajax.

I. Band.

Würzburg.
Verlag von F. A. Julien.
1867.

Druck der Stahel'schen Buchdruckerei in Würzburg.

I. Abtheilung.

Friederike von Mecklenburg-Strelitz und Ernst August, Herzog von Cumberland.

II. Abtheilung.

König Ernst August von Hannover und sein Hof.

III. Abtheilung.

König Georg V. vor und nach der Schlacht bei Langensalza.

I. Abtheilung.

Friederike von Mecklenburg-Strelitz.

Capitel I.

Eine vertrauliche Unterredung.

An einem wonnigen Frühlingstage des Jahres 1813, als die Morgenröthe im Verglühen war und die ersten Strahlen der Sonne die Thautropfen auf Blüthen und Gräsern scheinbar in Diamanten verwandelten, trat eine junge schlanke Dame in den Schloßgarten zu Hohenzieritz, sich an der Stille erfreuend, die sie umgab.

Die Dame trug ein faltiges weißes Morgengewand, über demselben einen kleinen Mantel von hellblauer Seide, ihr volles, glänzendes Haar wurde von einem Netze von carmosiner Seide zusammen gehalten, sie selbst war von jener seltenen, unbeschreiblichen Schönheit, welche Göthe veranlaßte von ihr und ihrer Schwester, der Königin Louise von Preußen zu sagen: „Die beiden Prinzessinen Louise und Friederike von Mecklenburg-Strelitz sind so bezaubernd, daß ich, als ich sie zum Erstenmale erblickte, fest glaubte, es seien zwei himmlische Erscheinungen, wie sie der Dichter im Traume sieht, bis sie anfingen zu sprechen."

Langsam ging die Prinzessin Friederike, zu jener Zeit mit dem Prinzen von Solms-Braunfels vermählt, zwischen den Beeten auf und ab, sich einen Strauß frischer Rosen brechend, dann wandte sie sich nach den schattigen Parthieen des Gartens und setzte sich auf eine Bank, unter eine Acazie, welche mit ihrem Blüthenduft die Lüfte würzte.

Das reizende Antlitz der Prinzessin war düster, die Schönheit des Morgens schien sie nicht zu erheitern, halblaut sagte sie zu sich selbst: wie glücklich ist Louise! wäre ich statt ihrer gestorben! Sie gehört jetzt zu den Auserwählten, welche als selten schöne und edle Erscheinungen im Munde des Volkes fortleben, aber ich?! — O ich wollte, ich wäre gestorben, begraben und vergessen!"

Sie legte die Hände vor ihr Gesicht und vertiefte sich in ihre Erinnerungen.

Lebhaft stand die Vergangenheit vor ihrem geistigen Auge. Sie sah sich als glückliches Kind, wie sie mit ihrer älteren Schwester im Garten zu Hohenzieritz gespielt hatte, sie wußte, daß man damals sie für noch schöner als die berühmt schöne Louise erklärt hatte; sie war der Liebling des Vaters gewesen. Eine Zigeunerin hatte ihr, der Jüngeren, eine Königskrone prophezeiht, und was war ihr Schicksal geworden?

Mit Louise hatte sich der Kronprinz von Preußen vermählt, sie hatte an seiner Seite den Königsthron bestiegen, ihrer geistvollen Schwester reichte der Prinz Ludwig, der Bruder des Königs, ihres Schwagers, die Hand. Sie hatte den Prinzen Ludwig, der viel liebenswürdiger als der König war, geliebt, mit der Gluth ihres leidenschaftlichen Herzens.

Er hatte sie angebetet, da zerriß der unerbittliche Tod das schöne Band; nach dreijähriger Ehe wurde sie Wittwe, bevor sie ihr zwanzigstes Jahr erreicht hatte.

In diesem Augenblicke vernahm sie das Rauschen eines Gewandes, sie blickte auf, vor ihr stand eine in dunkles Grau gekleidete Gestalt, ein leiser Schrei entschlüpfte den Lippen der Prinzessin.

Doch nicht lange starrte Prinzessin Friederike diese Erscheinung regungslos an, die Fürstin besaß Geistesgegenwart und Entschlossenheit; mit einer raschen Bewegung erhob sie sich und rief: Wo kommst Du her? Weßhalb störst Du mich in meiner Einsamkeit?

„Verzeihung, Hoheit," sprach die Angeredete, „ich wollte Sie nicht belästigen, aber der Morgen ist so lieblich, man läßt mich so selten umherwandeln, vergönnen Sie mir unter Ihrem Schutze diese freie Stunde, bitten Sie für mich, Prinzessin, wenn man kommt, mich zu suchen, zu finden, und wieder in meinen Kerker zu führen."

„Und weßhalb halten Sie mich für eine Prinzessin?" fragte dieselbe, „Sie haben mich, so viel ich weiß, niemals gesehen, ich erinnere mich nicht." —

„Doch, ich sah Sie, wie Sie noch, ein fröhliches Kind, umhertanzten, ich bewunderte Sie, wie Sie als zarte Knospe als Verlobte des Prinzen Ludwig von Preußen zum Letztenmal hier waren. Es mögen wohl seitdem mehrere Jahre vergangen sein, ich habe keinen Kalender, aber noch immer strahlen Sie, wie die Göttin der Jugend; ich kenne Sie wohl!"

„Kommen Sie näher, ich bitte Sie," sprach die Prinzessin, von Theilnahme erfüllt. „Sie sprechen von einem Kerker, aber wo ist er? weßhalb nahm man Ihnen die Freiheit? Sie dürfen ja doch die Gesetze des Landes in Anspruch nehmen? Mein Vater, der Herzog, ist kein Tyrann, vertrauen Sie mir, ich will Ihre Fürsprecherin sein!"

„Wollen Sie das, Hoheit? O, dann sind Sie eben so gütig als schön, ja, ich will Ihnen Alles vertrauen, ich will wieder hoffen. Mein Haar ist silberfarben, aber mein Geist ist noch hell, ich weiß es, daß ich noch ein Jahrzehnt vor mir habe, ich möchte es in Freiheit genießen; habe ich doch Nichts verbrochen als blind vertraut dem Manne, den ich liebte!"

Die Greisin schwieg, die junge Dame öffnete eben die Lippen zur Gegenrede, als sie durch das plötzliche Erscheinen eines Mannes unterbrochen wurde, welcher die alte Dame bei'm Arme faßte und artig, aber mit großer Entschiedenheit sagte: „Folgen Sie mir, Baronesse, Sie dürfen Ihre Gemächer nicht verlassen!"

Die Prinzessin, welche der Herr entweder nicht gesehen hatte, oder welche er nicht hatte bemerken wollen, erhob sich von ihrem Sitze und sprach mit der Hoheit, welche ihr eigen war: „Diese Dame ist bei mir, ich wünsche, daß sie hier bleibt!"

„Verzeihung, gnädigste Frau, allein die gemessensten Befehle Seiner Durchlaucht —"

„Ich übernehme jede Verantwortung, Herr" — Die Prinzessin sah den Herrn fragend an.

„Doctor Halm, der Arzt der Baronesse Clary“, erwiederte der Angeredete mit einer respectvollen Verbeugung. „Ich wagte gewiß nicht, Ihrer königlichen Hoheit Befehlen entgegen sein zu wollen, wenn ich nicht fürchten müßte, daß die Baronesse Ihnen vielleicht eine aufregende Scene machen könnte. Sie ist nämlich zuweilen sehr, sehr lebhaft.“

Bei den letzten Worten deutete der Arzt an die Stirn, doch besaß er Zartgefühl genug, um es zu thun, als die Baronesse ihre Augen auf die Prinzessin gerichtet hatte.

„Ich kenne keine Furcht, Herr Doctor, lassen Sie mich mit der Dame eine Stunde allein, ich verspreche Ihnen, daß dieselbe Ihnen später ruhig folgen wird. Ich bitte, Herr Doctor.“

Diese Worte wurden in einem ernsten, hoheitsvollen Tone gesprochen, aber doch in einer Weise, welche den Arzt, der Empfänglichkeit für Frauenschöne besaß, bezauberte. Er verbeugte sich noch einmal und zog sich dann zurück.

Die Prinzessin, welche sich ihrer Macht bewußt war, lächelte ein wenig, dann wandte sie sich zu der Baronesse und sprach mit unbeschreiblicher Milde: „Nun, Baronesse, setzen Sie sich zu mir und sagen Sie mir offen, was ich für Sie thun soll, thun kann.“

Die alte Dame weinte: „O wie tief rührt mich diese Güte! aber ich will sie vergelten, noch heute sollen Sie die Schrift erhalten, welche ihn frei giebt, Ihretwegen will ich der Frau die Schmach abnehmen, welche sie bisher tragen mußte. Doch erst sagen Sie wir, lebt Georg III., König von Großbritannien und Irland noch? Wäre er todt, dann käme meine Entsagung zu spät.“

„Er lebt!“ erwiederte verwundert die Prinzessin.

„Und wie? Ist er glücklich? Was spricht man von seiner sogenannten Ehe?“

„Ich verstehe Ihre Rede nur halb. Sogenannte Ehe? Was wollen Sie damit sagen, Baronesse? Die Königin Sophie Charlotte ist meines Vaters Schwester, die Ehe des Königs ist mit vielen Kindern gesegnet, er selbst aber, geliebt von der Nation, glücklich nach Außen, leidet zuweilen an —“

Die Prinzessin hielt inne.

Die Baronesse heftete ihre noch immer schönen, dunklen Augen auf die Fürstin und sprach langsam und mit Nachdruck, „ich verstehe Ihre königliche Hoheit, der König von England ist oft niedergeschlagen, melancholisch.“

„Dies auch.“

„Doch nicht wahnsinnig?“ Die Fragende schien in der Seele der Prinzessin lesen zu wollen; als sie deren Erbleichen bemerkte, faltete sie die Hände und flüsterte tief ergriffen: „Allwissender Gott, Du bist gerecht!“

Der Prinzessin ward unheimlich in der Nähe ihrer Nachbarin, unwillkürlich erhob sie sich, da rief jene, indem sie eine gebieterische Handbewegung machte und ihre flammenden Augen fest auf die Prinzessin richtete: „Bleiben Sie, ich befehle es Ihnen, ich, die Königin von England.“

Jetzt zweifelte Prinzeß Friederike nicht mehr an der Wahrheit der bedeutungsvollen Aeußerungen des Doctors, um aber die Frau nicht zu reizen und wohl auch weil sie einem Geheimniß auf die Spur zu kommen hoffte, sagte sie

ruhig: „Zu Befehl, Ihro Majestät, gefalle es Ihnen, mir Dero Wünsche zu offenbaren.“

„Wünsche? Ja, Wünsche!“ rief die Dame und legte die Hand an die Stirne, „ich habe Wünsche. Ich will fort von hier, aber nicht nach England, ich will bei Ihnen bleiben, Prinzessin. Geben Sie mir in Ihrem Palais einige Zimmer, Bücher, Tinte und Feder, daß ich schreiben kann, und die Erlaubniß auszugehen und auszufahren so oft ich will. Ich werde mein Geheimniß Niemanden mittheilen als Ihnen, und Sie werden schweigen. Aber Sie, Prinzessin, Sie müssen mir glauben, von Ihnen muß ich anerkannt sein; meine Rachegedanken sind verflogen wie Rauch in der Luft, seit ich durch Ihren Mund vernommen habe, daß ein Höherer gestraft hat. Ja, es ist wie die Schrift sagt: „Die Rache ist mein, spricht der Herr!“

„Ich möchte Ihre Wünsche erfüllen, allein ich darf Ihnen nicht versprechen, was ich vielleicht nicht halten kann. Sie werden zugeben, Madame, daß ein fürstliches gesprochenes Wort die Geltung eines geschriebenen haben muß! Ich habe die Pflicht, meinen Vater, den Herzog, zu fragen, ob er einwilligt, daß Sie mich nach Berlin begleiten dürfen.“

„Ganz Recht, ich sehe, Sie denken fürstlich, das heißt, wie Fürsten denken sollen, aber selten denken; Sie verdienten, daß eine Königskrone auf Ihrem schönen Haupte säße. Ich baue auf Sie, Prinzessin, bitten Sie gütigst den Herzog, Ihren Bitten kann Niemand widerstehen!“

„Doch, Madame, doch“, entgegnete die Prinzessin leicht die Stirn faltend, „mein Schwager, der König von Preußen, hörte nicht, als ich ihn vor Jahren anflehte, sein ganzes

Volk unter die Waffen zu rufen, um den korsischen Tyrannen aus Deutschland zu verjagen; und der Andre, der oft meine Bitten unbeachtet ließ, so daß ich ihn nicht mehr bitte, — ist der Prinz von Solms-Braunfels, mein Gemahl!"

Die Prinzessin hatte diese Worte mehr zu sich selbst gesprochen, als zu der Dame, doch war dieser keine Sylbe entgangen, und sanft sagte sie, ebenfalls mehr zu sich selbst, als zu der Prinzessin: „so jung, so schön, und auch nicht glücklich! Aber wo auf Erden wohnte das Glück? Ich habe Ihr Versprechen, daß Sie mit dem Herzog reden wollen, und ich gehe mit neuen Hoffnungen von Ihnen, denn ich werde Sie wiedersehen! Ist es nicht wunderlich, daß ich noch hoffe nach Jahre langer Einkerkerung? Ich möchte wissen, welch eine Spezies des menschlichen Geistes die Hoffnung ist. Ist sie aus Eisen oder Gold, daß sie nie zu zerstören ist, oder eine Feder, welche, obgleich täglich niedergedrückt, immer wieder emporspringt? Ein Immergrün? Doch ich verlasse Sie jetzt, ich hoffe, hoffe, hoffe! hoffen auch Sie, Prinzessin!"

Wieder flimmerten die Blicke der Greisin, wie es bei Irrsinnigen vorkommt, aber mit Anstand verbeugte sie sich, wie eine Dame, welche stets in der besten Gesellschaft gelebt hat, dann schlug sie den Weg nach einer Allee ein.

Die Prinzessin blickte der seltsamen Frau lange nach, dann erinnerte sie sich, daß es Zeit sei, in das Schloß zurückzukehren, um Toilette zum Frühstück zu machen, bei welchem ihr Vater sie ungern vermißt haben würde, denn der alte Herzog von Mecklenburg-Strelitz war ein einfacher,

patriarchalischer Mann, und seine Kinder erhielten eine häusliche Erziehung. In den bittern Tagen der Bedrängniß war es ein Glück für die Königin Louise von Preußen, daß sie zu sparen verstand und Entbehrungen leicht ertrug.

Unweit des Schlosses, auf einem grünen Rasenplatze spielten die Kinder der Prinzessin, die kleinen Prinzen von Solms-Braunfels mit ihrer Schwester. Die Kinder aus ihrer ersten Ehe hatten auf Befehl des Königs in Berlin bleiben müssen, wie denn überhaupt Friedrich Wilhelm III. seines verstorbenen Bruders Kinder in seine Obhut genommen hatte. Ihr Stiefvater, ja selbst ihre eigene Mutter durften sich wenig in deren Erziehung mischen, der König war dem Prinzen von Solms nicht gewogen, und dessen Gemahlin, obgleich die Schwester der unvergessenen Louise und ihr sehr ähnlich, konnte sich nicht der Freundschaft ihres Schwagers rühmen.

Die Prinzessin bückte sich zu den Kindern, welche eben den Garten betreten hatten, und selbst wie die Rosen des Gartens blühten. Zärtlich küßte die fürstliche Mutter die Kleinen und seufzte: „wären doch Friedrich und Friederike auch hier!“ Dann, den Kindern nochmals freundlich zunickend, ging sie nach dem Schlosse.

Capitel II.

Neue Nachrichten vom Kriegsschauplatze.

Als die Prinzessin Friederike in den kleinen Salon trat, in welchem der Herzog zu frühstücken pflegte, fand sie bereits denselben nebst dem Hofmarschall und dem Adjutanten des regierenden Herrn; ihre Hofdame, welche die Prinzessin im Vorzimmer erwartet hatte, folgte ihr.

Nachdem die Tochter den alten Vater kindlich begrüßt hatte, herrschte einige Zeit Schweigen, denn Jeder war beschäftigt sein Frühmahl einzunehmen. Endlich fragte der Herzog: „Sind noch keine Briefe da, Baumann?"

„Die Post ist noch nicht eingetroffen, Durchlauchtiger Herr!" entgegnete mit ehrfurchtsvoller Verbeugung der alte Kammerdiener des Herzogs, welcher das Frühstück servirte.

„Ich hatte auf Staffetten gerechnet, gnädigster Herr," bemerkte der Hofmarschall, „es muß sich, den letzten Nachrichten vom Kriegsschauplatze nach, in Sachsen etwas Wichtiges ereignet haben. Es ist mir unbegreiflich, daß Ihro Durchlaucht noch keine Mittheilungen von Seiner Majestät dem Könige von Preußen erhalten haben."

„Mein Herr Schwiegersohn wird in diesen Tagen wenig Zeit zum Schreiben übrig behalten haben," sagte der Herzog, „wenn meine Louise noch lebte, hätte ich längst Nachricht erhalten!"

Der Greis seufzte und heftete seine umflorten Augen auf das lebensgroße Porträt der Königin (ein Brustbild), welches ihn von der Wand herab anlächelte. Gütig wandte

er sich dann zu seiner jüngeren Tochter und sagte: „Der König, dem es ja bekannt, daß Du hier bist, wird glauben, daß Dein Gemahl Dir schreiben wird.

„Ich bin überzeugt, das wird Solms auch thun. Sein Schweigen ist mir ein Beweis, daß die Verbündeten bisher noch wenig gethan haben, — oder thun konnten!"

„Jedenfalls können wir den Trost daraus schöpfen, daß sie nicht geschlagen sind," äußerte der Adjutant.

O wie gern wollte ich die wenigen Jahre, die ich noch zu leben habe, hingeben, könnte ich damit den Sieg der Deutschen erkaufen!" rief der alte Herzog.

„O Papa, auch ich würde für das Vaterland sterben, könnte der Tod eines Weibes es frei von dem Joche machen, das seit Jahren zu Deutschlands Schande auf ihm lastet. Aber," fuhr sie lebhaft fort, „es hat ja so kommen müssen, wie es gekommen ist. Sind wir, die Fürsten Deutschlands, denn Deutsche? Lernen wir nicht die französische Sprache eher als unsere Muttersprache, wird nicht an allen Höfen französisch gesprochen, ahmen wir nicht Kleidertrachten und Sitten den Franzosen nach? Konnten die katholischen deutschen Fürsten Friedrich II. die Siege verzeihen? Ehe sie sich an Preußen anschloßen, wandten sie sich lieber dem kühnen Feldherrn zu und nahmen ihre Königskronen aus der Hand eines Abenteurers, dessen Waffen die waren und sind, welche unsern Fürsten fehlten: Energie, Muth und Rücksichtslosigkeit in der Wahl der Mittel die zum Ziele führen. Selbst mein Schwager, der König, ein Mann, dem es für seine Person nicht an Muth gebricht, zögerte schonungsvoll. —"

„Du vergißt, Friederike, daß kein guter, christlich gesinnter Fürst das Blut seiner Landeskinder nutzlos vergießen will," sagte der Herzog.

„Leiden sie nicht mehr durch die kleinen fruchtlos geführten Schlachten, als durch eine einzige große, entscheidende? Preußen vereint mit Norddeutschland in Waffen und kein Franzose wird jemals wieder das Haus eines Deutschen als ungebetener Gast betreten!" rief die Prinzessin.

„Die Zeit wird kommen, wo auch das geschieht; ja, sie ist schon da," sprach der Hofmarschall, „Napoleons Rückzug aus Rußland ist der Anfang unsrer Befreiung."

In diesem Augenblicke trat ein Kammerdiener in den Salon, auf dem silbernen Teller, den er trug, lag ein Brief.

„Von meinem Gemahl!" rief die Prinzessin.

„Eine Staffette hat ihn eben gebracht, königliche Hoheit," erwiederte der Kammerdiener.

Die Prinzessin löste das Siegel von dem Briefe und nachdem der Herzog seine Zustimmung gegeben hatte, las sie, den Eingang, der nur an Sie gerichtet war, übergehend: „Vielleicht hast Du, theure Friederike, wenn Du mein Schreiben empfängst, schon Nachrichten von der Schlacht bei Bautzen, vielleicht niederschlagende, unwahre, ich dagegen kann Dir die Versicherung geben, daß wir moralisch mehr gewonnen als verloren haben. Wir besaßen, bevor wir die Schlacht annahmen, nicht mehr als 96,000 Mann, unser Gegner 150,000, aber dennoch ist es uns gelungen, ihm empfind-

liche Verluste zuzufügen. Doch laß mich Dir so ausführlich Bericht erstatten als ein General es vermag, der nicht im Kriegsrathe gesessen hat und sich nur um sein Regiment kümmern konnte.

Unsere Stellung bei Bautzen war gegen einen Angriff in der Fronte durch die Spree, Moräste, Höhenzüge und Verschanzungen sehr gedeckt, hatte aber den Fehler, daß sie umgangen werden konnte, weil sie zu ausgedehnt war. Dies hatte Napoleon benutzt. Oudinot umging unsere linke Flanke, Ney die rechte. Macdonald hatte die Ordre Bautzen zu nehmen, was ihm schon am 20. Mai gelang, da die steinerne Brücke über die Spree nicht gesprengt worden war. Ueberall von großen, feindlichen Massen bedroht, mußten wir uns in unsere Verschanzungen zurückziehen. Am nächsten Tage begann unter Ney's Oberbefehl die Hauptaction. Wir wurden auf allen unsern Stellungen mit Uebermacht angegriffen und unser rechter Flügel wurde vom Feinde durch die Erstürmung von Preititz erschüttert. Zum Glück hatte Blücher, der die Höhen von Kreckwitz behauptete, dies bemerkt und er sandte sofort Verstärkungen und ließ Preititz wieder nehmen. Doch leider folgte diesem Gelingen ein größerer Verlust. Napoleon, dem selbst seine erbittertsten Gegner das Auge eines Adlers zugestehen müssen, bemerkte unsere Schwäche und sandte 40,000 Mann gegen 16,000, dazu kam das Unglück, daß vier und zwanzig russische Zwölfpfünder, welche bei Kreckwitz und Niederpurka aufgestellt waren, aus Mangel an Munition nicht mehr feuern konnten. Jene Höhen gingen uns verloren, und wir mußten unser Gefecht abbrechen. Wittgenstein führte die schwie-

rigste aller Bewegungen aus, und zwar mit großer Einsicht, nämlich den geordnetsten Rückzug.

Wir verließen das so lange als möglich tapfer behauptete Schlachtfeld und entgingen den uns nachrückenden Franzosen. Nicht eine Kanone, nicht eine Fahne ging uns verloren. Wir haben an zwölf Tausend Todte und Verwundete, der Feind mehr als das Doppelte an Verlusten.

Unser Muth ist ungebrochen, denn Napoleon hat durch diese gewissermassen gewonnene Schlacht nichts erreicht, dagegen viel Soldaten verloren.

Wir werden uns nach Schlesien ziehen.

Ich muß schließen, theure Friederike, um den Courier nicht warten zu lassen, der Dir dies Schreiben bringen soll."

Mit lebhafter Theilnahme hatten die Zuhörer jedem Worte gelauscht, das die Prinzessin aussprach.

Nach einer langen Pause erhob sich der Herzog und sprach: „Es ist doch für uns kein großer Verlust. Viele unserer Verwundeten werden wieder genesen, und der Feind hat mehr gelitten als die Verbündeten."

Capitel III.

Ein halbgelöstes Räthsel.

Als Abends die Prinzessin sich allein bei dem Herzog befand, lenkte sie das Gespräch auf die geheimnißvolle Dame, welche ihr am Morgen im Garten begegnet war, doch

erzählte die kluge Friederike von Mecklenburg nur wenig von dem, was ihr jene Frau mitgetheilt hatte. Ihrem Scharfblick war es nicht entgangen, daß des Herzogs Miene Verlegenheit zeigte, sie äußerte also rasch den Wunsch, diese alte Dame, da sie es so sehr wünsche, mit sich zu nehmen, und ihr ein Asyl bei sich zu geben.

Einige Zeit ging der Herzog auf und ab, endlich blieb er vor seiner Tochter stehen und sagte mit der ihm eigenen Gutmüthigkeit, welche nicht ohne leichte Ironie war: „Du bist eine kluge Frau, meine Friederike, alle mecklenburgischen Prinzessinen sind gescheut, ich vermuthe, daß sie die Männer ihres Geschlechtes übertreffen; doch darüber wollen wir jetzt keine Untersuchungen anstellen, ich denke nur, es ist am Besten, ich vertraue Deiner Verschwiegenheit so viel an, als ich selbst weiß."

„Sie können mir trauen, gnädiger Papa, Friederike von Mecklenburg kann schweigen."

„Ich weiß es, Du hast alle Eigenschaften im Guten und Schlimmen, welche wie der berühmte französische Historiker Brantôme sagt, eine Fürstin ausmachen; so höre denn: diese arme Dame, welche Baronesse Clary genannt wird, und wohl auch so heißt, wurde mir vor Jahren von meinem Bruder und Vorfahren auf dem Throne dringend empfohlen. Sie lebte damals in einem abgelegenen Fischerdorf, sorgfältig bewacht, denn sie galt für irrsinnig und war es wohl auch. Stelle Dir aber nicht vor, daß sie übel behandelt ward; ein Haus mit Garten an dem See stand zu ihrer Verfügung, sie erhielt jeden Luxus, gute Bedienung, sie durfte nur das Haus und den Garten nicht verlassen,

und ihre Reden mußten wie die einer Wahnsinnigen betrachtet werden, denn sie erklärte sich für die erste, rechtmäßige Gemahlin Deines Oheims, König Georg III."

„Dann war die Aermste freilich nicht bei Sinnen," sagte die Prinzessin, „doch, bitte, mein gnädiger Papa, sprechen Sie gütigst weiter, wer ist die Familie dieser Baronin und weßhalb wurde sie in Ihrem Lande in Gewahrsam gebracht?"

„Deine Tante, die Königin Charlotte, meine Schwester, hatte sie bald nach ihrer Vermählung mit dem Könige von England hierher bringen lassen, aus Mitleid, und um ärgerlichem Gerede ein Ende zu machen. Meinem Bruder war sie, diese arme Phantastin, von unserm Vater empfohlen worden, und die königliche Schwester zahlt jährlich eine bedeutende Summe für ihren Unterhalt."

„Seltsam," sagte Prinzessin Friederike zu sich selbst, „meine durchlauchtige Tante, die Königin des reichsten Landes, pflegt doch in der Regel nicht freigebig zu sein."

Der Herzog fuhr fort: „Bald nachdem sich die ersten Anzeichen der traurigen Krankheit des Königs Georg geäußert hatten, bat mich Schwester Charlotte in einem vertraulichen Schreiben, daß ich für die Baronesse Alles thun lassen solle, und sie wo möglich in angenehme Umgebungen versetzen. Ein Brief an sie von Charlottens eigener Hand war beigefügt, ich sollte ihn der Kranken selbst zustellen, oder durch die sicherste Hand. Meine Schwester hatte stets viel Liebe für mich gehabt, und ich liebte sie, denn sie war meine angenehmste Gespielin, ihren beweglichen Bitten vermochte ich nicht zu widersteh'n. Ich suchte die arme Kranke

auf, vermochte aber nicht ihren Starrsinn zu brechen. Sie riß den Brief der Königin von England in Stücke, trat darauf und sagte mir höhnisch, sie habe mit Charlotten von Mecklenburg Nichts zu schaffen."

„Wunderbar!" rief die Prinzessin.

„Mein Anerbieten, ihr einen anderen Aufenthaltsort anzuweisen, nahm sie an. Ich schlug ihr erst Mirow vor, wo sie einige Jahre ruhig verlebt hat und als sie mich später durch ihren Arzt wieder um einen andern Wohnort bitten ließ, habe ich ihr einige Gemächer hier anweisen lassen, ich lebe ja doch nur im Sommer einige Wochen hier und sie stört Niemanden."

„Merkwürdig! das Auffallendste dabei ist für mich, daß ich bisher niemals von dieser Dame gehört habe, es wird doch in der Regel über Alles geschwatzt," bemerkte die Prinzessin.

„Meine Tochter, nur selten verirrte sich ein gebildeter Mensch in das Fischerdorf, und später in Mirow wäre doch Jeder der Frau aus dem Wege gegangen, welche in dem Rufe stand, den bösen Blick zu haben, selbst wenn sie sich wo gezeigt hätte. Sie galt und gilt noch hier nicht nur für eine Geisteskranke, sondern auch für eine Art von Zauberin und Du weißt, daß bei uns Aberglaube genug herrscht, um die Leute zu veranlassen, nicht von der Baronesse zu sprechen. Ihre Umgebungen, der Arzt, eine ältliche Frau und zwei Diener sind hoch bezahlt, sie lieben ihre Einnahme und ihre Ruhe zu sehr, um ihr Gelübde, zu schweigen, zu brechen."

„Sie haben Recht, gnädigster Papa, und“, dabei seufzte sie, „fürstliche Personen erfahren von Hofleuten ja immer nur das Angenehme. Wenn ich aber meine Bitte wiederhole, werden Ihro Durchlaucht mir dieselbe unerfüllt lassen? Darf ich die Kranke mit mir nehmen?“

Und mit schmeichelnder Geberde legte die schöne Frau den Arm um den Nacken des Vaters.

„Wenn Du es bei Deinem Gemahl verantworten willst, Friederike, dann thu es. Ich bin froh, wenn der Armen eine Freude bereitet wird, denn zuweilen ist der Gedanke in mir aufgestiegen, daß zu hart mit ihr verfahren worden ist. Sie hat ja keinem Menschen ein Leid gethan mit ihren unglaublichen Reden. Will sich die Phantastin täuschen, so lasse man ihr den Willen, mag sie sich doch einbilden, die rechtmäßige Königin der ganzen Erde zu sein!“

Die Prinzessin küßte dankbar des Vaters Hand, dann begab sie sich in ihre Gemächer, um an ihren Gemahl zu schreiben.

Friederike von Mecklenburg war der Feder vollkommen mächtig, aber heute hielt sie mehrmals im Schreiben inne. Sie stützte den Kopf in die schöne Hand, als ob sie das rechte Wort nicht fände, endlich zerriß sie das erste Blatt und ergriff ein neues, aber auch diesmal legte sie die Feder mehrmals hin. Sie wollte ihre Ansichten über die politische Lage Deutschlands schreiben, über die letzten Ereignisse vom Kriegsschauplatze und fürchtete, der Brief könne möglicher Weise in die Hände des Feindes fallen und ihrem Gemahl schaden. Sie versuchte von sich, von den Kindern zu reden und sagte endlich mit Hamlet: **words, words, words!**

Die glühende Leidenschaft, welche die damals neunzehnjährige Wittwe des Prinzen Ludwig von Preußen an den Prinzen von Solms-Braunfels gefesselt hatte, war längst verschwunden. Die Charaktere des fürstlichen Paares waren zu verschieden, als daß viel Harmonie zwischen ihnen herrschen konnte, und des Prinzen Eifersucht, die bisher grundlos war, belästigte die Dame, deren stolzes Gemüth sich dadurch beleidigt fühlte.

Ein eigenthümliches Pochen an der kleinen Thüre des Gemaches weckte die Prinzessin aus ihren Träumen. Sie vermuthete, wer der Besuch war, und rief: „Herein!"

Friederike von Mecklenburg hatte sich nicht geirrt, die Eintretende war die gewesene Amme der Prinzessin, eine wendische Bäuerin, welche von der Dame sehr geliebt wurde und deren Vertrauen besaß.

„Guten Abend, Hantasch, was führt Dich noch so spät zu mir?" fragte die Prinzessin und reichte der Frau die Hand.

Diese, obgleich sie vollkommen deutsch sprach, erwiederte in wendischer Sprache, welche die Prinzessin in ihrer frühen Kindheit von der Amme gelernt hatte und noch verstand, „ich habe Nachrichten von Jankascha, sie ist heute gewillt, Deinen Wunsch zu erfüllen, Prinzessin; der Mond und die Sterne stehen günstig und so Du bereit bist, führe ich Dich zu ihr."

„Muß es heute sein? Hantasch*), ich bin aufgeregt und ermüdet zugleich," erwiederte die Prinzessin.

---

*) Hannah.

„Hm, wie Du willst, Lämmchen, meine Hoheit, aber ich sage Dir, Jankascha ist ein launiges Weib, und erscheinst Du heute nicht bei ihr, so läßt sie Dich vielleicht unter einem Jahre nicht vor sich."

„Und glaubst Du wirklich, Hantasch, daß diese Jankascha in die Zukunft blicken kann, daß sie Mittel besitzt, Dem, der sie fragt, das Schicksal zu verkünden?"

„Zuverlässig, sie hat den Tod Deiner Schwester, der Königin Louise, drei Jahre vorhergesagt, sie hat gewußt, daß der böse Kaiser im fernen Eislande seinen Untergang finden wird."

„So laß uns gehen, die Nacht wird mild sein. Doch möcht ich nicht gekannt sein!"

„Sie wird Dich erkennen, doch um Andrer Willen ist es gut, wenn Du die einfache Tracht eines wendischen Landmädchens anlegst, ich habe daran gedacht und Dir den Anzug mitgebracht."

Nach diesen Worten öffnete die Amme das Deckelkörbchen, welches sie am Arme hängen hatte und nahm den Sonntagsanzug eines wendischen, wohlhabenden Landmädchens heraus.

Die Prinzessin, romantischen Abenteuern nicht abhold, rief lächelnd: „Das ist ja herrlich, liebe Amme. Ich will diese hübschen Sachen sogleich anlegen, und gewiß keine üble Wendin machen."

„Ohne Zweifel, königliche Hoheit," erwiederte die Frau, welche, sobald sie sich der deutschen Sprache bediente, der Prinzessin alle ihr gebührenden Titel gab, während sie, sobald sie wendisch sprach, zu der Fürstin redete, wie sie es

in jenen Tagen gethan, wo die Erstere noch im Flügelkleide in dem Garten umhersprang, und Amme und Fürstentochter einander mit Blumen warfen.

Mit Hülfe der Frau Hantasch hatte die Dame die neueste Modetracht von feinstem Stoff, mit dem kleidsamen Anzuge eines mecklenburg-wendischen Landmädchens damaliger Zeit vertauscht, und betrachtete sich vor dem großen Spiegel, über ihre eigene Erscheinung erstaunt.

„Vielleicht wäre ich glücklicher, wenn ich stets in diesen Gewändern durch das Leben gehen könnte," sagte sie halblaut, zu Hantasch gewandt fügte sie hinzu: „Diesen großen, dunklen Shawl will ich noch überwerfen; so, jetzt ist es geschehen, laß uns eilen."

Capitel IV.

Die wendische Heidin.

Bekanntlich ist das Haus Mecklenburg die einzige deutsche Dynastie, welche ihre Ahnen in gerader Linie vierunddreißig Generationen hintereinander aufzählen kann. Der Stammvater der jetzt noch regierenden Großherzöge von Mecklenburg nannte sich Niclot, Fürst der Obotriten, und war ein Wende, welcher fast gar kein Deutsch verstand. Sein Sohn, Pribislaus II., der den Titel Fürst der Wenden führte, wurde, weil er es für klug hielt, 1170 Reichsfürst und nahm den Namen Mecklenburg an; von der vor-

maligen Residenz der obotritischen Fürsten, 1348, erhielt das Haus die Herzogswürde.

Die Herzöge von Mecklenburg erachteten es für zweckmäßig, sich nach ihren Nachbarn, den Deutschen zu bilden. Durch ihre Bemühungen und durch eingewanderte Deutsche wurden die Herzogthümer im Laufe von Jahrhunderten völlig germanisirt, dennoch hielten sie, wie alle Slaven, im Stillen viel auf ihre alten Gebräuche, und die wendischen Familien pflanzten unter sich ihre Muttersprache mit derselben Treue fort wie die Wenden in der Ober- und Niederlausitz.

Noch in dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts gab es in Mecklenburg, Pommern und der Niederlausitz Familien, welche sich zwar auf eine gewisse, mechanische, äußerliche Weise zum Christenthum bekannten, die lutherische oder reformirte Kirche auch besuchten, heimlich aber noch all den Aberglauben hegten, den ihre Vorfahren aus der Heidenzeit durch Tradition in sich aufgenommen hatten.

Noch in vielen Häusern und Hütten der Dorfbewohner fand man selbst im ersten Viertel unseres Jahrhunderts Bilder ihrer drei obersten Götter: Perkun, Potrimbo, Pekullo und das Bild ihrer Dreieinigkeit, Triglaw genannt.

Auch an gewissen Tagen kamen die alten Stockwenden zu jener Zeit zusammen, hielten gewisse Feste, worunter auch Gastmähler und sangen uralte wendische Lieder nach eigenthümlichen klagenden oder wilden Melodieen, welche, wie alle diese Gebräuche, stark nach dem Heidenthum schmeckten.

Lautlos hatten die Prinzessin und Frau Hantasch das Schloß verlassen, es war schon dunkel, die Wache hatte sich nicht um die beiden Frauen in wendischer Tracht gekümmert, das wäre gegen die humanen, patriarchalischen Gebräuche gewesen, welche am Hofe des Herzogs Carl Ludwig Friedrich herrschten.

Die Prinzessin, des Weges unkundig, faßte den Arm der Amme, und schritt rasch an ihrer Seite weiter.

Eine halbe Stunde mochten sie von dem Schlosse entfernt sein, als der Mond voll und leuchtend am Himmel emporstieg, die ganze Gegend mit Silberlicht überfluthend.

Als eine wahre Verehrerin Göthe's, dessen Namen sie nicht nur im Munde führte, sondern genau kannte, sagte die Prinzessin Friederike mit ihrer wohl lautenden Stimme das schöne Lied:

„Füllest wieder Busch und Thal,"

zu ihrem eigenen Vergnügen her.

Die Amme verstand nicht Alles, aber die Musik der Verse berührte angenehm ihr Ohr, sie gab ihren Beifall zu erkennen. Die Prinzessin lächelte in ihrer holdseligen Weise und sagte mehr zu sich selbst als zu ihrer Begleiterin: „Seltsam, wie doch der einfache Naturmensch, vermöge seines Instinktes das wahrhaft Schöne so lebhaft empfindet wie der Gebildete, während der Halbgebildete fast immer das Mittelmäßige am meisten schätzt."

„Dort, der dunkle Punkt ist das Haus der klugen Jankascha," flüsterte jetzt die Amme, „bald werden wir da sein, meine Hoheit?"

In diesem Moment fiel der volle Strahl des Mondes auf das Antlitz und den Hals der Prinzessin; die Amme rief bewundernd in wendischer Sprache: „Wie schön, wie engelhaft schön bist Du, mein Goldkind, das ich an meiner Brust genährt, mit meiner Lebenskraft groß gezogen habe! Aber, ha! was seh ich? Du trägst an Deinem Hälschen ein blankes Kreuz, lege es ab, denn die Jankascha ist eine Heidin geblieben, wie ihre Vorfahren, und will vom Kreuz Nichts wissen!"

Ein Schauer überrieselte bei diesen Worten die zarte Gestalt der Prinzessin. Sie war eine aufgeklärte Dame, namentlich in religiöser Hinsicht duldsam, aber der Gedanke einer Heidin gegenüber zu treten, hatte für sie etwas Grausiges. Einen Augenblick blieb sie stehen, unentschlossen, ob sie umkehren oder vorwärtsgehen solle, aber bald siegte der Muth in ihr und jene Neugier, der Hang hinter den Schleier zu schauen, den die Zukunft vor dem Antlitz trägt, und von dem nur die Phantasielosen oder Glücklichen ganz frei sind.

Jetzt standen die beiden Frauen vor einer Hütte von ziemlichem Umfang. Die Prinzessin nahm das Kreuz ab und verbarg es in ihrem Mieder, die Amme pochte dreimal an die Thüre, auf deren Schwelle ein großer schwarzer Kater lagerte, dessen grüne Augen im Dunkeln wie Edelsteine leuchteten.

Die Thüre ward wie von Zauberhänden geöffnet, sie sprang auf, ohne daß Jemand sichtbar wurde. Die Amme faßte wieder die Hand der Prinzessin und tappte mit ihrer freien Rechten durch die finstere Hausflur.

Abermals ging eine Thüre auf, helles, röthliches Licht fiel auf die Flur, aus dem Gemache trat ein riesenhaftes Weib, dessen gelbes, faltiges Antlitz von vollem grauen Haar umrahmt war, sie trug das Gewand einer Bäuerin jener Gegend.

„Willkommen, tretet näher!“ rief die große Frau mit einer tiefen Stimme und streckte gebietend ihren rechten Arm aus.

In dem Gemache, welches die Prinzessin jetzt betrat, befand sich ein großer Heerd, auf dem ein helles Feuer lustig brannte. Ueber dem Feuer stand ein großer kupferner Kessel, aus dem allerlei Dünste emporstiegen.

An den Wänden standen Figuren, theils aus Holz geschnitzt und bunt angemalt, theils aus Thon. In der Mitte befand sich eine kolossale Figur, welche bis an die Decke des keineswegs niedrigen Gemaches stieß, außerdem noch verschiedene Krüge, Vasen, kleine Statuen, welche die Prinzessin an die Obotritisch-Wendischen Alterthümer erinnerten, die noch jetzt im Schlosse zu Neu-Strelitz gezeigt werden, und welche die Fürstin in ihrer Kindheit mit Furcht und Neugier betrachtet hatte.

„Du kommst, nm Dein Schicksal zu vernehmen, begann die Alte, „Du sollst erfahren, was Dir bestimmt ist, denn Perkunos*) ist mir heute gnädig. Ich habe Dir zu

---

*) Perkunos, der Gott aller feurigen Himmelserscheinungen, der Sonne, des Blitzes (bei den Letten Perons genannt), ist der Herr des Himmels und der Alles erforschenden Wahrheit.

Liebe dem Pikollo **) meinen Lieblingsraben geopfert, denn obgleich Du nicht den rechten Glauben hast, den alten, ewigen, der so alt ist wie das Land, das die Männer Deines Stammes beherrschen, so bin ich Dir doch ergeben, denn Du bist wohlthätig, und die Götter sind Deinem Geschlechte gnädig, weil sie die Bekenner der alten Religion in Frieden hier leben lassen."

„So sprich, weise Frau, ich werde Dir aufmerksam zuhören, sage mir —"

„Halt!" rief die Heidin mit einer gebietenden Handbewegung, „Du hast nur drei Fragen frei, überlege wohl, ehe Du fragst, was Du wissen willst."

Die Prinzessin legte die Hand an die Stirn, dann sagte sie, „nun denn, verkünde mir, wenn Du dies kannst, wann wird Deutschland von seinem Feinde befreit sein, mächtig und groß!"

Die Prophetin schwieg, aber ihre Lippen bewegten sich, sie wandte ihre Augen auf ein siebenköpfiges Götzenbild, das viele Schwerter an sich hatte, endlich murmelte sie: „Dank, Dank, Rugiewit" **) und verbeugte sich ehrerbietig gegen den Götzen, dann trat sie zu dem Kessel, rührte mit einem langen Löffel in der Flüssigkeit umher, bis blau und grünes Feuer aus dem Kessel emporloderte. In wendischer Sprache

*) Pikollo, der Gott der Unterwelt und der Nacht, auch der Mondgott. Ihm wurden auch blutige Opfer gebracht.

**) Rugiewitt, bei den wendischen Heiden der Kriegsgott.

sang sie dann, zur Prinzessin gewandt, folgende Strophen, die auf deutsch lauten:

Es flieht der Feind in kurzer Zeit,
Mapila's *) Arm ist nicht mehr weit.
Dein Vaterland wird groß und frei
Im Jahre 18, 70, drei!

„Sage mir, weise Frau, fuhr die Prinzessin nach einer Pause fort: „ob ich als Gattin oder als Wittwe sterbe."

Die Prophetin wandte sich zu einem Götzenbilde, welches um den großen, wunderlich geformten Kopf einen goldenen Reif trug **). Wieder murmelte sie halblaut einige Strophen, welche wahrscheinlich ein Gebet enthielten, dann trat sie wieder zu dem Kessel, aus welchem garbenähnliche Funken emporstiegen und sang:

Bald hüllt Dich Wittwenschleier ein,
Dann wird ein Königssohn Dich frei'n.
Er, selbst ein König, beut die Krone
Dir, und dereinst auch Deinem Sohne.

Die Prinzessin war während dieser Rede, welche sie wohl verstanden hatte, bleich geworden, sie zitterte und gewann es erst nach einer langen Pause die Frage auszusprechen:

„Wird auch ein Enkel diese Königskrone tragen?"

Die Prophetin wandte sich noch einmal mit denselben Geberden wie früher zu der Göttin mit dem goldenen Reif,

*) Mapila. Eine Göttin, von den alten Preußen, Wenden und Letten als Rachegeist verehrt und sehr gefürchtet, weßhalb sich Jeder hütete, ihren Namen auszusprechen.

**) Zbota Baba. Eine Urgöttin, welche Orakelsprüche ertheilt.

dann schaute sie lange in den Kessel und rührte herum, aber kein Flämmchen stieg empor, die Heidin warf endlich den Löffel hin und sagte mit starker, eintöniger Stimme:

„Auf Deine dritte Frage sagt Zbota-Baba: Nein!"

Ein furchtbarer Donnerschlag, von dem die Hütte erbebte, erschreckte die Frauen. Sogar die Heidin fuhr zusammen.

„Was ist das? Weßhalb schreckst Du mich, ist Pulver in Deiner Wohnung? Willst Du uns in die Luft sprengen und Dich mit?" fragte Friederike von Mecklenburg, welche sich bereits wieder gesammelt hatte.

„Perkunos*) regiert, ein Gewitter wird sich bald entladen," erwiederte Jankascha ruhig.

„So laß uns gehen, Amme, damit wir vor dem Regen heim kommen;" sprach die Prinzessin. Nach diesen Worten zog sie ein grünseidenes Netzchen mit einigen Goldstücken aus dem Mieder nnd legte es mit der Rede: „meinen Dank,"auf den Heerd der Hütte. Bei dieser raschen Bewegung hatte die Fürstin ihr goldenes mit Edelsteinen besetztes Kreuz mit aus dem Mieder herausgerissen, es fiel auf den Boden.

Die Amme bückte sich darnach, die Heidin stieß einen gellenden Schrei aus und wandte sich mit Geberden des heftigsten Abscheues von dem Anblick ab.

Die Prinzessin faßte den Arm der Amme und hüllte sich in ihren Shawl, rasch verließen die beiden Christinnen die Behausung der Heidin.

---

*) Auch der Donnergott.

Ohne ein Wort zu sprechen eilten sie unter dem Himmel, aus dessen dunklem Gewölk sich Blitze hervorschlängelten, dem Schlosse zu. Schon fielen einzelne Regentropfen.

„Ein fürchterliches Gewitter," sagte endlich die Prinzessin.

„Kein Wunder, gnädigste Frau, die Hitze war drückend den ganzen Tag über", antwortete die Amme.

„Gieb mir das Kreuz, alte Hantasch."

Die Amme reichte es der Prinzessin dar, diese drückte das heilige Zeichen ehrfurchtsvoll an ihre Lippen.

Unter Donner und Blitz, endlich vom Regen ganz durchnäßt, langte die Prinzessin mit ihrer Begleiterin im Schlosse an. Bekannt mit allen Zugängen fand sie schnell den Weg zu ihren Gemächern.

Ihre Kammerfrau kam der Prinzessin im Vorzimmer entgegen und rief: „Heiliger Gott, welch ein Wetter, und ganz durchnäßt sind Ihro königliche Hoheit, wie —"

„Still, Christine! Kleide mich aus und frisch an und gieb der Hantasch trockene Wäsche. Zuerst aber hole von dem Ungarweine, den ich noch habe, für mich und für Hantasch."

Als die Kammerfrau, an Eile gewöhnt, mit dem Wein wieder in das Schlafgemach der Gebieterin trat, sagte diese mit bezauberndem Lächeln, indem sie sanft ihre Hand auf den Mund der Kammerfrau legte: „Kein Gerede, liebe Alte."

„Wenn Ihro königliche Hoheit nur nicht krank werden!"

„Nein, Christine, Du siehst ja, die Amme ist ganz ruhig", und all ihr Wendisch zusammensuchend, rief sie dieser lachend

zu: „Du und ich, wir wissen, daß ich noch nicht sterbe!"

„Erst muß mein Prinzeßchen, mein goldener Engel eine Königskrone tragen."

Die Prinzessin lachte, sie konnte zuweilen sehr spöttisch sein, auch jetzt vermochte sie nicht ihre Spottlust zurückzuhalten und sagte zu der Amme: „Gewiß, mein Gemahl, der arme Prinz von Solms=Braunfels, wird in der Schlacht fallen, und mein ernsthafter Herr Schwager, der mich so sehr liebt, wird sich um meine Hand bewerben," und laut auflachend fügte sie hinzu: „Amme, Amme, es wird köstlich sein, die warm fühlende Friederike von Mecklenburg=Strelitz, die sich so wenig um die Etikette kümmert, aber im Grunde doch so schlimm nicht ist, und Seine königliche Majestät: Friedrich Wilhelm III. von Preußen.

Stimmen wurden hörbar, Thüren wurden auf und zugeschlagen.

„Was geht vor? Christine, frage was geschehen ist," gebot die Prinzessin.

Nach einigen Minuten kehrte die Kammerfrau, welche dem Befehl Folge geleistet hatte, zurück.

Aufgeregt flüsterte sie der Prinzessin zu: „Eine hohe Person ist im tiefsten Incognito angelangt."

„Wer? Wie fatal, daß ich schon im Nachtkleide bin."

„Der alte Baumann that sehr geheimnißvoll, allein ich habe es doch herausgefunden, denn ich sah den hohen Gast auf dem Corridor, vor des durchlauchtigen Herzogs Gemächern, ich erkannte ihn nach dem Porträt: es ist der Prinz Ernst."

„Welcher Prinz Ernst?"

„Seine königliche Hoheit, Ernst August, Herzog von Cumberland."

Die Prinzessin legte sinnend ihre schöne Hand an die Stirn, ihr Herz begann heftig zu klopfen, es war ihr zu Muthe, als träte mit ihm eine neue, bedeutende Erscheinung in den Kreis ihres Lebens. Sie entließ die beiden Frauen und begab sich auf ihr Lager, aber der Schlaf blieb ihr fern.

Capitel V.

In Berlin.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als Prinzessin Friederike am Morgen erwachte. Sie hatte erst spät die Augen geschlossen, dann aber desto besser geschlafen und fühlte sich jetzt neu belebt.

„Warum hast Du mich nicht eher geweckt, Christine?" rief sie der Kammerfrau zu, welche jetzt fast unhörbar eintrat, „Du weißt, daß ich gern früh im Garten bin, und heute nach dem heftigen Gewitterregen muß es bezaubernd im Grünen sein."

„Ihre königliche Hoheit schliefen so sanft, daß ich Ihren Schlummer nicht zu stören wagte. Sie sahen mit den geschlossenen Augen so jung und glücklich aus, wie zu der Zeit, als ich in Ihnen die Braut Seiner königlichen Hoheit des Prinzen von Preußen weckte."

„Du bist eine Schmeichlerin, Christine. Aber jetzt geh, bring' mir mein Frühstück, dann aber mache mich mit Deinen geschickten Händen so schön als Du kannst, denn ich möchte nicht, daß mein Cousin der Herzog von Cumberland vor meinem Anblick erschräke." Sie lachte bei diesen Worten.

Die Kammerfrau beeilte sich, die Befehle der gebietenden Frau zu erfüllen, und während dieselbe ihr einfaches Frühmahl, frische Milch und Zwieback, zu sich nahm, fragte sie: „Was hast Du bereits erfahren, Christine? Bleibt der Herzog von Cumberland lange hier? Hat er bereits sein Incognito abgelegt?"

„Gar Nichts habe ich gehört, meine Hoheit, Nichts, als daß Seine königliche Hoheit der Herzog von Cumberland sich zu der Armee begeben wollen, um gegen Napoleon zu zieh'n."

„Ha, das ist recht! Aber ich weiß, mein Cousin ist ein tapferer Krieger und hat dies schon als Jüngling in den Niederlanden bewiesen."

„Glücklich die Dame, welcher dereinst des Herzogs von Cumberland Hand zu Theil wird, Hoheit"; sagte die Kammerfrau.

„Ich hörte, der Herzog Ernst August würde sich niemals vermählen. Mein Oheim, König Georg III., hat ein wunderliches Hausgesetz gegeben, nach welchem sich die englischen Prinzen nur vermählen dürfen, wenn es an Thronerben fehlt. So hört' ich, ich bezweifle auch gar nicht, daß es sich so verhält, denn mein königlicher Oheim hat schon viel Seltsames und Lächerliches gethan. Er ist auch für

seine Strenge dadurch belohnt worden, daß sich sein Sohn, der Herzog von Clarence, unter seinem Stande heimlich vermählt hat. Aber was thust Du? Ich glaube noch niemals hast Du mein Haar in solche Locken gelegt?"

„Ich sah gestern im neuesten Journal diesen Haarputz, und finde, daß derselbe meiner schönen Hoheit vortrefflich zu Gesicht steht. Freilich gehört ein solches Antlitz dazu und Augen, wie eben nur Ihro königliche Hoheit von der Natur empfangen haben."

„Du wirst pensionirt, Christine, wenn Du fortfährst mir so zu schmeicheln. Die Königin Louise war viel schöner als ich. Nun? Warum stimmst Du mir nicht bei, alte Christine?"

„Ja, königliche Hoheit, Ihre Majestät die hochselige Königin waren eine sehr schöne Dame, aber Ihro königliche Hoheit sind eben so schön und dabei auch interessant und pikant. So hörte ich unzählige Mal die Herren sprechen, wenn sie unter sich im Garten um den Tisch saßen und rauchten, und Unsereiner so von fern ein wenig —"

„Horchte!"

„Promenirte, meine Hoheit. Besonders Seine Durchlaucht der Prinz, Ihrer Hoheit Gemahl, pflegte zu sagen: Königin Louise ist eine schöne Statue, Prinzessin Ludwig eine bezaubernde Frau."

Die Erwähnung ihres Gemahls schien die Prinzessin nicht sonderlich zu freuen, sie antwortete nicht, sondern nahm einige frische Rosen aus einer Vase.

„Was meinst Du, Christine, soll ich diese Blumen meinem Anzuge beifügen?"

„Natürlich! erlauben mir Ihro königliche Hoheit noch einige dunkle zu holen, für das Haar."

Die einfache, aber auf das Sorgfältigste ausgewählte Toilette der Prinzessin war vollendet; als sie den letzten Blick in den Spiegel warf, konnte sie sich zugestehen, daß sie eben so anziehend als schön durch ihre äußere Erscheinung war. Männerstimmen auf dem Platze unten lockten sie an das offene Fenster. Der Stallmeister mit seinen Untergebenen führte Pferde von seltener Schönheit auf und ab. Das Roß, dessen Zügel der Stallmeister gefaßt hatte, war ein Rappe von ächt arabischer Abkunft. Jetzt traten drei Herren mit dem Herzog heraus, einer davon, welcher zur rechten Seite des Herzogs ging, trug einen dunkelblauen Rock mit rothem Kragen. Er fiel durch seine schlanke Gestalt und aufrechte Haltung auf, seine Züge waren nicht schön aber bedeutend, eine feingeformte Adlernase gab dem Gesicht den Ausdruck der Herrschlust und Entschlossenheit.

Mit vieler Herzlichkeit schüttelte er die Hand des alten Herzogs Karl, dann schwang er sich gewandt und mit Anstand auf das schwarze Roß.

Die andern beiden Offiziere bestiegen jetzt ebenfalls ihre Pferde.

War es Zufall, that es die Prinzessin mit Absicht? Sie hat darüber wohl niemals gesprochen, aber eine der schönen dunklen Rosen, welche sie in der Hand hielt, fiel herab, gerade so, daß der Reiter auf dem Rappen sie auffangen konnte. Er blickte empor und sah die Prinzessin. Ehrerbietig grüßte er sie, dann drückte er die Rose an seine Lippen und sprengte davon.

„Bei'm Jupiter, das ist die schönste Frau der Welt!" sagte er zu seinem Adjutanten.

„Dann lassen Sie uns umkehren, königliche Hoheit", erwiederte lächelnd der Angeredete. „Sie kommen Morgen noch früh genug zur Armee und bevor Sie in den blutigen Kampf ziehen, Hoheit, für die Freiheit eines Landes, das ja nicht Ihrer Hoheit Vaterland ist, verdienen Höchstdieselben schon einen herrlichen Tag in dem Sonnenstrahle schöner Augen."

„Ich habe meinem Vetter, dem König von Preußen geschrieben, daß ich am zweiten Juni bei der Armee sein werde, ein Fürstenwort muß gehalten werden. Uebrigens ist es besser für mich, diese Zauberin zu fliehen als aufzusuchen; obgleich ich sie eben zum Erstenmal sah, weiß ich doch vom Herzog von Mecklenburg, daß diese Dame seine Tochter ist, die Prinzessin von Solms-Braunfels, also — eine Vermählte!"

Der Adjutant sagte Nichts, der Herzog wandte sich nach ihm um und rief: „Warum bleiben Sie einen halben Schritt hinter mir zurück, Sir Edmund? Meinen Sie, daß ich deßhalb nicht bemerke, daß sie heimlich lächeln? Aber es ist ein Unterschied zwischen flüchtigen Neigungen und einer großen Leidenschaft — doch lassen wir das! Jetzt gilt es die Franzosen aus Deutschland jagen, dazu den sogenannten König von Westphalen, welcher jetzt auch das Land sein zu nennen beliebt, wo die Wiege meiner Ahnen stand."

„Sie haben Recht, königliche Hoheit, wie immer. Ich vergaß, daß Sie als Enkel des Kurfürsten von Hannover ein halber Deutscher sind, und Sohn einer deutschen Prin-

zessin. Auch muß ja Hannover wieder an England zurückfallen."

Prinzessin Friederike hatte sich, halb geschmeichelt, halb geärgert, vom Fenster zurückgezogen. Zu viel Huldigungen hatten bisher die ausgezeichnetsten und schönsten Männer ihr dargebracht, als daß sie nicht hätte bemerken sollen, wie mächtig der Eindruck war, den ihr Anblick auf den Herzog von Cumberland hervorbrachte. Wie froh hatte sie gestern die Nachricht von seiner Anwesenheit gemacht, denn ihr lebhafter, unternehmender und abenteuerlustiger Charakter ersehnte täglich Abwechslung. Sie war des ruhigen Aufenthaltes in dem ländlichen Schlosse schon herzlich müde, und jetzt, wo sie auf den Verkehr mit einem interessanten, muthigen Fürsten gehofft hatte, welcher ihr durch Verwandtschaftsbande nahe stand, war derselbe plötzlich abgereist.

Sie war verdrüßlich, daß der Gang zu der Heidin sie um eine interessante Bekanntschaft gebracht hatte, und doch dachte sie auch nicht ungern an die zweite Prophezeihung der Wendin.

Sollte noch eine Königskrone ihr zu Theil werden, und welche? Wenn ihr Gemahl in der Schlacht fiele?! Aber fort mit diesen Gedanken! Friederike von Mecklenburg war nicht der Charakter, um ihr Glück auf einem Grabe erbauen zu wollen, auf dem Grabe des Mannes, welcher der Vater ihrer jüngeren Kinder war. Sie gehörte der reformirten Kirche an, Scheidung war möglich.

Eine Königin sein, herrschen, arbeiten können, aber im Großen, das war der Wirkungskreis, welcher ihrem stolzen, hochstrebenden Geiste zusagte.

Sie ging, um ihrem Vater, dem Herzog, guten Morgen zu sagen, und vernahm daß er sich allein in seinem Cabinet befände.

Als die Prinzessin eintrat, fand sie den Herzog mit Briefschaften, welche eben eingelaufen waren, beschäftigt.

„Neue Nachrichten von den Verbündeten, Friederike," rief ihr der alte Herr zu. „Napoleons Muth ist noch nicht gebrochen, im Gegentheil! Er weiß, daß er jetzt sein Alles auf dem Spiele stehen hat!"

„Er ist ein eiserner Mann, und hatte bisher Gegner, welche unter sich uneinig waren; jetzt, wo fast ganz Europa ihn bekriegt, wird seine Macht bald vernichtet sein;" erwiederte die Prinzessin, „aber was ist das Neueste, gnädigster Papa?"

Der Herzog sagte: „Hier sind Briefe von Deinem Bruder, auch vom Könige einige Worte. Die Keckheit der preußischen und russischen Streifparthieen nimmt von Tage zu Tage zu, die Zahl der Freiwilligen mehrt sich fast stündlich, überall in ganz Deutschland, mit Ausnahme von Sachsen und Bayern, wird mit dem größten Eifer gerüstet. Am 30. Mai hat Czermitschef in Halberstadt ein ganzes Regiment französischer Infanterie gefangen, vierzehn Geschütze und reiche Beute an sich gebracht und zu derselben Zeit bestanden die Lützower auf ihren Streifzügen durch Thüringen mehrere kleine, aber stets siegreiche Gefechte. Bonaparte ist darüber wüthend", fuhr der Herzog fort, „Alles liegt ihm jetzt daran, den Volksgeist, der aus seiner Betäubung erwacht ist, wieder niederzudrücken und zugleich an Preußen Rache zu nehmen. Man weiß aus sicherer Quelle, daß

Oudinot die bestimmtesten Befehle seines Kaisers hat, sich nach Berlin zu wenden und die Hauptstadt zu erobern, doch hoffen wir den Plan des Korsen und die Unternehmungen des Marschalls zu vereiteln."

„Wie, nach Berlin wollen diese Uebermüthigen?" rief die Prinzessin, indem sie rasch aufsprang. „Dann darf ich nicht einen Augenblick länger zögern, theurer Vater, ich muß nach Berlin zu meinen ältesten beiden Kindern, jetzt, wo der Weg dahin noch frei ist."

„Unmöglich, meine Tochter, ich bin froh, daß ich Dich hier geborgen weiß, auch Solms wünschte, daß Du mit den jüngsten Kindern bei Deinem Vater bleiben möchtest, während er fern sein muß, und —"

„Und nicht mein Hüter sein kann. O, ich kenne des Prinzen thörichte Eifersucht, als ob ich jetzt an etwas Andres denken könnte, als an Deutschlands Rettung. Ich muß nach Berlin, die Anwesenheit der Schwester Louisens wird auf die Berliner wohlthuend wirken. Nimmer dürfen die Feinde die Hauptstadt besitzen und da gebieten, wo der große Kurfürst und der große König ihre Befehle in die Welt sandten. Eher will ich mit eigener Hand den Feuerbrand in das Berliner Schloß werfen, ehe ich zulasse, daß es von dem Manne bewohnt wird, der unsern Fürsten Kronen vom Haupte riß, und Kronen aufsetzte. Erlauben Sie mir, gnädigster Papa, daß ich Vorkehrungen zu meiner Reise treffe und meine Befehle gebe."

Der Herzog war eine nachgiebige Natur, ein alter Mann, noch älter als seine Jahre, seit dem Tode seiner königlichen Tochter, deßhalb machte er keine Einwendungen mehr, son-

dern versprach der Prinzessin, seiner Seits dem Hofmarschall aufzutragen, nach Kräften für ihre Bequemlichkeit und Sicherheit Sorge zu tragen.

Friederike von Mecklenburg versammelte ihr kleines Gefolge um sich, und gab überall, ruhig aber energisch, ihre Befehle, legte auch hier und da selbst mit Hand an. Dabei vergaß sie das Versprechen nicht, welches sie der Baronesse Clary gegeben hatte, und ließ dieselbe zu sich bitten.

Die Greisin blickte sich staunend in den Gemächern der Prinzessin um, nachdem sie dieselbe mit Anstand begrüßt hatte.

„Sie treffen mich im Begriff in zwei Stunden nach Berlin zu reisen," redete die Prinzessin die alte Dame an, „sind sie noch geneigt, mich zu begleiten, so haben Sie die Güte, sich fertig zu machen. Wir reisen noch diesen Morgen ohne Aufenthalt, ich muß morgen Abend in der Hauptstadt sein."

„Ich werde mich bereit halten, königliche Hoheit", erwiederte die Baronesse mit einer Verbeugung und entfernte sich.

Die Kammerfrau, welche das Vertrauen ihrer Herrin besaß, auch manches von deren Geheimnissen kannte, sah die Prinzessin mit verwunderter Miene fragend an und schüttelte unwillkürlich den Kopf.

„Du staunst, Christine?" sagte die Prinzessin, „ist es für Dich denn ein Wunder, wenn ich einmal Etwas thue, was ein Anderer unterlassen würde? Ich bin jetzt freilich eine arme Prinzessin, habe aber doch in meinem Palais noch Raum genug, einer Greisin, welche mich darum gebe-

ten hat, zwei Gemächer einzuräumen. Für ihre übrigen Bedürfnisse wird gesorgt."

„Man sagt, Hoheit, daß diese alte Baronesse seit Jahren an Geistesstörungen leidet, könnte sie nicht eine Last für meine gnädigste Frau werden?"

„Unbesorgt, Alte, die gute Dame ist nicht tobsüchtig, sie behauptet nur allerlei Wunderliches und giebt zuweilen Wahrheit und Dichtung aus ihrer Vergangenheit zum Besten. Sie sitzt ruhig in ihren Zimmern, liest und schreibt, also wird sie Niemanden stören."

Die Kammerfrau verbeugte sich ehrerbietig und fuhr fort, den Schmuck und die Garderobe der Prinzessin einzupacken.

Zur bestimmten Zeit war Alles fertig, auch die alte Dame hatte sich eingefunden.

Die Prinzessin wechselte unter vier Augen einige Worte mit ihr und empfing von der Greisin das Versprechen, welches die Fürstin begehrt hatte.

Kurz, aber herzlich war der Abschied zwischen dem alten ehrwürdigen Herzog und seiner schönen Tochter.

Im ersten Wagen nahm die Prinzessin mit ihren Kindern und der Baronesse Platz, im zweiten und dritten folgten ihre Gesellschaftsdame, der Reisemarschall und die Dienerschaft.

Die Prinzessin lehnte sich in den Wagen zurück und hing ihren Gedanken nach, die alte Dame blieb aus schuldiger Rücksicht stumm. Vielleicht dachte auch sie an Zeiten und Menschen, von denen sie nicht sprechen wollte. Die

Kinder waren, wie stets Kinder auf Reisen, sehr glücklich und bei allem was sie sahen, interessirt.

Niemand, der die Prinzessin näher kannte, konnte ihr Herzensgüte und Großmuth absprechen, allein sie war eine von den reich angelegten Naturen, welche sehr viele zum Theil widersprechende Eigenschaften besitzen und ihr Charakter war durchaus kein passiver.

Geistreich und phantasievoll, war sie doch auch verschlagen und wenn auch die erste Regung für die gefangene Dame Mitleid gewesen war, so würde sie doch dieselbe vielleicht nicht mit sich genommen haben, hätte ihr nicht daran gelegen, einem Geheimnisse auf die Spur zu kommen. Prinzessin Friederike hegte schon in ihrer Kindheit mehr Ehrgeiz als die Königin Louise, ihre Schwester. Als diese dem Kronprinzen von Preußen verlobt wurde, dachte Prinzessin Friederike daran, noch höher zu steigen, der Prinz von Wales war zu jener Zeit noch unvermählt und selbst ihr Vater hatte einige Mal darauf hingedeutet. Sie wußte, daß ihr wohlgetroffenes Porträt ihrer Tante der Königin Charlotte von England zugesandt worden war. Da, eben als sie sich der Erfüllung ihrer stolzen Hoffnungen am nächsten wähnte, zeigte der Herzog seiner Tochter an, daß er ihre Hand dem Prinzen Ludwig zugesagt habe.

Friederike war nicht wenig überrascht, dennoch verließ sie ihre Geistesgegenwart keinen Augenblick.

„Wie, mein gnädigster Papa?“ hatte sie damals ausgerufen, „haben Sie meine Hand nicht dem Prinzen von Wales bestimmt, oder hat er mein Bild mit Abneigung betrachtet?“

„Mein Kind," hatte damals der Herzog erwiedert: „ich vermuthe, daß der Prinz es gar nicht zu sehen bekommen hat. Deine Tante, die Königin, hat ihren Sinn geändert, sie wünscht keine Prinzessin ihres Hauses zur Schwiegertochter, und hat mir dies in ihrer entschiedenen Weise geschrieben. Ich kenne Charlotten, die Abkömmlingin der Obotriten, genügend, um zu wissen, daß sie bei dem bleibt, was sie einmal fest beschlossen hat."

Niemals hatte die Prinzessin Friederike ihrer Tante diese Kränkung vergessen und als sie von dem unglücklichen Zustande Georg III. hörte, von dem Widerwillen des Prinzen von Wales gegen seine Gemahlin Caroline von Braunschweig, gab sie sich nicht die geringste Mühe, ihre Schadenfreude zu unterdrücken. Die königliche Tante, sagte sich Prinzessin Friederike, hatte alle ihre Leiden verdient, durch ihre Abneigung gegen ihre Nichten.

Die schöne Frau war noch jung, ihr Temperament jünger noch als ihre Jahre. Noch Vieles konnte ihr die Zukunft bringen, es war möglich, daß sie dereinst noch Waffen gegen die Königin Charlotte nöthig hatte, daß diese wunderliche Dame, welche jetzt neben ihr saß, im Stande war, ihr diese Waffen zu liefern.

Ohne Aufenthalt ging die Reise vor sich und als am andern Abende die ersten Sterne am Himmel erglänzten, fuhr die Prinzessin Friederike durch das Brandenburger Thor von Berlin.

Ungewöhnliches Leben herrschte auf den breiten Straßen der Hauptstadt, hie und da standen Gruppen versammelt

im eifrigen Gespräch, es schien sich etwas Wichtiges ereignet zu haben.

In der Nähe ihres Palais erblickte die Prinzessin einen Kammerherrn ihres Schwagers, und mit der ihr eignen Lebhaftigkeit beugte sie sich zu dem Wagen heraus und winkte dem Herrn mit ihrem Taschentuche.

Baron von Kleist leistete diesem Winke sofort Folge, die Prinzessin beachtete kaum seine ehrerbietige Verbeugung, sondern rief: „Was ist geschehen, lieber Baron? ich sterbe vor Wißbegier, doch kein Unglück?"

„Im Gegentheil, königliche Hoheit! Wissen Sie schon, daß der französische Marschall Oudinot den Befehl des Kaisers hatte, Berlin zu nehmen?"

„Alles weiß ich, deßhalb bin ich hierher geeilt, um bei meinen ältesten Kindern zu sein und — vielleicht mit Berlin zu verbrennen!"

„Gott Lob, dahin kommt es nicht, königliche Hoheit. Bis Lukau war allerdings Oudinot bereits gekommen, aber dort hat sich ihm Bülow entgegengestellt und die Franzosen eben nicht glimpflich empfangen. Obgleich das Bülow'sche Armeecorps nur halb so stark als das des Marschalls gewesen ist, sind doch die Preußen vollständig Sieger gewesen und die Franzosen gezwungen worden, eiligst ihren Rückzug anzutreten."

„Herrlich! Bülow verdient einen frischen Lorbeerkranz und soll ihn aus meiner Hand erhalten, sobald ich diesen tapfern Mann wiedersehen werde. Doch Sie müssen mir mehr erzählen, Baron Kleist, kommen Sie in einer Stunde zu mir."

„Zu Befehl, Ihro königliche Hoheit.“

Der Baron verbeugte sich und entfernte sich.

Während der Unterredung zwischen ihm und der Prinzessin, waren mehrere Vorübergehende gewahr geworden, daß die von der Reise kommende Dame die Prinzessin Friederike von Solms-Braunfels sei.

Obgleich der fürstlichen Dame von Dem und Jenem Neigung zur Intrigue, Herrschlust, von Andern Koketterie und Abenteuerlust nachgesagt wurde, kannte man doch auch ihre Wohlthätigkeit, ihre herzliche Liebe zu ihren Kindern, ihre anmuthige Höflichkeit. Ihre Diener lobten sie als eine milde Herrin. Sie war ja die Schwester der unvergessenen Königin Louise, die Wittwe des Prinzen Ludwig, schnell aus der Heimath nach Berlin gekommen, als sie die Residenz bedroht geglaubt hatte.

Diese Hingebung wurde ihr von dem Volke — und wer ist denn dankbarer als eben das Volk? — hoch angerechnet. Rasch sammelten sich mehrere Hunderte um den Wagen der Prinzessin, lawinenartig schwoll diese Menge zu Tausenden an, aus allen Kehlen ertönte der Ruf: Es lebe die Prinzessin Friederike! Vivat, Willkommen, es leben die Hohenzollern!

Die Prinzessin schaute lächelnd und grüßend zum Wagenfenster heraus; dieser Empfang that ihrem Herzen wohl und freudig rief sie aus: „Sei auch Du mir gegrüßt, mein liebes, liebes Berlin!“

Capitel IV.

Erzählungen eines alten Dieners.

Neun Uhr war vorüber, im kleinen Salon, in welchem die Prinzessin ihren Thee zu nehmen pflegte, saß sie im lebhaften Gespräch mit dem Baron von Kleist, der, was ihm vom Kriegsschauplatze bekannt war, der fürstlichen Dame mittheilte. Das Gesellschaftsfräulein der Prinzessin machte den Thee. Die Letztere war in der rosigsten Laune, ihre ältesten beiden Kinder, Prinz Friedrich und Prinzessin Friederike waren gesund, sie sollten am nächsten Morgen die Mutter begrüßen, und ein kleines Armeecorps unter Bülow's Befehl hatte das bedeutend größere des Marschalls Oudinot geschlagen. Das hatten Preußen gethan!

Im Zimmer des Haushofmeisters befanden sich zu derselben Zeit Christiane, die Kammerfrau, der Secretär und Mademoiselle Jeanette, eine nicht mehr junge, aber gern noch für jung geltende Schweizerin, welche die Aufgabe hatte, mit den Prinzen von Solms und deren kleiner Schwester französisch zu sprechen, und zuweilen in Toilettenangelegenheiten Rath zu ertheilen. Rühmte sie sich doch, während ihres Aufenthaltes in Paris zum Haushalt der Kaiserin Josephine gehört zu haben.

Der Haushofmeister hatte in England Thee machen gelernt, eine Kunst, in welcher man im Jahr 1813, in Deutschland noch nicht so stark war wie jetzt. Auch heute übte er sie zu Gunsten seiner Gäste und zu seiner eigenen

Erquickung aus, und das Gespräch unter den vier befreundeten Hausgenossen schwebte lebhaft auf und ab.

„Ich möchte jetzt schon im Salon der Hoheit sein", bemerkte Mademoiselle Jeanette, „um Alles genau hören zu können, was sich auf den Schlachtfeldern ereignet hat, und was die Hoheit durch den Herrn Baron vernehmen wird.

„Was der Herr von Kleist erzählt, wissen wir auch, Jeanettchen", sagte der alte Herr, „Seine Majestät sorgen dafür, daß seine getreuen Berliner über die wichtigen Ereignisse stets sichre Nachrichten erhalten. Glaubt mir Kinder, der Sieg bei Lukau ist nur der Anfang vom Ende, schließlich ist es doch mit der französischen Glorie aus und die Preußen ziehen noch siegreich in Frankreich ein."

„Ich kann nur noch immer nicht begreifen, wie es möglich gewesen ist, daß die windigen Franzosen die tapfern Deutschen so oft geschlagen haben, sogar unsere derben Pommern und die muthigen Brandenburger unter Blücher und all den großen Generalen. Wenn ich an den Prinzen Louis Ferdinand denke, an diesen liebenswürdigen Herrn, ohne die schändlichen Franzosen lebte er auch noch!" seufzte die Kammerfrau.

„Das will ich Ihnen Alles klar machen, Frau Christiane", sagte der Haushofmeister, „das hat mir schon der große König ganz einleuchtend vorgestellt, dieser Herr, Gott habe ihn selig, sah in die Zukunft, er wußte, wie Alles kommen würde."

„Haben Sie das Glück gehabt, mit dem großen Friedrich zu sprechen?" fragte der Secretär mit einer Miene, in welcher sich einige Ungläubigkeit zeigte.

Dem alten Haushofmeister entging das nicht, doch sagte er kein Wort darüber, sondern fuhr lächelnd fort, „Sie sind eben erst vier Jahre bei Seiner Durchlaucht dem Prinzen, also kennen Sie meine Vergangenheit nicht, zumal, da ich die Weise habe selten viel zu sprechen, am Wenigsten von mir selbst."

„Das ist wahr, Herr Haushofmeister," bekräftigte die Kammerfrau, „wenn Sie sich aber endlich einmal herbei lassen, den Mund aufzuthun, so ist das, was Sie mittheilen, auch werthvoll. Wir sitzen hier so schön gemüthlich beisammen, da könnten Sie uns wohl die Freude machen, uns ein Stück aus Ihrer Lebensgeschichte zu erzählen, und auch das, was König Friedrich Ihnen gesagt hat."

Mademoiselle Jeanette schenkte frischen Thee ein, der Haushofmeister leerte mit Behagen seine Tasse und begann: „mein Vater war Bereiter bei dem hochseligen Könige, Friedrich Wilhelm II., als dieser noch Prinz war. Ich war kaum zwei Schuh hoch, so wurde ich schon auf ein Pferd gesetzt, denn ich sollte mit der Zeit ebenfalls Bereiter werden. Dazu besaß ich aber nicht die geringste Lust, ich hatte nicht für einen Pfennig Pferdeverstand, wie die Pferdekenner sagen, sondern wollte studiren. Nebenher liebte ich die Blumen sehr und las über Blumen und Blumenzucht, was mir nur in die Hände kam. So oft als möglich suchte ich nach Potsdam zu kommen, fing Bekanntschaft mit dem Untergärtner in Sanssouci an, und half so viel als mir erlaubt wurde. Als ich etwa eilf Jahre alt war, stand ich einst im Garten und las Raupen von den

Rosen ab, ich hatte nicht bemerkt, daß der König hinter mir stand und fuhr in meiner Beschäftigung fort.

„Was thust Du hier?" rief eine wohllautende gebieterische Stimme hinter mir, ich drehte mich rasch um, vor mir stand der König. Nun hatte ich oft gehört, daß es der König nicht leiden könne, wenn man ihm nicht frisch weg antworte, ich nahm also flugs meinen Hut ab, machte meine beste Verbeugung und sagte: „ich lese Raupen ab, Ihro Majestät."

„So seh ich, bist Du ein Gartengehülfe, hast ja andre Kleidung. Wer bist Du, und wie kommst Du hierher?"

„Majestät ich bin der Sohn des Bereiter Eberhardt, welcher Seiner königlichen Hoheit dem Prinzen von Preußen zu dienen die Ehre hat. Weil heute Sonntag ist, hat mein Vater mir erlaubt, nach Potsdam zu gehen, den schönen Garten hier zu sehen ist meine größte Freude, und da Ihro Majestät nicht verboten haben —"

„Schon gut!"

Der König war damals, es sind jetzt eine hübsche Reihe Jahre her, noch ein stattlicher Herr, ein leichtes Lächeln belebte sein etwas strenges Antlitz als er mir in etwas barschem Tone zurief: „Sonntag, ja, Sonntag! Gehst Du denn in keine Schule und hat Dein Lehrer Dir nicht gesagt, daß man Sonntags nicht arbeiten darf? Raupen ablesen ist eines Gärtners Arbeit, weßhalb hältst Du den Sonntag nicht heilig. Antworte, Bursche."

„Majestät, in der Schrift steht geschrieben, so Einem am Sabbath ein Lamm in den Brunnen fällt, holt er es heraus, Jesus selbst sagt es. Wenn ich Raupen auf Rosen

sehe, muß ich sie ablesen, ich kann es nicht lassen, obwohl ich kein Gartengehülfe bin, ich tödte das Ungeziefer, es mag Sonntag oder Wochentag sein. Wollt' ich bis morgen warten, würde die Hälfte dieses Rosenbäumchens morgen kahl sein. Ich glaube, wenn Ihro Majestät Sonntags auf den Feind gestoßen wären, Sie würden auch nicht gezögert und bis auf den Montag gewartet haben."

Der König lachte, „in dem, was Du sagst, ist Menschenverstand, Junge. Ich habe stets den Grundsatz gehabt, jede Minute, in welcher ich Etwas thun kann, auch wirklich Etwas zu thun. Ich will die nächsten benützen Dir einige Lehren zu geben, Du wirst sie nicht vergessen, denn was Könige sprechen, merken sich die Leute. Höre zu, Junge, einzelne Schönheit ist selten auf Erden, obgleich das Ganze schön ist, Güte, Tugend, Treue, Tapferkeit, Gelehrsamkeit, Talente, sind seltener als Mittelmäßigkeit, auch seltener als das Schlechte. Genie — Du wirst aber wohl nicht wissen was das ist? — also Genie ist sehr selten, und recht selten ist der gesunde, ich meine so recht von oben bis unten kerngesunde Menschenverstand. Du hast einen Theil dieses Verstandes, conservire ihn Dir. Lies kein Buch, das Du nicht bald verstehen kannst, was nicht klar ist, verwirrt nur. Nimm nicht Alles für baare Münze, was die Geistlichen Dir sagen, halte stets Augen und Ohren offen und sieh Dich in der Welt um, so viel Du kannst." Nach diesen Worten nickte mir der König gnädig zu und ging weiter.

„Das ist für Sie eine hehre Erinnerung, Herr Haushofmeister," sprach der Secretär.

„Gewiß, Herr Secretär, ich habe mir auch des Königs Worte daheim sogleich aufgeschrieben, und sie mir später oft zur Richtschnur genommen. Bald nach jenem Sommermorgen starb mein Vater, und meine Mutter zog zu ihrem verwittweten Bruder nach Neu-Strelitz und nahm mich mit. Der Prinz von Preußen gab ihr eine Pension, diese sollte sie aber in Preußen verzehren. Weil die Pension aber klein war, und meine Mutter kränklich, reichte das Geldchen nicht für unsere Bedürfnisse hin, und man rieth meiner Mutter, in einer Bittschrift an den König um die Erlaubniß nachzusuchen, daß sie ihre Pension auch im Auslande verzehren dürfe. Ich schrieb das Imediat-Gesuch möglichst sauber ab und fand Mittel und Wege, dasselbe Seiner Majestät zu überreichen.

Der König erinnerte sich meiner sogleich: „Es ist Menschenverstand darin, daß Du selbst gekommen bist und überhaupt darin, daß sich Deine Mutter an mich gewandt hat. In's Ausland will Deine Mutter mit Dir? Wohin denn?"

„Nach Mecklenburg-Strelitz, Ihro Majestät."

Der König lachte, „das ist weit von hier, wird man Dich dort verstehen, Junge?"

„Ich sollt' es denken, Ihro Majestät, man redet ja dort deutsch."

„Nun, wo ist denn da das Ausland? Aber es heißt so und ist auch gewissermassen Ausland. Hätte ich hunderttausend Mann, murmelte er, dann sollte es anders sein." Er schrieb an den Rand: Bewilligt.

Ich bedankte mich ehrerbietigst, der König winkte mit der Hand, dann aber rief er mich zurück und schenkte mir ein Goldstück, „reise mit Gott, wenn Du groß sein wirst und es wieder Krieg giebt, werde ich Dich wiedersehen, Du wirst einen guten Unteroffizier vorstellen."

„Ihro Majestät haben doch Oesterreicher, Russen und Franzosen besiegt, jetzt wird es doch wohl eine Zeit Ruhe geben," sagte ich.

Der König war in Gedanken verloren, er schien mich gar nicht mehr zu sehen, „Lumperei!" rief er aus: „Stükkelwerk, Lumperei. Wenn ich deutscher Kaiser wäre, meine Devise sollte lauten: ne quisquam Ajacem possit superare nisi Ajax.

Die Worte verstand ich nicht, denn ich hatte in meiner Schule bisher blutwenig Latein gelernt, nur von den Gartengehülfen die lateinischen Benennungen vieler Blumen, aber ich merkte mir die Namen Ajacem und Ajax und ging zu dem Herrn Lehrer, ihn zu fragen, was das heiße. Leider war mein Lehrer auch kein sonderlicher Philologe, und erst in Neu-Strelitz wurde mir der Spruch verdeutscht, den ich um der anwesenden Damen Willen übersetze: Ajax kann nur durch Ajax besiegt werden."

Die Geschichte dieses Helden und Königs erfuhr ich später, als ich in Neu-Strelitz guten Unterricht erhielt. Was der hochselige König damit gemeint hatte, ist mir in diesem Kriege erst recht klar geworden. Da prahlen die Herren Franzosen mit ihren Siegen über die Deutschen, aber wie weit wären sie denn ohne den schändlichen Verrath der preu-

ßischen Festungscommandanten, und ohne die Hülfstruppen, welche der aus deutschen Fürsten bestehende Rheinbund unter Napoleons Commando stellte, gekommen?

Der Deutsche kämpft gegen den Deutschen, Ajax gegen Ajax, hätten alle deutsche Fürsten zu Preußen gestanden, könnte es nun und nimmer so weit gekommen sein. Der große König wollte ein Deutschland haben unter einem Hut, dann hätte es keinen Feind mehr zu fürchten."

„Aber was sollte dann aus den anderen Fürsten werden? Sie reden von Unmöglichkeiten, Herr Haushofmeister," sagte die Kammerfrau.

Der Haushofmeister wollte antworten, in diesem Augenblicke ertönte ein anhaltender Schrei. Alle sahen einander bestürzt an. Die Kammerfrau erhob sich rasch und verließ das Zimmer, sie schien zu glauben, daß der seltsame schrille Laut aus den Gemächern der Baronesse Clary komme, und eilte, nach der Dame zu sehen.

Die Schweizerin hüllte sich in ihr Tuch, rückte näher zu dem Sekretär und sagte: mir gruselts, ich würde jetzt um keinen Preis dies Zimmer allein verlassen. Frau Christiane ist eine muthige Person. Haben Sie einmal die weiße Frau gesehen, die im Schlosse umherwandeln soll, bevor ein Mitglied der königlich preußischen Familie stirbt?"

„Ammenmährchen, Mademoiselle!" bemerkte der Sekretär, „ich wundre mich, daß eine so aufgeklärte Dame wie Sie dergleichen für möglich halten kann."

Der Haushofmeister sagte: „ich habe von der weißen Frau oft gehört, gesehen aber sie niemals, da-

gegen ist mir in England einmal Etwas begegnet, wenn ich es nicht selbst gesehen hätte, würde ich es nicht glauben."

„Bitte, erzählen Sie, Herr Haushofmeister, es ist kaum über zehn Uhr, und an Schlaf denkt doch noch Keiner von uns."

Capitel V.

Weitere Mittheilungen eines alten Dieners.

Ich muß, begann Eberhardt nach einer Pause, ehe ich von meinen Erlebnissen in England erzähle, noch einmal von Neu-Strelitz sprechen.

Der Bruder meiner Mutter war Küchen- und Kellermeister des regierenden Herzogs und erreichte es, daß ich zum Lehrling des Mundkoches seiner Durchlaucht angenommen wurde. Ich lernte von meinem Oheim auch Etwas mit Wein umgehen und brachte es zu einiger Kennerschaft in Bezug auf Sorte, Jahrgang und Reinheit dieses edlen Getränkes.

„Hahaha, diese Studien machten Sie wohl sehr gern, Herr Haushofmeister", sprach der Sekretär.

„Freilich, freilich, sie kamen mir später zu Statten. Ich wäre eigentlich lieber Kunstgärtner geworden, allein, als ich noch jung war, fragten Eltern und Vormünder wenig nach den Neigungen ihrer Pflegebefohlenen, und das hatte zuweilen auch sein Gutes. Ich war anstellig, und das Beste dabei, daß ich viel freie Zeit gewann, welche ich mit Lesen verbrachte.

Der Schwager meines Oheims war Geistlicher in der Stadt, er besaß eine gewählte Bibliothek, freute sich an meiner Eßlust und nahm sich sogar Zeit, mich im Lateinischen, in Geographie und Geschichte in den Abendstunden, die ich frei hatte, zu unterrichten. Der gute freundliche Pastor bedauerte, daß mein Oheim mich nicht Theologie studiren ließ, ließ, ich dagegen habe dies niemals beklagt. Schwerlich hätte ich als Theolog so viel von der Welt gesehen, als in meinem jetzigen Berufe. Als Landpfarrer Jahr aus Jahr ein in einem norddeutschen Dorfe leben zu müssen, schrecklich!

Jeanette schüttelte sich vor Lachen und sagte in ihrer Muttersprache „gewiß schrecklich! Wenn ich mir so etwas vorstelle, muß ich schon lachen. Nicht Paris gesehen zu haben, welch' ein Unglück und", setzte sie mit einer koketten Kopfbewegung hinzu, „nicht das schöne Berlin!"

Eberhardt fuhr fort: „ich war mit der Zeit ein leidlich hübscher und gewandter Bursche geworden und war bei den Festlichkeiten am Hofe unsers Herzogs wohl zu brauchen, als Koch, als Diener beim Aufwarten, als Decorateur. Keiner band Bouquets und Guirlanden so geschmackvoll wie ich, am Ordnen eines Blumentischchens übertraf mich Niemand. Die Prinzessin Sophie Charlotte, eine stolze, stattliche junge Dame, wurde damals mit dem König Georg III. von England verlobt und dieses frohe Ereigniß wurde gebührend gefeiert. Die fürstliche Braut war, in Folge dieses glänzenden Looses, das ihr zu Theil wurde, in sehr gnädiger Laune. Als sie einst im Garten promenirte und mich eben ein Bouquet für sie binden sah, sagte sie huldvoll: „weßhalb setzen Sie dieses Bouquet aus goldgelben

und scharlachrothen Blumen zusammen und fügen in der Mitte Disteln hinzu?" Ich erwiderte: weil scharlach und gold die englischen Farben sind und die Distel im Wappen von Irland, gnädigste Frau". Hierauf lachte die Prinzessin und befahl, daß ich nicht nur ihrem deutschen Reisegefolge eingereiht werden sollte, sondern fortan auch in England zu ihrer Dienerschaft gehöre. Ihre Obersthofmeisterin äußerte, darüber müsse wohl erst Seine Majestät, König Georg, entscheiden, allein die Prinzessin antwortete kurz: „es bleibt bei Dem, was ich gesagt habe". Die Königin Charlotte ist eine energische Dame, welche ihren eigenen Willen hat. Nun, ich folgte Ihrer Majestät und wurde unter dem Titel Kammerdiener angestellt. Nur selten sah ich das Angesicht der Königin, hatte auch sehr wenig zu thun, aber da meine Collegen freundlich gegen mich waren, und es in London und Windsor, überhaupt in England viel für mich zu sehen gab, worüber ich erfreut und erstaunt war, so gefiel es mir im Ganzen sehr gut in meinen neuen Verhältnissen."

„Aber jetzt die grausige Geschichte, Herr Haushofmeister", bat Mademoiselle Jeannette.

Die königlichen Herrschaften lebten theils in Kew, theils in Windsor, selten in London. Schloß Windsor ist auch so recht der Aufenthaltsort für den König eines mächtigen Reiches und mit keinem andern Schlosse zu vergleichen, einzig in seiner Art. Ich mußte oft nach London reisen, Einkäufe zu machen, man bekam damals in Windsor noch nicht Alles, was jetzt dort zu haben ist.

Eines Tages, es war im Jahre 1770, am ersten November, reiste ich auch nach London. Ein lieber Schulka-

merad von mir war daselbst eingetroffen und ich erbat mir von meinem Vorgesetzten auf drei Tage Urlaub, um meinem Freunde wenigstens einige Merkwürdigkeiten Londons zeigen und mich mit ihm gemüthlich unterhalten zu können. Der Urlaub wurde mir freundlich ertheilt. Mit Bollmann, so hieß mein Freund, wanderte ich in den Straßen umher. Ich zeigte ihm den belebten Hafen, den Tower, die Paulskirche, dann verließ mich mein Freund, um einen Gang zu thun, bei welchem ich ihn nicht begleiten konnte. Ich beschloß während dem, meine Geschäfte zu besorgen. In der Westminster Abtei wollten wir wieder zusammentreffen, sie beschauen und nach eingenommenen Diner den Abend in einem Theater verbringen. Es dämmerte schon, als ich in die Abtei trat. Es war gerade zur Zeit des Nachmittagsgottesdienstes. Müde von vielem Gehen setzte ich mich auf eine Bank und hörte zu, bis ich endlich nichts mehr vernahm, ich war eingeschlafen".

„Das begegnet in der Kirche auch andern Leuten", bemerkte der Sekretär mit einem Seitenblick auf Jeannetten, der alte Eberhardt fuhr fort: „Als ich erwachte, war es ganz dunkel um mich her. Im ersten Augenblick wußte ich nicht, wo ich mich befand, als ich mich besann, tappte ich nach der Thüre, die auf den großen Platz führt unfern von Whitehall. Sie war verschlossen. Ich rüttelte daran, klopfte, rief, Alles vergebens. Offenbar hatte man, ohne mich zu bemerken, nach Beendigung des Gottesdienstes die Kirchenthüren geschlossen und mir blieb nichts anderes übrig, als mich in mein Loos zu fügen und geduldig den nächsten Morgen zu erwarten."

„Ich wäre des Todes gewesen an Ihrer Stelle“, sagte Mademoiselle Jeannette.

„Ich kenne diesen Dom“, sprach der Sekretär, „ich glaube kein Feigling zu sein, gestehe aber auch, daß ich mich unheimlicher Empfindungen nicht hätte erwehren können. Große Kirchen haben bei Nachts für mich etwas Schauerliches!

„Von Grausen verspürte ich nichts“, ließ der Haushofmeister sich vernehmen, „aber ärgerlich war ich im höchsten Grade. Ich hatte auf einen angenehmen Abend mit meinem Freunde gerechnet, und sollte jetzt in dem dunklen Dome sitzen, während mein Landsmann vermuthlich eben so verdrüßlich mich gesucht hatte und wahrscheinlich jetzt entweder allein im Theater saß oder in seinem guten Bett lag. Dazu fing es an, recht kalt zu werden, mich fror, und um mich zu erwärmen, ging ich in dem Hauptgange des Domes auf und ab. Jetzt trat der Mond hell und voll aus den Wolken hervor und beleuchtete mit seinem unheimlichen Schimmer die vielen Denkmale der Abtei. Das Licht fiel so, daß es schien, als ob sich einige der Gestalten bewegten, ich wandte mich von ihnen ab. Damals hatte dieser Dom noch nicht viel buntgemalte Fenster, also war es heller, als es jetzt in einer Mondnacht sein wird. Als die Glockentöne die zwölfte Stunde verkündeten, dachte ich: sieben Stunden sind noch zu ertragen. Ich nahm mir vor, da ich doch nicht zu schlafen vermochte, an erfreuliche Gegenstände zu denken und bemühte mich, ein Shakespeares Lustspiel, das ich kürzlich gesehen hatte, in der Erinnerung nochmals zu genießen. Auch war ich in die anmuthige Schauspielerin,

welche die Hauptrolle gespielt hatte, verliebt, wie ein ganz junger Mann eben vernarrt ist. Ich erwähne das nur, damit Sie glauben können, daß ich durchaus weder träumte noch aus Furcht Schreckgestalten sah. Ich hörte die Glocke Eins schlagen und sagte zu mir selbst halb lachend: „Nun ist die Geisterstunde vorüber!“ In diesem Augenblicke bemerkte ich einen eigenthümlichen, durchdringenden Duft, wie ihn Massen von getrockneten Rosen und Orangenblättern verbreiten. Ein banger Klageton schallte an mein Ohr, und langsam schwebte eine Frauengestalt auf mich zu: „Unglück, Unglück über Englands Königinnen!“ rief sie aus und streckte drohend den Arm empor. „Unglück und Leid, bis eine Fromme, Fehlerfreie die Sünden ihrer Vorgängerinnen durch Tugenden sühnt!“ Ich blickte scheu auf die Gestalt, sie trug ein weißes Gewand, ihre Züge änderten sich jeden Augenblick. Im Gedanken betete ich das Vater unser und regte mich nicht. Als das erste Morgengrau durch die Fenster blickte, schwebte die Erscheinung langsam fort und versank im östlichen Ende der Abtei, in der Capelle Heinrich VII., wo die Könige und Königinnen Englands begraben wurden.“

„Ein schauerlicher Traum“, bemerkte der Sekretär.

„Halten Sie es für Traum!“ erwiderte der Haushofmeister trocken. „Ich sage nur, ich halte die Erscheinung für den ruhelosen Geist von Maria Stuart. Viel Glück haben aber von ihrem Tode an, Englands Königinnen nicht gehabt, auch Königin Charlotte trägt ihr Kreuz, es würde ihr ein noch schwereres, wäre sie nicht eine so kluge Dame.“

„Aber noch Anderes, nicht minder Schreckliches habe ich später erlebt, als ich das Letztemal in England war. Das war damals eine Nacht!“

„Und was war das für ein Erlebniß, Herr Haushofmeister?“ fragte der Sekretär, „ich meine, Sie sprechen zu verschwiegenen Freunden.“

„Gewiß, Herr Haushofmeister“, stimmte die alte Christiane, welche wieder eingetreten war, bei. Der Haushofmeister begann: „Es sind beinahe vier Jahre, als ich meine Urlaubszeit benützte, um einmal nach Neu-Strelitz zu reisen, Verwandte und alte Freunde zu besuchen. Ich wurde dort krank und der Herr Hofmedicus, den mir der durchlauchtigte Herzog sandte, meinte, eine Luftveränderung würde mich herstellen. Eine Seereise sei das Beste für mich. Ich suchte demnach um einen längeren Urlaub bei meinen Herrschaften nach und ging nach England. Der Herzog gab mir Briefe an seine königliche Schwester mit.

In London fand ich große Veränderungen, achtzehn Jahre war ich fern gewesen, aber unter den zum Haushalt der Majestäten gehörenden Personen erblickte ich doch manchen alten Bekannten, welcher mich freundschaftlich begrüßte. Ich ließ Ihrer Majestät wissen, daß ihr ehemaliger deutscher Kammerdiener mit Briefen vom herzoglichen Herrn Bruder da sei und hatte das Glück, zur Königin befohlen zu werden. Sie erschien im Vorgemach, nahm mir die Briefe selbst ab und fragte nach Vielen in Deutschland, vornehmlich nach ihren hohen Verwandten in Neu-Strelitz und entließ mich auf das Huldvollste.

Als ich nach dem Gemach gehen wollte, das ein alter

Freund mit mir theilte, im St. James-Palaste nämlich, begegneten mir die jüngern Prinzen, die Herzöge von Cumberland und Cambridge. Ich trat zur Seite, um mein respektvolles Compliment zu machen und hatte die Freude, daß mich der erstere sofort erkannte. Der Herzog von Cumberland war damals ein stattlicher Herr und obgleich ihm in der Schlacht ein Auge ausgeschossen worden war, mußte sein Antlitz doch gefallen. Ich habe es stets anziehender gefunden, als das Gesicht des Prinzen von Wales. Leutselig trat er auf mich zu und fragte, ob ich nun wieder für immer in England bleiben würde und dergleichen mehr. Es schien, als habe er noch einige Fragen auf den Lippen, aber er unterdrückte sie; zuletzt sagte er: „in wessen Diensten stehen Sie jetzt?"

„Ich habe das Glück, der königlichen Hoheit Prinzessin Friederike zu dienen. Ihrer königlichen Hoheit wird bekannt sein, daß meine Allergnädigste Frau in Berlin ihren Hofhalt hat." Da wurde der Prinz roth wie ein junges Mädchen, gab mir fünf Pfund und sprach: „Dieser Prinzessin dienen ist ein Glück. Trinken Sie auf Deren hohes Wohlsein", nach diesen Worten wandte er sich ab. Ich glaube, er hatte sich in das Portrait unserer Herrin verliebt. Beim Abendessen war ich mit meinem Freunde und einigen zum geringeren Hofstaat des Herzogs von Cumberland gehörenden Herren beisammen. Ich rühmte den Herzog Ernst August und brachte einen Toast auf ihn aus. Alle stimmten ein bis auf Einen, der sich auch bald entfernte. „Was hat denn Sellis, so hieß der Mann, gegen seinen Herrn?" fragte ich meinen Freund, als wir unter vier Augen waren.

„Kann's nicht sagen; daß er aber seit einiger Zeit einen Groll gegen den Herzog im Innern trägt, glaube ich annehmen zu können. Prinz Ernst August gleicht etwas seiner königlichen Mutter, er ist hartnäckig, ein eiserner Kopf, und heftig. Da kommt es wohl vor, daß der Herzog dann und wann einen Diener hart anläßt. Er hat so seine eigenen Begriffe über Standesunterschiede und daß ein Königssohn sich allerlei herausnehmen dürfe!"

Mein Freund hatte Dienst in den Gemächern der Majestät, ich besuchte ein Theater und nach dem Schauspiel noch eine Taverne, in welcher vortreffliches schottisches Ale geschenkt wurde. Heiter kehrte ich heim, ungewiß, ob Mitternacht schon vorüber war oder nicht. Ich war von den Wachen im St. James-Palaste gekannt, und schlich so leise als es Gebrauch, durch die mir bekannte Thüre die Treppe hinauf, um zu meinem Zimmer zu gelangen. Aber Gott nur weiß, wie es kam, weil die Lampen nur Halblicht auf den großen und kleinen Gängen des winkeligen Gebäudes verbreiteten und ich Jahre lang nicht dagewesen war, ich verirrte mich und blieb, dies inne werdend, plötzlich stehen. Indem ich mich umschaute, vernahm ich ein leises Aechzen, mir ward unheimlich zu Muthe, rasch schritt ich vorwärts, glitt auf etwas Schlüpferigem aus und fiel hin. Als ich aufzustehen bemüht war, wer beschreibt meinen Schrecken, als ich, nachdem sich meine Augen an das Dunkel gewöhnt hatten, eine weiße Gestalt vor mir liegen sah, die ich für den Herzog von Cumberland halten mußte, auch sah ich, daß sein Nachtkleid mit Blut bedeckt war."

„Entsetzlich!" riefen die Zuhörer.

„Jetzt wurde es heller auf dem Gange, ein Diener des Herzogs erschien mit Licht. Beim Anblick seines schwer verwundeten Herrn stieß er einen Jammerlaut aus, dann kniete er bei ihm nieder und hieß mich den Arzt herbei rufen, der stets im Palast schlief. Als ich mit dem Arzte zurückkehrte, fand ich noch einen Diener bei dem Herzoge, welcher sofort verbunden und dann nach seinem Schlafzimmer gebracht wurde, mehr todt als lebendig. Am andern Tage wurde der Schwerverwundete nach Carlton-House geschafft, weil es daselbst ruhiger und die Luft frischer war. Wochenlang durfte der Herzog über diesen nächtlichen Anfall nicht ausgefragt werden, nur seine vortreffliche Constitution rettete sein Leben. Am Morgen nach jenem auf den Herzog verübten Mordversuch fand man Sellis in seinem Blute in seinem Schlafgemache. Er hielt in der erkalteten linken Hand das Rasirmesser, mit welchem er sich den Hals durchschnitten hatte. Sein ganzes Leben hindurch war er links gewesen, und hatte sich offenbar selbst getödtet, um der gerechten Strafe zu entgehen, denn als der Herzog wieder über jenen schrecklichen Vorgang sprach, behauptete er, von Sellis angefallen worden zu sein. Natürlich hatte sich der Herzog seines Lebens gewehrt, indem er den Mörder beim Arme packte. Waffen hatte der Prinz, der bereits geschlafen hatte, nicht in der Nähe. Sellis war entsprungen, der Herzog hatte ihn verfolgt, und war auf dem Corridor vom Blutverlust erschöpft umgesunken. Am andern Tage verbreiteten sich über dieses Attentat die wunderlichsten Gerüchte in London und da der Herzog von Cumberland als Hoch-Tory viele Gegner hatte, so behaupteten verläumderische Zungen

unter den Whigs, daß der Herzog seinen Diener ermordet habe. Die Hoch-Torys dagegen äußerten: Der Mörder sei von den politischen Gegnern des Herzogs gedungen worden. Es war mir widerwärtig, daß ich bald von Dem, bald von Jenem über den schauerlichen Vorfall ausgefragt wurde, und da mich nichts Besonderes in London hielt, machte ich mich eher als ich Anfangs vorhatte auf den Rückweg. Die Nacht vom 31. Mai bis zum 1. Juni 1810, wo ich den Herzog Ernst August für todt vor mir liegen sah, werde ich meiner Lebtage nicht vergessen!"

Der Sekretär sagte: „Großen Dank, Herr Haushofmeister, ich habe selbst harte Beschuldigungen gegen den Herzog gehört, und es freut mich, die Wahrheit endlich zu vernehmen. Ich habe, weil dieser Prinz tapfer und energisch, eine gewisse Vorliebe für ihn, und mochte mir ihn niemals denken, als Einen mit solcher Blutschuld Beladenen!"

„Ueber diesen Fall hat man auch außerhalb Englands gesprochen", sagte Mademoiselle Jeannette, „es ward in Paris behauptet, eifersüchtige Liebe sei dabei im Spiel gewesen."

„Natürlich", entgegnete der Haushofmeister, „bei den Franzosen geht es ohne Liebesgeschichte nicht. Der Herzog von Cumberland ist ein Mann, welcher sich, wenn er angegriffen wird, tüchtig wehrt, aber nimmer würde er einen Mord begehen, noch weniger aber ihn läugnen. Der Herzog ist die Aufrichtigkeit selbst, wenn auch Stolz der Vater dieser schönen Eigenschaft ist, so ist sie doch nichts desto weniger da. Aber es ist spät und es ist für uns Alle Zeit,

daß wir zur Ruhe gehen, wer kann es in unsern Tagen wissen, was schon die nächsten Stunden bringen werden?"

Capitel VI.

Mutter und Sohn.

In ihrem Geheimzimmer, das in der Regel nur von der vertrauten Kammerfrau der erlauchten Dame betreten wurde, saß Friederike von Mecklenburg, den Kopf auf die Hand gestützt, in Nachdenken versunken. Sie sah ungewöhnlich bleich aus und aufgeregt, denn sie erwartete ihren Sohn erster Ehe, den Prinzen Friedrich von Preußen, der, obgleich noch ein kaum dem Knabenalter entwachsener Jüngling, zur Armee abgehen wollte, um sein Schwert für die Befreiung des Vaterlandes zu ziehen.

Prinzeß Friederike war eine Frau von hohem Geiste, von Muth und Vaterlandsliebe beseelt, aber diese edlen Regungen traten jetzt in den Hintergrund, um der Mutterliebe zu weichen, als ihr schöner Sohn in das Gemach kam, um vor seiner Abreise noch einmal seine fürstliche Mutter zu umarmen.

Sie betrachtete den Sohn lange mit Innigkeit, dann sagte sie, zärtlich ihre Hand auf seine Schulter legend: „noch vor Jahresfrist war ich so groß wie Du und jetzt überragst Du mich fast um eines Kopfes Länge. Wie sehr Du Deinem edlen Vater gleichst! Möge Dich in dem

Kampfe, den Du jetzt entgegen gehst, sein Geist umschweben, Dein unsichtbarer Rather und Schützer sein, mögest Du glücklich und siegreich zu Deiner Mutter heimkehren, die Niemand auf Erden so liebt wie Dich!"

„Du vergißt meine Geschwister, theure Mama," erwiederte er, ihr die Hand küssend und sie offen und liebevoll anblickend.

Prinz Friedrich sprach diese Worte, wie es in seinem Charakter lag, aus gutem Herzen ohne Nebengedanken, die Prinzessin erröthete jedoch und ein Schatten überflog ihr schönes Gesicht. „Ich denke und fühle wie ich es sage, mein Sohn," sprach sie mit Festigkeit, „wenn Du einst selbst Vater sein wirst, dann mein geliebter Friedrich, wirst Du begreifen, was ein ältestes Kind, das erste Geschöpf, das ein Theil unsers selbst, den Herzen der Eltern ist. Und Du, o wie lebhaft rufst Du mir die theuere Gestalt Deines Vaters zurück. Deine Schwester Friederike wurde nach meiner zweiten Vermählung mir oft von meiner Schwester, der Königin Louise, entzogen. Ich glaube beinahe, daß meine Tochter mich niemals so warm geliebt hat, wie sie ihre Tante liebte. Deine jüngeren Geschwister, gute, hübsche Kinder, sind meinem Mutterherzen theuer, aber — in dieser Stunde sollst Du es wissen, da Dein Zug zur Armee Dich zum Manne reift, — ich liebe ihren Vater nicht, liebte ihn niemals wie den Deinen."

„Ich danke für Dein Vertrauen, theure Mama", entgegnete Prinz Friedrich, „sei versichert, daß ich es ehren und bewahren werde, aber in dieser Stunde, — vielleicht die letzte, in welcher ich zu Dir spreche, wage ich Dich zu

fragen, wenn Du meinen Vater so innig geliebt hast, weßhalb —" er vollendete den Satz nicht.

„Sprich immerhin zu Ende, mein Sohn, Du fragst: weßhalb ich mich so bald nach Deines Vaters Tode wieder vermählte? Es war der Wille meines Schwagers, des Königs und, wie ich noch heute glaube, der geheime Wunsch der Königin Louise."

„Ist dies denkbar? Der Wunsch Deiner königlichen Schwester, welche, wie ich oft hörte und als Knabe selbst bemerkte, niemals die Vorrechte ihrer hohen Stellung vergaß. Welchen Glanz konnte der Prinz von Solms-Braunfeld der Wittwe des Prinzen Ludwig von Preußen bieten? Selbst Oheim Friedrich Wilhelm III., wenn auch minder stolz als seine Ahnen, hält doch viel auf seine Abstammung und seinen Rang und während Kaiser Alexander von Rußland und der stolze Habsburger sich, Ersterer aus Fantasterei, der Zweite um sein Volk zu schonen, vor dem Corsen demüthigten, blieb der König von Preußen mürrisch und stolz dem Manne gegenüber, der Preußens Geschick in den Händen hatte. Doch ich glaube Dir, der König befahl Deine Vermählung mit dem Prinzen von Solms, allein mit welchem Rechte?

Die Prinzessin schwieg einige Minuten, sie wandte ihr Antlitz ab, die Worte ihres Sohnes schnitten in ihre Seele, sie fühlte, daß es ihr nicht gelang, ihren Erstgebornen zu überzeugen, daß sie unfreiwillig, statt, wie man sagte, von Leidenschaft für den schönen Mann hingerissen, zum zweiten Male ihre Hand vergeben hatte. Indeß wie immer siegte auch hier ihre Klugheit und ruhig erwiederte sie: „Ich war

mit neunzehn Jahren Wittwe, man sprach viel von meiner Schönheit. Der König fürchtete: ein ihm, in politischer Hinsicht unwillkommener Werber, könne ihn um meine Hand ansprechen; da wählten Seine Majestät, um mir wieder einen männlichen Schutz zu geben, den Prinzen Solms-Braunfels zum Gemahl, der die Hand der Prinzessin von Preußen mit Stolz und Freude empfing. Doch lassen wir dieses Gespräch, da uns so wenig Zeit bleibt von dem zu reden, was in diesem Augenblicke das Wichtigste ist, von dem Vaterlande. Wie lauten die neuesten Nachrichten, die Du erhalten hast, denn Du wirst mehr wissen als ich? Der König ist, wie Du weißt, nicht mittheilend, mußte doch selbst Louise oft lange bitten und ihre List aufbieten, um von ihm genau über die Sachlage unterrichtet zu werden. Der Prinz Solms schreibt nur über Privatangelegenheiten und wird mir langweilig, um nicht zu sagen l ä s t i g, mit Fragen über Alles was ich thue, treibe, d e n k e, als ob ich ein unmündiges Kind und er mein Vormund sei, er wünscht mich sogar wieder nach dem einförmigen Hohenzieritz zurück. Also sprich, mein Sohn? Was hörst Du? Was glaubt man vom Kaiser Franz? Die Zeitungen sagen doch neben einem Körnchen Wahrheit viele Lügen. Was weißt Du Gewisses?"

„Gewiß, gnädige Mama, die Zeitungsschreiber sollten vorsichtiger sein, nicht jede Vermuthung als Thatsache, jedes eben begonnene Werk als schon vollendet hinstellen!"

„Ich will Dir sagen, mein Sohn, was ich denke. Ich hasse alle Halbheit. Entweder eine Republik, in welcher Jeder seine Stimme erheben darf, oder eine absolute Mo-

narchie, in der nur des Einen Wille gilt. In diesem Falle braucht man keine Zeitungen, um die Stimmung des Volkes zu beeinflussen, man bedarf nur einer, die kurz und offen bekannt macht, was der Wille des Landesherrn ist."

Prinz Friedrich entgegnete bescheiden: „Das ist kühn gesprochen, meine gnädige Mama, allein selbst mein großer Ahnherr Friedrich II. gestand dem Volke doch Rechte zu. —"

„Und würde, wenn er das Volk zu Rathe gezogen hätte, ob er Marien Theresien den Krieg erklären solle, sicherlich Schlesien niemals erobert haben."

„Das ist möglich," antwortete der Prinz, obwohl er, von einem verständigen Erzieher geleitet, anders dachte. Lächelnd bemerkte er nach einer Pause: „Ich hörte einst sagen, Du seist in Deiner frühesten Jugend dem Prinzen von Wales zur Gemahlin bestimmt gewesen, wie unglücklich müßtest Du bei solchen Gesinnungen Dich auf Englands Throne gefühlt haben."

Eine dunkle Wolke überflog ihre Stirn, sie preßte die Lippen fest aufeinander und sah ihren Sohn forschend von der Seite an, als wolle sie in seinen Zügen lesen, ob der Prinz durch diese Aeußerung sie haben kränken wollen oder nicht, als sie aber auf seinem Gesicht nur Unbefangenheit entdeckte, erwiederte sie: „Das Schicksal fügte es anders, obgleich mir schon zweimal eine Königskrone gezeigt ward.

Wie selten wird auf Erden der Mensch an den Platz gestellt, der ihm gebührt; nicht immer ist es dem Herrschverständigen vergönnt, zu herrschen. Wäre ich Königin von England, Königin dieses großen freien Volkes, das bis jetzt

das einzige in Europa ist, dessen Regierung den Soldatenkaiser nicht anerkannte, so würde ich gern auf die absolute Macht verzichten, weil ich dann unter den Kronenträgerinnen die Erste sein würde. Die Erste unter den Ersten, das wäre eine Entschädigung für das Aufgeben absoluter Herrschaft."

Die Augen der stolzen Fürstin strahlten, vielleicht dachte sie an die Prophezeihungen. Nach einigen Minuten nahm sie das Gespräch wieder auf: „Deutschland beginnt sich endlich energisch zu erheben, Dein Oheim der König ist völlig gerüstet, Kaiser Alexander Napoleons erbittertster Feind geworden. Aber wie mächtig auch diese Fürsten durch ihr Bündniß sind, so lange es ein Oesterreich giebt, wird es doch immer ein schweres Gewicht in die Waagschale zu werfen haben, wenn es sich um die Angelegenheiten Europas handelt. Wenn Kaiser Franz mit Frankreich geht, dann, mein Friedrich, ist der Sieg Preußens zweifelhaft, wie groß auch Muth, Tapferkeit und Vaterlandsliebe der Preußen sein mögen."

„Aber, gnädigste Mama, wie kannst Du einen Augenblick glauben, daß der Kaiser Franz, der Enkel unserer deutschen Kaiser, ein Habsburger, sich jetzt, wo es sich um Deutschlands Befreiung handelt, mit dem Erbfeinde Germaniens verbinden wird?"

„Mein Sohn," sagte die Prinzessin, „Du sprichst wie ein deutscher Jüngling, welcher sein Vaterland liebt und wie ein apanagirter Prinz, dem kein Thron winkt. Der Kaiser Franz ist nicht mehr deutscher Kaiser, seit er auf des schlauen Corsen Rath die deutsche Kaiserwürde niedergelegt

hat. Es war dies ein Schritt von schwereren Folgen, als es dem Kaiser und dessen Familie erschienen sein mag, und die Enkel werden diesen Schritt vielleicht büßen. Verlor Kaiser Franz durch das Aufgeben dieses Titels auch Lasten, so verlor er dabei auch Rechte, Name wie Titel sind nicht immer nur leerer Schall!“

„Sein Ahnherr, Kaiser Leopold, ließ, ohne an die wichtigen Folgen zu denken, in Deinem Ahnherrn, den für eitel geltenden, aber in die Zukunft schauenden Friedrich I. einen König in Deutschland entstehen, von diesem Tage an wurde der Grund zu Preußens wachsender Größe gelegt. Jetzt hat der Kaiser Franz die Gelegenheit, Schlesien, ja mehr noch von Preußen zu erhalten. Versäumt er diesen Augenblick, wird er nach und nach seinen Einfluß in Deutschland verlieren.“

„Wie Mama, Du könntest es für möglich annehmen, daß Oesterreich uns jetzt schmählich verließe?“

„Was ist Oesterreich? Ein aus vielen Nationalitäten zusammengesetzter Staat, dem Dein Ahnherr einen großen Theil seiner deutschen Unterthanen entrissen hat, eine der schönsten deutschen Provinzen, Schlesien. Wenn Kaiser Franz I. in die Zukunft blickte, dann würde er nicht mit Preußen gehen, aber seit zwei Jahrhunderten haben die Regenten aus dem Habsburger Hause den Blick in die Zukunft entweder nicht gehabt oder nicht genug benutzt. Ich las in Zeitungen, daß Napoleon Oesterreichs sicher sei?“

„Durchaus nicht, gnädigste Mama, durch dergleichen Gerüchte sucht der Franzosenkaiser das Volk und vor Allem die Könige von Sachsen, Bayern und Württemberg zu täu-

schen. Wir sind Oesterreichs sicher und der Friedenscongreß, welcher am 12. Juli zu Prag eröffnet werden soll, wird der ganzen Welt Oesterreichs wahre, redliche Gesinnung zeigen."

„Dann kann Preußen und mit ihm ganz Deutschland des Sieges über die Franzosen gewiß sein," sagte die Prinzessin, „als deutsche Frau muß ich einen Kampf wünschen, der die Macht des Corsen auf immer vernichtet, als Mutter wünsche ich, daß der Friedenscongreß zum dauernden Frieden führt und ich Dich, mein geliebter Sohn, unversehrt bald wieder in meine Arme schließen kann."

„Ich aber, meine erlauchte Mutter, wünsche Nichts sehnlicher, als mir die goldenen Sporen zu verdienen, ja ich möchte noch, daß sich, wie in früheren Zeiten, auch der Fürst den Ritterschlag durch glänzende Waffenthaten zu erwerben hätte. Wenn ein Blücher, ein Scharnhorst, Bülow oder Gneisenau mich aus voller Ueberzeugung auf diese ruhmvolle Weise mit der Spitze seines Degens berührte, ich würde stolzer darauf sein, als auf den Titel königliche Hoheit, oder Prinz Friedrich von Preußen."

Die fürstliche Mutter liebkoste sein lockiges Haar und sagte: „Dennoch, mein Sohn, ist es eine Gunst der gütigen Gottheit, auf den Höhen der menschlichen Gesellschaft zu stehen, schon in der Wiege beachtet zu werden, aber freilich muß jeder Fürst auch durch sich selbst etwas sein, sonst fällt er gerechtem Tadel oder der Vergessenheit anheim, und schärfer trifft ihn, auf den aller Blicke sich richten, die Mißbilligung der öffentlichen Meinung, welcher selbst der

absolute Regent nicht entgeht, zehnmal schärfer, als Den, dessen Vaterhaus im Dunkeln steht."

Ein leises Klopfen an der Thür ward hörbar.

„Christiane?" fragte halblaut die Prinzessin, „komm immerhin herein."

„Nur ich bin es, gnädigste Mama, ließ eine sanfte jugendliche Stimme sich vernehmen, und herein schwebte ein liebliches Mädchen, das noch an der Grenze der Kindheit stand, die Tochter der Prinzessin von Solms-Braunfels, Prinzessin Friederike von Preußen, nachherigen Herzogin von Anhalt-Dessau.

Nachdem sie ehrerbietig die Hand der Mutter geküßt hatte, wandte sie sich zu ihrem Bruder und sagte zärtlich: „Ich hörte, daß Du hier bei Ihrer königlichen Hoheit seist und da Du schon heute Berlin verlassen willst, so konnt' ich nicht dem Drange, Dich noch eine Stunde zu sehen, widerstehen. Ich hoffe, daß die gnädigste Mama mir huldvoll verzeihen wird, daß ich sogar gewagt habe, an die Thüre ihres Geheimzimmers zu klopfen."

„Deine Neigung ist ganz natürlich, Friederika," sprach die Prinzessin von Solms, sich diesmal der französischen Sprache bedienend. „Bleibe hier, wir wollen alle drei dann im kleinen Salon das zweite Frühstück einnehmen, und uns geloben, unsern Friedrich mit warmen Herzenswünschen, aber ohne Thränen zu entlassen. Hoffnungsvoll und heiter sei unser Abschied, heiter und triumphreich unser Wiedersehen."

Nach diesen Worten nahm die fürstliche Mutter den Arm ihres Sohnes und begab sich in den Salon, gefolgt von der jungen Prinzessin.

Es war ein schöner Anblick, die Prinzessin von Mecklenburg, wie sie sehr oft genannt wurde, zwischen ihren Kindern zu sehen, für deren Mutter wohl Niemand die blühend schöne Dame halten konnte, dem die Verhältnisse unbekannt waren.

Sie selbst sagte zuweilen scherzend, sie sei noch nicht volle siebzehn Jahre älter, als ihr Sohn. Ihrem königlichen Schwager machte sie zur ersten Bedingung, daß ihre Tochter vor dem zwanzigsten Jahre den Trauring nicht an den Finger stecken dürfe.

„Ich war Kind und Frau, habe die Lieblichkeit der Mädchenjahre gar nicht genossen und mußte mich schon in den Wittwenschleier hüllen, in einem Lebensalter, in welchem andere junge Damen sich erst verloben," so sprach die Prinzessin, auch dachte sie zum Theil so, aber die Absicht, ihrer ältesten Tochter ein glänzendes Loos zu bereiten, lag diesen Aeußerungen zu Grunde. Hatte Friederike von Mecklenburg-Strelitz nicht Prinzessin von Wales werden können, sollte dafür Friederike von Preußen dereinst den Thron von Preußen zieren. Die junge Dame war nicht so blendend schön wie ihre Mutter, welche noch jetzt die Tochter überstrahlte, aber lieblich, anmuthig, hochgebildet, nicht ohne die romantische Richtung, welche sich schon damals an ihrem Vetter und Altersgenossen, dem Kronprinzen, nachherigen König Friedrich Wilhelm IV. zeigte. Hatte der Kronprinz das einundzwanzigste Jahr erreicht, dann zählte Prinzessin Friederike zwanzig Jahre, sie hatte gewisse Züge und Bewegungen von ihrer Tante, der Königin Louise, der König bevorzugte deßwegen diese Nichte vor Allen, die fürstliche

Mutter baute darauf Pläne für das Glück und die Erhöhung ihrer Tochter.

In diesem Augenblicke wandte sich ihre Aufmerksamkeit einzig dem Sohne zu, und neben zärtlichen Worten sagte sie ihm eben so viel Lehrreiches als Ermuthigendes.

„Du bist noch zu jung, um eine Stimme im Kriegsrathe haben zu können, vielleicht ist derjenige, welcher gehorchen muß, der Glücklichere. Tollkühnheit ist nicht Muth, Du hast Dein eigenes Leben und das Leben der Mannschaften, welche Dir anvertraut sind, nicht sinnlos Preis zu geben, gleich Dir haben sie auch Mütter. Carl XII. besaß kaum Regententugenden und Muth genug, um der Bezeichnung „waghalsiger Narr" zu entgehen, denke aber nie an Dich, wo Pflicht und Ehre zum Kampfe rufen. Vergiß niemals, daß Du ein preußischer Prinz bist, aus dem Stoff, aus welchem Könige und Helden gemacht werden."

Der junge Prinz betrachtete ehrehrbietig und liebevoll seine Mutter und führte ihre Hand an seine Lippen.

Es erging ihm wie Jedem, der Prinzessin gegenüber. Wie oft wurde Friederike von Mecklenburg-Strelitz in ihrer Abwesenheit leise und laut getadelt, man warf ihr glühenden Ehrgeiz, Herrschsucht, Koketterie, Leidenschaftlichkeit vor, sowie sie jedoch erschien, bestach sie durch ihre holdselige Erscheinung, bestrickte sie durch den Zauber ihrer Rede.

Sobald ihre ältesten beiden Kinder heranwuchsen, tadelten sie im Stillen und unter vier Augen ihre Mutter wegen der zweiten Vermählung, sie hatten eine nur mühsam verborgene Abneigung gegen den Prinz von Solms-Braun-

fels, sie sahen, daß er ihre Mutter nicht glücklich machte, aber sobald die schöne Frau ihren Kindern zärtlich entgegen kam, flogen ihr wieder die Herzen derselben zu.

Ihre Dienerschaft, ihre Cavaliere und Damen wären für sie zu jedem Opfer bereit gewesen, für Alle war Prinzessin Friederike der Inbegriff der Liebenswürdigkeit.

Der Schlag der Uhr mahnte den Prinzen Friedrich an den Abschied. Rasch erhob er sich, küßte seine Schwester, welcher er einige Trostworte zuflüsterte, dann wandte er sich an seine Mutter und sprach: „Gieb mir Deinen Segen, geliebte theure Mutter und glaube mir, ich werde dem Namen Hohenzollern keine Unehre machen. Man sagt, der Friedenscongreß werde bald beendet, nur das Vorspiel zu einem Kriege sein, den Jeder für heilsamer hält, als einen faulen Frieden. Ich komme nur auf dem Schilde oder mit dem Schilde zurück, darum, meine Mutter, segne mich."

Tief bewegt ließ sich der Jüngling auf ein Knie nieder und blickte zu der Mutter auf, welche ihre Hände segnend auf sein Haupt legte, während ihre Lippen ein Gebet flüsterten.

Noch einmal umarmten Mutter und Sohn einander mit Innigkeit, dann verließ der Prinz den Salon.

Die Prinzessin von Solms seufzte tief auf, sie legte die Hände vor das Gesicht. Wunderliche, dunkle Gedanken stürmten durch ihre Seele. Leise glitt die junge Prinzessin aus dem Salon, um sich im Kreise ihrer kleinen Halbgeschwister, denen sie herzlich zugethan war, zu erheitern.

„Nein!" rief die einsame Fürstin, „nein!" und heftig den Kopf zurückwerfend und die Hände wie zur Abwehr

ausstreckend, sprach sie leidenschaftlich: „Weicht, ihr finsteren Gedanken. Nicht den Tod auf dem Schlachtfelde will ich dem Einen wünschen, den ich nicht mehr liebe, damit der Andere, den ich liebe, nicht fällt. Gott erhalte meinen Friedrich, Gott erhalte den Vater meiner Kinder."

Trommelschall und kriegerische Musik schallte von der Straße herauf. Die Prinzessin dachte an den Sohn, als jetzt der alte preußische Marsch ertönte, unter dessen Klängen der große Kurfürst bei Fehrbellin gesiegt hatte.

In ihrem Ankleidezimmer vertilgte die Prinzessin mit Rosenwasser die Spuren ihrer Thränen, dann ließ sie die helle Glocke ertönen, welche ihre Kammerfrau zu ihr rief.

Christine liebte den jungen Prinzen fast noch mehr, als ihre von ihr vergötterte Gebieterin. Er war von seinen ersten Lebenstagen an der Gegenstand ihrer Sorgfalt gewesen, da die Prinzessin, einfach bei allem Stolz, in ihrer nächsten Nähe nur die Dienerschaft um sich hatte, welcher sie vollständig vertraute. Prinz Friedrich zeigte schon damals die Großmuth, Leutseligkeit und Einfachheit in seinen Sitten, durch welche er in spätern Jahren die Anhänglichkeit der Düsseldorfer in so hohem Grade gewann. Auch der treuen Christine wollte er vom Herzen wohl und sah sie nie, ohne ein gütiges Wort an sie zu richten.

Als die Kammerfrau vor ihrer Gebieterin erschien, waren ihre Augen noch von Thränen geröthet. Die Prinzessin bemerkte es und sagte huldvoll: „Mache Dir das Herz nicht schwer, Christiane. Du hast ja den beseligenden Glauben, daß wir Alle in Gottes Hand stehen, zu was nützt er Dir, wenn er Dich nicht zu trösten vermag? Lasse

Dich nicht durch den Abschied Deines jungen Prinzen niederschlagen, ich bin gewiß, er wird glücklich heimkehren," und schnell ihren Ton ändernd fragte sie: „Sind neue Bücher oder Zeitungen für mich gekommen?"

„Noch nicht, königliche Hoheit!"

„Wie geht es heute der Baronesse Clary?"

„Bedeutend besser, gnädigste Frau, der Arzt hat ihr erlaubt, wieder aufzustehen."

„Dann will ich sie in einer Stunde besuchen, sage es der alten Dame an."

„Zu Befehl meine Hoheit!"

„Sieh auch zu, daß ich alle eingelaufenen Briefe sofort erhalte, ich will jetzt gehen die Kleinen zu küssen."

Capitel VII.

Bekenntnisse einer Greisin.

Wochenlang hatte bereits die Baronesse unter dem Schutze der Prinzessin in aller Stille in deren Palais gelebt. Die alte Dame, an langjährige, wenn auch leichte Haft gewöhnt, war zufrieden, sich jetzt gewissermaßen frei zu fühlen, sich in neuen Umgebungen zu befinden. Die Prinzessin hatte der verschwiegenen Christiane den Befehl gegeben, für die Bedürfnisse des seltsamen Gastes zu sorgen, wobei sie von einem jungen Mädchen unterstützt wurde, welche, höchst einfältig, eben nur maschinenmäßig that, was ihr befohlen

wurde. Da sich die Baronesse nie außerhalb ihrer Zimmer zeigte und durchaus Niemand störte, sprach man im Palais nicht von ihr. Sie galt für eine Jugendfreundin der verstorbenen Mutter der Prinzessin, welche sich ihrer angenommen hatte, weil die Baronesse, wie man hörte, allein in der Welt stand und hülfsbedürftig war. Man war es gewohnt, die Prinzessin Werke der Mildthätigkeit thun zu sehn und überdem war Jeder mehr oder weniger mit Besorgnissen um das Vaterland und die Seinigen zu beschäftigt, um sich um Andre viel zu bekümmern.

Das Benehmen der Baronesse war ganz das einer vornehmen Dame, hätte sie nicht fast täglich Briefe geschrieben — stets an Könige und Kaiser adressirt — und dann wieder verbrannt, sich gewisse Airs gegeben, als sei sie ein gekröntes Haupt, Niemand würde die Klarheit ihres Verstandes in Zweifel gezogen haben.

Sie war einige Tage krank gewesen und hatte auch den Arzt mit einer gewissen fürstlichen Huld empfangen, so daß dieser sie für eine Person hielt, deren Geist durch eine fixe Idee gestört war.

Heute fühlte sich die Baronesse wieder wohl und freute sich an der milden Sommerluft, welche durch die geöffneten Fenster in das Zimmer drang und an dem prachtvollen Rosenbouquet, das Christiane ihr gebracht hatte.

Als die Prinzessin bei ihr eintrat, grüßte sie dieselbe förmlich und sagte lächelnd: „Setzen Sie sich in diesen Lehnstuhl hier, meine liebe Prinzessin, und sagen Sie mir, was ich für Sie thun kann.“

Die Prinzessin warf einen forschenden Blick auf die Bewohnerin des Zimmers, dann sagte sie: „ich bin gekommen, um mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen, und zu fragen, ob ich vielleicht im Stande bin, Ihnen nützlich zu sein, meine liebe Baronesse."

„Baronesse? Ach! Also auch Sie wollen mir den Titel versagen, der mir gebührt? Mir, der rechtmäßigen Königin von Großbritannien und Irland." Bei diesen Worten erhob sie sich mit ungewöhnlicher Schnelligkeit von ihrem Sitz, ihre Augen funkelten und sie nahte sich mit drohenden Geberden der Prinzessin.

Auch diese war aufgestanden und faßte die Baronesse bei der Hand: „ruhig, oder ich verlasse Sie auf der Stelle und niemals sehen Sie mich wieder!"

„O, nein, nein! Bleiben Sie, Holde, Gütige, verlassen Sie mich nicht" — und die Greisin weinte, „versprechen Sie nur meine Lebensgeschichte zu hören und mir Alles zu glauben, verstehen Sie wohl, Alles, jedes Wort!"

Schon längst war es der Prinzessin Wunsch gewesen, das Schicksal der Baronesse durch sie selbst zu erfahren; freundlich erwiderte sie: „nun wohl, ich will Alles hören und glauben, sprechen Sie."

„Und Sie werden mir den gebührenden Titel geben?" fragte die Baronesse mit der Ungeduld eines Kindes.

„Zu Befehl, Ihro Majestät!"

„So setzen Sie sich zu mir, Prinzessin, und hören Sie Alles. Mein Vater war ein österreichischer Baron, der Seitenzweig eines fürstlichen Geschlechts, meine Mutter eine Gräfin von Waldstein. Ich verlor meine Eltern sehr früh,

aber ein Oheim mütterlicher Seits nahm sich meiner liebevoll an und ich war eine reiche Erbin. Mit einer außerordentlichen Mission betraut reiste mein Oheim erst nach Paris, dann nach London, seine Gemahlin und ich begleiteten ihn, obgleich damals, vor fünfundvierzig Jahren, das Reisen sehr beschwerlich für Damen war.

Ich erinnere mich noch an Paris, als hätte ich es gestern gesehen, aber an London, als sei ich nur im Traume dort gewesen. Seltsam, und doch sah ich in Paris nur vieles, während ich in London viel erlebte, Alles, das ganze Schicksal meines Lebens.

Mein Oheim als außerordentlicher Botschafter kam viel an den Hof König Georg II., auch meine Tante, ich war noch ein halbes Kind, fünfzehn Jahre alt, aber völlig erwachsen und sehr schön. Ja, meine schöne Prinzessin, ich war schön, glauben Sie es mir, königliche Hoheit." Die Baronesse sagte dies mit dem Eigensinn, den man oft an Geisteskranken bemerkt.

Die Matrone seufzte: „meine Schönheit hat mir nur Unglück gebracht. Sagen Sie mir, Prinzessin, sind Sie glücklich? Was haben Sie Ihrer Schönheit zu verdanken?" Die Baronesse starrte vor sich hin und murmelte: „Mein Oheim behauptete: die Schönheit sei ein unschätzbares Glück, aber Leidenschaft und Fantasie die bösen Genien eines Weibes, ist es so, Prinzessin?"

Vielleicht!

„Weichheit hat mein Unglück gemacht, ich vermochte nicht zu kämpfen. Doch hören Sie weiter. Meine Tante wurde mit besonderer Güte von der Prinzessin von Wales

aufgenommen. Diese Dame war damals schon Wittwe und von ihrem Schwiegervater, dem alten König Georg II. nicht gern gesehen. Sie war eine Prinzessin von Sachsen-Gotha, hing noch außerordentlich an deutschen Sitten und hatte niemals die Sehnsucht nach dem Thüringer Walde und ihrem Stammschloß zu besiegen vermocht.

König Georg II. liebte diese Regungen an der Prinzeß nicht und hatte ihr einst zugerufen: „Ich sollte meinen, es sei ein Glück für die kleine Prinzessin von Gotha, Prinzessin von Wales zu sein!"

Hierauf hatte sie erwiedert: „Schon zu oft warfen mir Ihro Majestät meine Herkunft vor, wer war denn Ihre Ahnfrau mütterlicher Seits, die Marquise d'Abreuse?"

Da hatte der König mit drohender Miene gesagt: „Vergessen Sie nicht, daß meine Großmutter Sophie Stuart war und daß der Welfenstamm der älteste und edelste in Europa. Kein Wort mehr dieser Art, wir befehlen es!"

„Sie sehen hieraus, meine Hoheit", fuhr die Baronesse Clary fort, „wie unangenehm die Stellung der Prinzessin von Wales war.

Da der König zu jener Zeit schon hochbejahrt war und man jeden Tag sein Ableben erwarten konnte, obgleich er noch rüstig schien, sammelte sich eine Schaar von Anhängern um die erlauchte Mutter des künftigen Königs. Auch meine Tante als geborne Deutsche gehörte zu den Damen, welche der Prinzessin von Wales oft die Aufwartung machten und vorzüglich gern von ihr gesehen wurden. Als die hohe Dame von mir gehört, wünschte sie mich zu sehen und empfing mich mit vieler Güte, stellte mich auch selbst ihren

Prinzessinnen Töchtern vor. Die jüngste, Caroline Mathilde, war das reizendste Kind, das ich jemals sah. Da ich auch in meiner Gefangenschaft mit Büchern und Zeitungen versorgt wurde, habe ich ihr trauriges Schicksal erfahren, obwohl es milder mit ihr verfuhr, als mit der Königin Sophie, die Jahre lang den Tod des Grafen Königsmark im Kerker zu beweinen hatte."

„Haben Sie jemals an der Schuldlosigkeit dieser so jung gestorbenen Königin gezweifelt?" fragte die Prinzessin.

„Niemals. Schon als Kind war diese Dame sich bewußt, daß sie einem hohen, edlen Geschlecht angehörte, nie wird sie ihre Würde aus den Augen gesetzt haben. Auch hat sie den König geliebt, als sie seine Gemahlin wurde, denn damals war er ein junger, liebenswürdiger Mann!"

„Man verheirathet die Fürstentöchter als Kinder und verlangt dann von diesen unerfahrenen Wesen, daß sie alle Intriguen durchschauen, daß sie gehorsam wie die Jugend, weise wie das Alter sein sollen, ohne Leidenschaften, wie übermenschliche Wesen, während ihnen doch kein Leid erspart wird, unter dessen Drucke alle Sterbliche seufzen, weß Standes sie auch sein mögen", sprach die Prinzessin.

Die alte Dame fuhr fort: „Fast täglich besuchte der Prinz von Wales seine verwittwete Mutter, welche ihn zärtlich liebte. Er war ungewöhnlich ernst und hatte viel Sinn für Häuslichkeit und einfache Sitten. Viele tadelten das an ihm, seine Rathgeber bemühten sich, ihm Neigung zu rauschenden Vergnügungen einzuflößen, aber alle ihre Bestrebungen scheiterten an der Festigkeit seines Charakters. Er selbst sagte oft lachend, er habe diese seine Festigkeit zu-

gleich mit der braunschweigischen Nase von seinen welfischen Ahnen geerbt. Ich glaube, er besaß auf seine welfische Abstammung mehr Stolz, als auf den glänzenden Titel: König von Großbritannien und Irland. Bei der Prinzessin von Wales sah der Prinz Georg mich."

Die Erzählerin stützte den Kopf in die Hand und schwieg. Prinzessin Friederike sagte nach einigen Minuten etwas ungeduldig: „Er war ein junger Mann, ein Prinz, also doppelt interessant, und Sie ein junges, reizendes Mädchen, natürlich entspann sich jetzt ein Roman."

Die alte Dame schien diese Worte nicht gehört zu haben, denn sie sagte: „Nur wenn Sie eben so rein als glühend, eben so aufopfernd als beständig geliebt haben, können Sie mich ganz verstehen. Nach Allem, was ich erlitten durch Georg, weiß ich doch, daß er mich damals aufrichtig, über Alles liebte, ich hoffe deßhalb, daß wir uns jenseits wieder begegnen, daß eine Zeit für mich kommt, wo — aber ich will der Reihe nach erzählen. Glauben Sie nicht, Hoheit, daß der Prinz von Wales nur verliebt in mich war. Er wollte sich öffentlich mit mir vermählen und sagte dies nicht nur mir, sondern auch meinem Oheim und seiner Mutter, der Prinzessin von Wales. Auf die Einwendungen meines Oheims in Bezug auf den Standesunterschied erwiederte der Prinz: Jacob II. war in erster Ehe mit Lady Anna Heyde vermählt, mit der Tochter eines Unterthanen, und ihre Töchter, Mary und Anna, wurden Königinnen von England, meines Urgroßvaters Gemahlin war Sophie Prinzessin von Ahlden, der Sprößling einer morganatischen Ehe. Warum soll ich nicht die Tochter eines

alten edlen Hauses, deren Vater zur deutschen reichsunmittelbaren Ritterschaft gehörte, auf Englands Thron erheben? Ist der Unterschied zwischen ihr und der Tochter eines kleinen deutschen Herzogs so groß? Dennoch wußten wir Alle, daß der König Georg II. niemals seine Einwilligung zu unserer Verbindung geben würde, seinem Zorne wagte selbst der Prinz von Wales, wie fest auch sein Sinn war, nicht zu trotzen.

Zu dieser Zeit, als mein Oheim auf Trennung bestand, weil er den Kampf mit den Verhältnissen für mein Unheil hielt, erkrankte meine Tante und wurde das Opfer eines heftigen Fiebers. Mein Oheim, welcher seine Gemahlin schwärmerisch geliebt hatte, versank in tiefe Melancholie. Er legte sein Amt nieder und ging auf den Rath der Aerzte nach Italien. Er trug Sorge, daß ich unter die Obhut einer Dame kam, welche nach Deutschland reisen und mich mitnehmen wollte. Ich sollte vorderhand in einem adeligen Fräuleinstift, dessen Aebtissin mir verwandt war, leben.

Die Prinzessin von Wales war mir noch immer hold, sie beschützte den Prinzen und mich, wir sahen uns oft bei ihr. Später, als ich älter war, viel gelesen und noch mehr gedacht hatte, begriff ich ihre Handlungsweise. Als junge Prinzessin hatte sie viel durch die Herrschsucht und die Launen der Königin Caroline leiden müssen!"

„Die meines Vaters Tante war", schaltete die Prinzessin ein.

„Verzeihen Sie, Prinzessin, ich vergaß —"

„Mit Vergnügen, ich habe keinen Grund, meine Tante zu lieben."

„Die Mutter des von mir angebeteten Mannes stand zu jener Zeit im vierzigsten Jahre, und war eine noch immer anziehende, lebenslustige Dame. Am kleinen Hofe ihres Vaters hatte sie sich hinausgesehnt in ein bewegtes Leben, als sie in London als Prinzessin von Wales ihren Einzug gehalten, wie hoch hatte ihr Herz vor Freude geschlagen. Was hatte sie erwartet, was gefunden? Einen Gemahl, der in Zerwürfniß mit seinen Eltern lebte und gegen seine junge Gattin mit Mißtrauen erfüllt wurde. Einen Schwiegervater, der sich theils von seiner klugen Gemahlin, theils von seiner Maitresse beherrschen ließ und in dem Sohne und dessen Gemahlin Neid ersah. Als endlich der Prinz Ludwig von Wales seine Gemahlin zu würdigen und wahrhaft zu lieben begann, kränkelte er und starb. Königin konnte die Prinzeß nun niemals werden, aber des künftigen Königs Mutter war sie. Wenn sie ihres Georgs Herzensneigung begünstigte, konnte sie auf seine zwiefache Dankbarkeit hoffen, sie blieb gewissermaßen die erste Dame am Hofe, die Schwiegertochter mußte auch als Königin ihr kindlich gehorchen, denn sie hatte Herzensglück und Königsglanz nur aus ihrer Hand empfangen. Indeß damals bekümmerte ich mich nicht um die Motive, welche die Handlungsweise der Prinzessin bestimmten. Ich war glückselig, daß ich ihren Segen empfangen sollte, ich dachte nur an die goldene Zukunft an Seiner Seite.

Als ich ihn einst fragte: „Aber darf sich denn der König von England ohne Zustimmung des Parlamentes vermählen?“ entgegnete mir der Prinz: „Wenn ich es gethan habe, wird das Parlament nicht das Band zerreißen

wollen, welches bereits durch den Segen der Kirche geheiligt ist, und bald, Geliebte, soll uns des Priesters Hand auf immer verbinden." „Sie sehen mich staunend an, meine Hoheit, es ist Wahrheit, was ich sage, jedes Wort, jede Sylbe. Ich glaubte den Schwüren des geliebten Mannes und weigerte mich, die Dame, welche mit mir nach Deutschland reisen wollte, zu begleiten. Allein ohne Schutz konnte ich in London nicht bleiben, Georg bat seine Mutter, mich unter ihre Damen aufzunehmen, sie erfüllte seinen Wunsch.

An einem trüben, nebligen Herbstmorgen des Jahres 1759 verließ ich dicht verschleiert das Palais der Prinzessin von Wales und fuhr allein in einem Miethwagen, der mich erwartet hatte, nach einer Capelle im Westend Londons. An der Thür empfing mich mein Verlobter. Der Priester und zwei Zeugen harrten unsrer am Altar."

„Wie, und ließ sich der Prinz von Wales unter seinem wahren Namen mit Ihnen trauen?" fragte die Prinzessin, die anfing, der Baronesse Worten Glauben zu schenken.

„Sie vergessen, Prinzessin, daß der Ritus der englischen Kirche viel Aehnliches mit dem der katholischen hat, der Priester nennt nur die Taufnamen des Brautpaares, und als er fragte: „Georg, willst Du die hier gegenwärtige Theresia zur Gattin annehmen," wußte er selbst vielleicht nicht, wen er einsegnete, aber diese Frage und Georg's Ja genügten, um vor jedem Gerichtshofe die Ehe gültig erscheinen zu lassen."

Die Prinzessin schüttelte unwillkürlich den Kopf, die alte Dame fuhr fort: „Als Georg und ich eingesegnet waren, nahm er mich bei der Hand und sprach: „Jetzt ist es

geschehen, keines Menschen Macht vermag uns zu trennen, doch muß ich die Vorurtheile meines Großvaters, des Königs schonen. Sollte das Parlament dereinst unsre Ehe anfechten, so wird es einen Mann an mir finden, endlich würde ich, bliebe mir keine andere Wahl, zu Gunsten meines jüngern Bruders der Krone entsagen." Die Wahrheit war, daß damals das Gesetz noch nicht existirte, durch welches die Wahl des Thronerben beschränkt wird. „O theurer Georg, wie könnte ich, die Arme, Dir ein solches Opfer vergelten!" rief ich aus.

„Er lächelte: „Süßes Kind, ich halte es nicht für ein so großes Glück, König zu sein. Ich glaube, die Natur hat mich zum Familienmenschen geschaffen, das Schicksal aber zum Regenten bestimmt."

„Da hat Seine Majestät sich richtig geschätzt," sprach nicht ohne Spott die Prinzessin, „Nordamerika gegenüber hat der König sein Regententalent nicht bewiesen."

Die Baronesse schien die Bemerkung der Prinzessin nicht gehört zu haben und erzählte weiter: „Ich fuhr, glücklich und stolz durch die Gedanken, Gemahlin des geliebten Mannes und Prinzessin von Wales zu sein, nach dem Palais der Prinzessin von Wales zurück, welche es vorderhand noch nicht erfahren durfte, daß ich ihre Tochter geworden war. Niemand wußte um unser Geheimniß, als die beiden Trauzeugen und der Priester, ein Greis von beinahe achtzig Jahren. Der eine Zeuge war der Leibmedicus meines Gemahls, der andere sein vertrauter Secretär. Der Verabredung gemäß sollte ich mich für unwohl ausgeben, der Arzt verordnete Landluft, und ich bezog unter dem

Schutze einer ältlichen Dame, welche die Gnade der Prinzessin von Wales besaß, mit einer kleinen Dienerschaft eine glänzend eingerichtete Cottage in der Nähe von Kew, denn im reizend gelegenen Schlosse zu Kew wohnte damals mein Gemahl sehr oft und wir konnten uns unbemerkt sehen, entweder in den Gärten oder bei mir. Ich selbst ließ ihn heimlich bei mir ein, ohne daß meine Hausgenossen ihn sahen. Es war eine schöne glückliche Zeit!" Die Matrone seufzte und sprach dann lächelnd: „Zuweilen ist mir zu Sinn, als habe ich von jenen goldenen Tagen nur geträumt, aber ich habe sie erlebt, doch erlebt. Oder glauben Sie dies nicht?"

Bei diesen Worten richtete die Baronesse einen scheuen, eigenthümlichen Blick auf die Prinzessin, aber ohne deren Antwort abzuwarten, redete sie weiter: „Einige Monate war ich vermählt, als der Zustand des Königs bedenklich wurde. Der Prinz von Wales mußte natürlich viele Zeit bei seinem Großvater zubringen, auch bereits Geschäfte annehmen, von denen der Thronerbe absichtlich ferne gehalten worden war. In diesen Wochen sah ich meinen Gemahl nur selten und flüchtig, doch zeigte er sich bei diesen kurzen Zusammenkünften unverändert liebevoll. So gingen mehrere Wochen hin, die ich oft sehnsüchtig aber doch hoffnungsvoll verlebte. Ich wünschte dem König nicht den Tod, aber ich konnte auch nicht eine Trauer heucheln, welche ich nicht empfand. Ich erkrankte, der sofort herbeigerufene Arzt sprach von einer leicht vorübergehenden Unpäßlichkeit, allein es entwickelte sich das heftigste Nervenfieber. Längere Zeit wußte ich kaum, was um mich her vorging und als ich

endlich wieder klar zu denken vermochte, fühlte ich mich so schwach, daß ich das Bett nicht verlassen konnte.

Von meinen Umgebenen wurde ich auf das Sorgfältigste gepflegt, von meinem Gemahl vernahm ich Nichts. Seltsam war es, daß mich sein Fernbleiben nicht betrübte, mein Verstand sagte mir, daß er als junger Prinz mich nicht sehen durfte, ohne unser Geheimniß zu gefährden, das Vertrauen, welches ich zu ihm hatte, war grenzenlos, auch waren meine Lebensgeister so herabgestimmt, daß ich leidenschaftlicher Empfindungen nicht fähig war. Als ich mich endlich von meinem Lager erhob, erschrack ich, denn zufällig war mein Blick in einen großen Spiegel gefallen, den man nicht entfernt hatte. Ein bleiches, abgemagertes Gesicht begegnete meinen Augen, unwillkührlich trat die Frage auf meine Lippen: „Ist es möglich, daß ich mich sehe? Ich weinte über meine entschwundene Schönheit."

„Armes Herz!" sagte sanft die Prinzessin.

„So fand mich mein Arzt, er verstand meine Trauer und lächelte mild, zugleich sprach er Worte des Trostes zu mir. Er rieth mir, auf einige Zeit nach Südfrankreich zu gehen, die Seereise, die klare Luft Frankreichs würde mich in einigen Monaten völlig hergestellt haben, ich würde wieder blühen, wie in früheren Tagen.

Nimmermehr wollte ich jetzt, mit diesem Antlitze dem geliebten Manne entgegen treten. Ich willigte in den Vorschlag des Arztes, doch schrieb ich, sobald ich die Kräfte dazu fand, an den Prinzen und bat um seine Erlaubniß zu meiner Reise. Der Arzt, mein Vertrauter wie der Seine, übernahm es, ihm diesen Brief zu überbringen."

„Wahrscheinlich erhielten Sie bald eine zustimmende Antwort?“ sagte die Prinzessin nicht ohne Bitterkeit.

„Noch denselben Tag. Er schrieb mir einen langen liebevollen Brief, in dem er mich beschwor, Alles zu thun, um recht bald völlig zu genesen. Sobald meine Abreise festgesetzt sei, werde er erscheinen, mich noch einmal zu sehen, bevor ich England verlasse. Ich vermochte es nicht über mich, ihn zu bitten, nicht zu mir zu kommen, und so sah ich ihn am Abend vor meiner Abreise auf kurze Zeit. Ich hatte mich mit Sorgfalt gekleidet und empfing ihn in einem matt erleuchteten Gemache, daß er nicht gewahren möge, welche Veränderung das Fieber in meinen Zügen hervorgebracht hatte. Er war liebevoll, wie immer, sagte mir, daß ich oft schreiben möge, er hoffe, bald würde die Zeit kommen, wo ich völlig wieder ich selbst sei, gesund, liebend, glücklich.

Als ich nach dem Befinden des Königs fragte, lächelte er: „es ist das beste!“ Erst später erfuhr ich, daß während meiner Krankheit Georg II. diese Welt verlassen, daß mein Gemahl den Thron bestiegen hatte.“

Die Prinzessin betrachtete mitleidig die Arme, deren Worte, obgleich zusammenhängend, doch unmöglich auf Wahrheit beruhen konnten.

„Ich verließ England und ließ mich in St. Gaudens nieder. Es ist dieser Ort ein reizendes Stück Erde, damals nahm ich die Hoffnung zur Begleiterin mit. Ich fing an mich zu erholen, ich schrieb an meinen Gemahl und empfing Briefe voll des zärtlichsten Inhaltes. Ich ließ mich endlich dort für ihn malen, denn der Arzt hatte recht prophezeiht,

ich war wieder ich selbst. Georg schrieb mir, die Trauer hindre ihn, sich öffentlich zu vermählen, eine öffentliche Vermählung aber sei er der Würde des Ranges, dem Parlament und der Nation schuldig, dies möge ich selbst bedenken. Der Menschen Schicksal liege in höherer Hand, es sei Jedem vorgezeichnet und Jeder müsse sich seiner Macht unterwerfen, er thue es, ich möge seinem Beispiel folgen, Gott und ihm vertrauen."

„Jetzt ahnten Sie doch, was Sie zu erwarten hatten?" rief lebhaft die Prinzessin, „hatten Sie, eine poetische Natur, niemals von Agnes Bernauerin, von Philippine Welser gelesen? Man wirft ein deutsches Edelfräulein nicht mehr in den Strom, nachdem man sie für eine Zauberin erklärt hat, man verfolgt sie nicht, wie die Welserin, welche viele Demüthigungen um ihrer Liebe willen ertragen mußte, aber König Georg III. war niemals der ritterliche Mann, welcher dem Parlamente um seiner Liebe willen Trotz zu bieten vermocht hätte, wie vor Zeiten Sigmund August von Polen dem Reichstage. Ihre Verblendung ist beklagenswerth und Sie sind hart dafür bestraft, aber verblendet waren Sie!"

Da erhob sich die alte Dame und mit einer Kraft der Leidenschaft, welche nur Wahnsinnige oder Fieberkranke besitzen, sprach sie: „Keine Beleidigung, Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz, uns der Königin von Großbritannien und Irland. Es ist wahr, daß der König Georg mir später kund that, unsere Vermählung habe keine Gültigkeit, aber niemals ist in Ungeschehenes zu verwandeln, was geschehen ist. Ich kam nach England zurück und harrte schweigend geduldig, aber als ich erfuhr, daß die Mecklen-

burgerin eingezogen sei, da stürzte ich in den Palast, jener Charlotte Sophie die Krone vom Haupte zu reißen, welche mir gehörte von Gottes und Rechtswegen. Ich kannte alle Wege im Palaste, Niemand hielt mich auf, ich trat in das Gemach, wo der König neben der Mecklenburgerin stand. Er wurde bleich wie ein Todter, sie sah mich an mit hochmüthigem Blick, aber als ich sprach, da wagte sie es nicht, mich zu unterbrechen. Glühende Röthe der Scham überzog ihr stolzes Gesicht, dann wandte sie sich zu dem König und fragte in französischer Sprache: „Ist diese arme Närrin Ihnen bekannt?

Er vermochte nicht zu antworten, sie aber faßte ihn am Arme und sprach: „Warum bleiben mir Eure Majestät die Antwort schuldig?" Der König des größten Reiches zitterte vor mir, er murmelte einige unverständliche Worte, sie warf einen hohnvollen Blick auf ihn und nahm mich bei der Hand, mir nicht ohne Würde zurufend: „lassen Sie diesen Herrn hier stehen, folgen Sie mir!"

„Und Sie folgten der Königin Charlotte, deren Geistesgegenwart ich anerkenne," fragte die Prinzessin, als die Greisin erschöpft schwieg.

„Ihre Ruhe besänftigte mich. Ich ließ mich in eines ihrer Zimmer geleiten, denn diese Prinzessin benahm sich mit Anstand und bewies mir Achtung. Sie bat mich, mich niederzusetzen und ihr über mein Verhältniß zum Könige die Wahrheit zu sagen. Das that ich, endlich sagte sie: „Und was wollen Sie thun? Selbst wenn sich ein Vertheidiger für Sie fände, nimmer würde das Parlament Ihre Klage annehmen, Ihren Vertheidiger

hören, wie wollen Sie Ihre Vermählung beweisen? Beruhigen Sie sich, der König muß und wird für Sie sorgen; gehen Sie ruhig in das Ausland, wo Sie als Baronesse Clary in Glanz und Ueberfluß leben, wo sie, jung und schön, die Gemahlin eines Mannes werden können, welcher Ihrer Liebe würdiger ist, als der König."

„Das war fürstlich gesprochen, Baronesse."

„Fürstlich, ja, nehmlich: egoistisch und schlau. Ich versicherte der Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz, daß ich erst mit meinem letzten Athemzuge aufhören würde, den König für frei und mich nicht mehr für dessen rechtmäßige Gemahlin und Königin des Landes zu halten. Daß ich an die Kirchenfürsten, an den gesammten Clerus appelliren würde. Der König möge es seinem Ahnherrn, Georg I., nachthun und sich von mir scheiden lassen. Er möge mich aus seinem Reiche verbannen; wenn es ihm gefiele, seine Macht zu mißbrauchen, mich einkerkern lassen, wie es der unglücklichen Prinzessin Sophie von Ahlden geschehen; vorher wolle ich anerkannt sein als rechtmäßige Gemahlin des Königs und als Königin".

Die Prinzessin Charlotte hörte mir mit größter Aufmerksamkeit zu, dann sagte sie ruhig: „Bedenken Sie die Folgen Ihres Thuns, — bleiben Sie hier, in drei Tagen will ich hören, ob sich Ihr Sinn geändert hat".

Nach diesen Worten verließ mich die Prinzessin; als ich ihr nacheilen wollte, entdeckte ich, daß Sie die Thüre des Gemaches von Außen verschlossen hatte.

Später erschien ein Diener und brachte mir eine Collation.

Ich wollte mit ihm zugleich das Zimmer verlassen, allein er drängte mich zurück und verschloß es wieder. Ich war also eine Gefangene und in demselben Palaste, in dem ich von Rechtswegen als Königin herrschen sollte.

Es verging Stunde um Stunde. Das Zimmer hatte kein Fenster, welches nach der Straße ging, es war ein reizendes Gemach mit seltenen Pflanzen angefüllt, eine Art von kleinem Wintergarten, welcher alles Licht von oben empfing.

Ich grübelte über mein Schicksal nach, ich sann auf Mittel, meine Rechte zu vertheidigen. Grenzenlos hatte ich dem Könige vertraut, mit dem entschwundenen Vertrauen erlosch auch meine Liebe zu ihm. Ich wollte ihn nicht wiedersehn, nur mein Recht erhalten, denn ich fühlte mich als Gemahlin und Königin; Charlotte von Mecklenburg dagegen —"

„Halten Sie ein, ich habe keinen Grund, diese Dame zu lieben", sagte die Prinzessin mit Hoheit, „allein sie ist die Schwester meines Vaters, eine Prinzessin meines Geschlechts. Sie ist die vom Gesetz anerkannte Königin!"

Die Baronesse erwiderte den Blick und rief mit leidenschaftlicher Bewegung: „Die Prinzeß Charlotte dachte anders, denn sie fürchtete mich.

„Fürchtete Sie?"

„Mich!"

„Ich bitte, sprechen Sie weiter!"

Die alte Dame nahm wieder das Wort: „Die Nacht war schon hereingebrochen, als sich abermals die Thüre öffnete, ein Page brachte mir Licht, mein Arzt folgte ihm. In seiner milden Weise redete er zu mir, ich wollte ihn nicht hören und klagte ihn der Verrätherei an. Er versicherte, daß er während meines Aufenthaltes in Südfrankreich, wo er bei mir war, kein Wort von der Vermählung des Königs mit der Prinzessin von Mecklenburg erfahren habe, doch später sei ihm klar geworden, daß der König habe handeln müssen, wie er gehandelt habe. Ich möge mich in mein Geschick fügen; sollte ich Versuche wagen, mir die gesetzliche Anerkennung eines Ehebundes zu verschaffen, würde ich für wahnsinnig erklärt werden. Der König habe seine unbesonnene That bitter bereut; als er den Thron bestiegen habe, seien ihm alle seine Regentenpflichten klar geworden, er wolle mich gern glücklich und ruhig sehn, und ähnliche Redensarten mehr. Ich war empört über des Arztes Rathschläge, begehrte mit Ungestüm meine Freiheit und schwur, daß ich vor ganz Europa mein heiliges Recht fordern würde. Der Arzt gab endlich nach, er schien überzeugt und versprach mir, sich sofort für meine Freigebung zu bemühen."

„Sie besaßen Muth und Energie, ich ehre Beides, auch da, wo sie unterliegen müssen. Was thaten Sie?"

Ich weiß es nicht, wie lange ich noch in jenem Gemache verweilt haben mag, Müdigkeit in Folge der heftigsten Gemüthsbewegungen, vielleicht auch durch den Duft einiger Volkamerien herbeigeführt, schloß endlich meine Augen. Als ich sie wieder öffnete, fühlte ich mich sehr krank, ich

sah mich um, das Tageslicht erhellte den Raum, in welchem ich mich befand, es war eine Kajüte. Mir war so übel zu Muth, daß ich gegen Alles um mich her gleichgültig war, ich wünschte zu sterben. Auf meine Fragen erfuhr ich von der Stewardess*), daß ich schon seit mehreren Tagen in einem mehr als halbbewußten Zustande dagelegen habe, daß unser Schiff bald in Deutschland landen würde, der heftige Sturm habe es bisher zurückgehalten. Ich war zu schwach zu einem Widerstande, welcher außerdem unmöglich war, und duldete, was ich dulden mußte, schweigend.

Als ich an das Land stieg, stützte mich der Arm des Arztes, welcher dazu ausersehen schien, über mich zu wachen. Er führte mich nach einem Hotel, bestellte ein Zimmer für mich, und rieth mir, mich zur Ruhe zu begeben. Mein Zustand nöthigte mich, Folge zu leisten. Am andern Tage trat er bei mir ein und bat, daß ich ihn aufmerksam anhören möge.

Er stellte mir abermals vor, daß selbst wenn er oder der andere Trauzeuge für mich einstehen wollten und könnten, dies nichts zu meinen Gunsten sagen würde. Der alte Geistliche, welcher die Ceremonie verrichtet habe, sei todt, der andere Zeuge als Gesandtschaftssekretär in fernem Lande. — Mir sei indirect der Scheidebrief zurückgeschickt worden, indem auf Anfrage des Königs an die Räthe der Krone die Antwort erfolgt sei, der König könne sich ohne Wissen des Parlamentes selbst mit einer Kaiserstochter nicht rechtsgültig

*) Krankenpflegerin auf englischen Schiffen.

vermählen, auch der Kronprinz nicht. Ich möge mir auf dem Continente den Wohnsitz wählen, das schönste Besitzthum solle für mich angekauft werden. Ich verwarf alle Anträge und versicherte, daß weder Bitten noch Drohungen, weder eine glänzende Residenz noch die bitterste Armuth mich zur Sinnesänderung bewegen würden. Der Arzt zuckte mit den Schultern und sagte: „dann muß ich die Befehle erfüllen, welche ich habe".

„Und was können, was sollen Sie mir anhaben, Doctor?" fragte ich, „wenn ich darauf bestehe, an das Gesetz zu appelliren?"

„Sie in Gewahrsam halten, bis Sie Ihre Vermählung für einen Traum betrachten, und den Wahn aufgeben, Königin von England heißen zu wollen".

„Das werde ich nie!"

Er verließ mich, aber ich blieb eine Gefangene.

Den andern Tag erschien er in Begleitung eines zweiten Herrn und einer ältlichen Frau, deren Anblick mir schon Widerwillen einflößte.

Ich wurde gezwungen, in einen Wagen zu steigen und mit untergelegten Pferden ging die Reise vorwärts. Nur selten hielten wir an, einige Erfrischungen zu uns zu nehmen. Ich wurde stets beobachtet, und alle meine Bemühungen, zu entfliehen, waren vergebens. Endlich hatten wir das Ziel der Reise erreicht, Ihr Vaterland, Mecklenburg-Strelitz. In diesem Lande sollte ich fortan bleiben, sorgfältig bewacht. Der Arzt verließ mich, ich erhielt andere Wächter, die freundlich und rücksichtsvoll mit mir sprachen. Ich bewohnte

einige schöne Zimmer in einem großen Hause eines abgelegenen Dorfes, ich erhielt Alles, was eine Dame von Stande zu fordern berechtigt ist, auch Bücher, eine Harfe, Piano, Bedienung, aber ich durfte meine Gemächer nur selten und nur in Begleitung verlassen, um frische Luft einzuathmen. Sprach ich von meinen Ansprüchen, meinem Range, zuckte man mit den Schultern oder lächelte ungläubig, man hielt mich für wahnwitzig. So verstrich Jahr um Jahr. Ich sah die Bäume mit Kristall geschmückt und im frischen Grün leuchten, ich aber erhielt meine Freiheit nicht, sah Niemanden als meine Wächter, welche, als die alten gestorben waren, nach und nach mit neuen ersetzt wurden. An die Stelle der widerwärtigen Frau trat ein junges, anmuthiges Mädchen, auch sie war keine Glückliche. Mein erster Arzt, des Königs Vertrauter, war nach England zurückgekehrt. Der deutsche Arzt, den mir der Herzog sandte, war ein geistvoller, liebenswürdiger Mann, aber, obgleich er mich mehr als einmal hergestellt hat, ja endlich mir ein Freund wurde, schien es mir doch stets, als zweifle er an der vollkommenen Klarheit meines Erinnerungsvermögens. Er schien entweder zu glauben, daß ich mit einer fixen Idee behaftet sei, oder daß mein Geist seit meiner ersten Krankheit in England gelitten habe. Er meinte, ich habe eine Vermählung mit König Georg III. geträumt."

„Und sind Sie hier bei mir zufriedner als in meines Vaters Lande?" fragte die Prinzessin.

„Ja, denn ich bin von dem drückenden Gefühl befreit, daß ich auf Befehl der Mecklenburgerin Charlotte Sophie festgehalten werde; bei Ihnen, theure, holde Prinzessin, fühle

ich mich frei. Sie, mein schönes Kind, habe ich gesegnet, Ihnen wird noch Glück und Glanz in Fülle zu Theil werden, denn ich habe die Macht, zu segnen und zu fluchen! Wen ich segne, der wird glücklich, wem ich fluche, der ist und bleibt verflucht."

„Ich habe den König Georg und sie, die sich Königin von England nennen läßt, verwünscht, verwünscht, verwünscht!" rief die Wahnsinnige, ihre Augen funkelten, und ihre hagere Hand drohend zum Himmel hebend, rief sie: „Qual und Leid habe ich dem Manne gewünscht, der mein ganzes Leben vergiftet hat, Sorge und Weh der Verdrängerin. Keine Königin aus seinem Geschlecht erfreue sich ungetrübten Glückes, bittrer Kummer sei ihr Theil!"

Erschöpft sank die Alte auf das Ruhebett und mit der Hand winkend, murmelte sie: „Ich muß jetzt allein sein!"

Die Prinzessin entfernte sich schnell, die letzte Rede der Aufgeregten hatte sie unheimlich berührt.

„Sollte menschlicher Segen, menschlicher Fluch auf das Schicksal des Gesegneten oder des Verwünschten Einfluß haben?" fragte sich Friederike von Mecklenburg-Strelitz Sie dachte über den Lebensgang König Georg III. nach, er hatte an dem schrecklichsten aller Uebel, an Krankheit des Geistes gelitten und Königin Charlotte mit ihm. Zerstört war das Glück des Prinzen von Wales durch ein Eheband, das für ihn, wie für Caroline von Braunschweig zur drückenden Kette geworden war. Und welches Loos hatte die Lieblingsschwester des Königs Georg, die holdselige Karoline Mathilde von Dänemark gehabt? Bestimmt zwei alte

Königskronen, die dänische und norwegische zu tragen, wurden ihr beide durch Ränke entrissen, getrennt von ihren geliebten Kindern starb sie im jugendlichen Alter, um in der Gruft zu Celle zu ruhen. Fern ihrem Vaterland, fern von Dänemark!

„Die Frau ist wahnsinnig," sprach die Prinzessin zu sich selbst, „unmöglich ist Alles, was sie sagte, wenn ich den religiösen Sinn, den biedern Charakter Königs Georg III. betrachte; allein ich habe die Aermste in meinen Schutz genommen, so möge sie hier ruhig leben und sterben!"

Capitel VIII.

Weltlage.

Was kluge Politiker vorhergesagt hatten, war in Erfüllung gegangen; der am 12. Juli 1813 zu Prag eröffnete Friedenscongreß hatte nicht zu dem ersehnten Frieden geführt. Kaiser Napoleon dachte durch Wiederholung einer früheren Politik etwas zu erreichen, er versprach Oesterreich Illyrien und Schlesien, und wollte Rußland durch die Aussicht, Posen zu erhalten, für sich gewinnen, Preußen sollte sich Alles gefallen lassen, allein weder Oesterreich noch Rußland ließen sich von Napoleons Reden blenden.

Oesterreich verlangte: Auflösung des Großherzogthums Warschau, Unabhängigkeit der Hansastädte und Abtretung Triests und sämmtlicher illyrischer Landestheile an Oesterreich, für Preußen aber Danzig und noch einige deutsche und polnische Gebietstheile.

Napoleon wies diese Forderungen zurück und Oesterreichs Antwort war eine Kriegserklärung.

Napoleon konnte nichts Anderes thun, als den Krieg aufnehmen, obgleich er es wußte, daß ihm diesmal ein stärkerer Feind gegenüberstand als früher.

Mit dem lebhaftesten Interesse war die Prinzessin Friederike von Mecklenburg dem Gange der Weltbegebenheiten gefolgt; ihr Herz schlug feurig für das Vaterland und freudig gab sie einen Theil ihres Schmuckes hin, um von dem Erlös zur Ausrüstung von Kriegern beizutragen.

Von ihrem Gemahl und ihrem ältesten Sohne, welche sich beide bei der preußischen Armee befanden, erhielt sie so oft als möglich Nachricht. Der Prinz Solms, schon damals leidend, obgleich er sich selbst dessen nicht klar bewußt war, vermochte kaum in seinen Briefen seine niedergeschlagene Stimmung zu verbergen, der junge Prinz Friedrich dagegen schrieb froh und siegesgewiß.

Die Prinzessin zeigte sich selten außerhalb ihres Palais, nur in den Abendstunden fuhr sie zuweilen in Begleitung ihrer jüngern Kinder spazieren, um frische Luft einzuathmen. Auch Gesellschaft sah sie nur wenig bei sich, desto thätigeren Antheil nahm sie an allen den Vorkehrungen, welche zur Pflege der Verwundeten getroffen wurden, und oft saß sie

im Kreise ihrer Damen und anderer Frauen aus den höheren Ständen, Binden für die Verwundeten zu verfertigen und Charpie zu bereiten.

Eines Tages, als sie mehreren von ihren Dienern die Erlaubniß gegeben hatte, auszugehen, und an einer Lotteriezіehung zum Besten der Krieger Theil zu nehmen, saß die Prinzessin allein in dem kleinen Salon mit Lesen beschäftigt.

Der rasche militärische Schritt eines Mannes, welcher im Vorzimmer hörbar ward, schallte an ihr Ohr. Der Gedanke, es sei auf dem Kriegsschauplatze etwas Außerordentliches geschehen, durchzuckte sie. Rasch legte sie das Buch aus der Hand und eilte nach dem Vorzimmer. Vor ihr stand Ernst August, Herzog von Cumberland.

Mit ritterlichem Anstande neigte er sich vor der schönen Frau und sagte: „ich komme von England, über Schweden und Strelitz, und gehe nach Prag, in das Hauptquartier. Ich wußte, daß Sie hier sind, gnädigste Cousine, und konnte es nicht über mich gewinnen, durch Berlin zu reisen, ohne Ihnen meine Huldigung darzubringen, doch — ich muß mich Ihnen selbst vorstellen, königliche Hoheit, — mein Name" —

Mit anmuthigem Lächeln und einer leichten Neigung des Hauptes unterbrach sie ihn: „ich besitze die Porträts meiner Herren Cousins, auch das Ihrige, Herzog von Cumberland", bei diesen Worten trat die Prinzessin in den Salon zurück und lud ihren Vetter durch eine Handbewegung ein, ihr zu folgen.

„Sie gehen zur Armee, Herzog?"

„Sofort; ich bin überzeugt, dießmal wird Bonaparte geschlagen!“

„Auch ich hoffe es, es wäre zu schmachvoll, sollte er diesmal siegen! Seltsam, mein Cousin, daß wir uns vor dem Beginn einer entscheidenden Schlacht, an welcher Sie Theil nehmen, zum Erstenmal sehen.“

„Zum Erstenmal, Prinzessin?“ fragte er und sah sie forschend an, wohl bemerkend, daß sie leicht erröthete. „Sie, meine Hoheit, mögen mich nicht beachtet haben, ich jedoch sah Sie im Frühling in Hohen-Zieritz, auf meiner flüchtigen Reise. Nur einen Augenblick, aber dieser reichte hin, um Ihre Erscheinung auf ewig in die Tiefe meiner Seele einzuprägen. Wie Götter, in den alten goldenen Zeiten, wenn sie den Sterblichen erschienen, ein Pfand der Huld zurückließen, oder — vielleicht aus gnädiger Laune — erhielt auch ich, ohne daß Sie, Prinzessin, es bemerkten, eine Rose, welche Ihrer Hand entfiel. Ich habe sie aufbewahrt!“

Der Prinz zog ein goldenes Medaillon hervor, welches er an einer feinen goldenen Kette um den Hals trug, er drückte an einer Feder, eine verwelkte Rose wurde sichtbar.

„Und welchen Werth kann eine Blume für Sie haben, welche ich Ihnen nicht freiwillig gab, Prinz?“

„Ich betrachtete diese Rose als Unterpfand größeren Glückes“, entgegnete der Herzog.

Die Prinzessin legte ein Buch, was vor ihr lag, auf einen andern Platz und fragte: „Wie verließen Sie Ihre königlichen Eltern, Ihre erlauchten Geschwister?“

„Mein edler Papa ist jetzt heitrern Geistes als früher, die Königin geistig und körperlich stark wie immer, mein beklagenswerther Bruder Wales schleppt schwer an der Kette, die er nicht abzustreifen Macht hat, bis er dereinst König sein wird.“

„Ist Caroline von Braunschweig in Wahrheit so unliebenswürdig als — als Einzelne sagen?“ fragte die Prinzessin.

„Mir ist sie sehr wenig reizend, dagegen außerordentlich dumm vorgekommen. Ich begreife nicht, warum mein Bruder Georg das nicht vor der Vermählung bemerkt hat, als es noch möglich war zurück zu treten.“

„Werden Fürstenkinder, wenn sie sich vermählen, vorher gefragt?“

„Weil die meistens sehr jung zum Altar geführt werden, besonders die Prinzessinnen, diese armen Opfer! Mich hätte keine Macht der Welt mit Caroline von Braunschweig verbunden. Niemals würde die leidenschaftlichste Liebe mich bestimmen, mich unter meinem Stande zu vermählen, denn ich möchte das Weib meines Herzens nicht im Schatten sehen, ihre Kinder nicht der Succession verlustig erklärt; aber keine Politik, nicht die Aussicht auf die Herrschaft der Welt, könnte mich bewegen, ohne tiefe, wahre Liebe mich selbst zu verschenken. Deßhalb ist es wohl möglich, daß ich als Einsiedler durch das Leben gehe.“

Die Prinzessin sagte: „Sie werden meinen Schwager, den König sehen, ermuntern Sie ihn, endlich zu handeln. Es ist eine große Scheu vor Blutvergießen in ihm, an persönlichem Muth gebricht es ihm nicht.“

„Den besitzen alle Hohenzollern, Prinzessin."

„Von Ihnen, Herzog von Cumberland, ist es schön, daß Ihr Herz so warm für Deutschland schlägt!"

„Schön? meine gnädigste Frau? Nur natürlich! waren meine Ahnen nicht Welfen? Bei Gott, nicht der geringste oder schwächste der deutschen Fürstenstämme! Stand nicht in Hannover die Wiege des ersten englischen Königs aus der Dynastie: Hannover-Braunschweig? Habe ich selbst nicht glückliche Jugendjahre in Göttingen verlebt, wo ich, wenn nicht einer der fleißigsten, doch sicherlich der lustigste Student war? Ich liebe Deutschland, und würde es als ein schönes Loos betrachten, dürfte ich immer in Deutschland leben."

„Sehr schmeichelhaft für Deutschland, lieber Herzog!"

„Warum lächeln Sie dabei so allerliebst spöttisch? Ist es denn eine so schwere Kunst, als Sohn einer deutschen Frau — welche aber, namentlich über die Ehe, merkwürdig englisch denkt — das schöne Land zu lieben, auf dessen Fluren die Rebe reift und das die schönsten Frauen besitzt?"

„Herzog, Sie verdienen —"

„Doch nicht den Tod in der Schlacht? Ich fürchte ihn nicht, obgleich ich den Werth des Lebens noch niemals so schätzen konnte als eben jetzt. Vielleicht sterbe ich aber doch hinter einem Weidenbusche wie Prinz Louis Ferdinand. Sagen Sie mir, Allergnädigste, haben Sie jemals das Böse geglaubt, was mir nachgesagt worden ist?"

„Ich habe Nichts über Sie gehört, Herzog, im Allgemeinen gesprochen, ich beachte Gerüchte nicht."

„Sie haben von mir gehört, daß ich ein Mörder sein soll, nicht wahr, königliche Hoheit?"

„Das, ja! allein ich habe nicht eine Minute solchen Unsinn für möglich gehalten, Cousin."

„Und weßhalb nicht? Vertheidigte mich Ihr Kopf oder Ihr Herz, schönste Hoheit?"

„Ich nahm an, daß Herzog Ernst August von Cumberland den Muth gehabt haben würde, seine That und die Beweggründe derselben zu gestehen."

„Sie kennen mich richtig, Dank, Dank dafür! Jetzt ruft mich heilige Pflicht, aber ich sehe Sie wieder, und dann, Friederike von Mecklenburg, dann wird Ernst von Cumberland eine Frage an Sie thun, von deren Antwort sein Lebensglück abhängt."

„Eine so inhaltschwere Antwort kann Friederike von Mecklenburg, die auch von Solms-Braunfels heißt, wohl nicht geben. Ich habe höchstens in Etwas, so weit das Sterblichen vergönnt, über das Lebensglück meiner Kinder und meines Gemahls zu entscheiden. Jetzt, Herzog, sage ich Ihnen: kämpfen Sie für Deutschland und Gott geleite Sie!"

Ehrerbietig verbeugte sich der Herzog vor der Prinzessin.

„Ich danke Ihnen für diesen Wunsch, und, Prinzessin, ich schwärme nicht für Dichtungen, obgleich ich mehr davon kenne, als man mir nachrühmt, aber ein Vers des deutschen

Dichters hat sich mir als Lebensregel eingeprägt: „ich gebe Nichts verloren als die Todten!“

Nach diesen Worten entfernte sich der Herzog.

Die Prinzessin wandte sich um, in ihren Augen glänzten Thränen, ein halbgeflüstertes Gebet für den Krieger, der von ihr auf das Schlachtfeld eilte, trat auf ihre Lippen.

Die Portiere regte sich, die Prinzessin trat rasch darauf zu, die alte Baronesse stand vor ihr.

„Sie haben mich belauscht!“ rief die Prinzessin, vor Unwillen bis zur Stirn erglühend.

„Verzeihen Sie, ich wollte zu Ihnen und vermochte dann nicht, mich zu regen, oder den Blick von dem Manne abzuwenden, welcher Dem gleicht, den ich in meiner Jugend liebte. Aber er ist ihm doch unähnlich, der König ist nur eigensinnig, der Herzog hat Charakter. Darum wird er sein Ziel erreichen. Er hat, wie Du, mein Herz gewonnen, er soll glücklich sein, durch Dich!“

„Schweigen Sie, wenn ich Ihnen nicht in Zukunft meinen Anblick entziehen soll,“ gebot Friederike von Mecklenburg.

Die Baronesse lächelte, als ob sie der Zorn der jungen Dame wenig kümmere.

„Ich sehe in die Zukunft,“ sagte sie, „mehr als Du selbst weiß ich von Deinem Geschick. Du wirst Königin sein und die geliebteste Frau der Welt.“

Sie verschwand, als sie diese Worte gesprochen hatte.

Die Kammerfrau brachte ihrer Herrin die eingegangenen Briefe. Sie sprachen fast alle von dem Schicksal Deutschlands, das jetzt von den nächsten Schlachten abhing.

„Laß uns beten, Christiane“, sagte die Prinzessin, „mein ganzes Haus soll sich heut Abend im weißen Saal versammeln, ich will beten, beten mit Euch, für Deutschland, für die Meinen!“

Ernst August Herzog von Cumberland.

Capitel IX.

Wichtige Veränderungen.

Es lag in dem Charakter des Herzogs Ernst von Cumberland eine gewisse Raschheit, welche ihn von seinen fürstlichen Brüdern unterschied, und ihm in seinen Kinderjahren sehr oft den Tadel seiner Eltern und Lehrer, zuweilen auch strenge Strafen zugezogen hatte. Georg III., ein gutmüthiger Mann, grundehrlich, aber beschränkten Geistes, begriff einen Charakter nicht, welcher sich nicht so leicht umformen ließ, wie er es wünschte. Weil der König von Natur wenig Thatkraft besaß und lange in Abhängigkeit gehalten worden war, und sich selbst für das Muster eines Regenten, Gatten und Vaters hielt, verstand er lebhafte, entschlossene Menschen nicht, sondern tadelte sie. Alle seine

Söhne wurden nach einer gewissen Schablone erzogen und weder für den egoistischen, aber Kunstsinn und feinen Geschmack besitzenden Georg von Wales, noch für den geistvollen, ungestümen, felsenfesten Ernst August paßte diese Schablone.

Als der Herzog die Erlaubniß seines Vaters empfangen hatte, an dem Kriege gegen Napoleon Theil nehmen zu dürfen, athmete er auf. Am Hofe seines königlichen Vaters konnte er sich nicht glücklich fühlen, denn das an sich reine Familienleben des Königspaares entbehrte jeder Gemüthlichkeit, jeder Unterhaltung.

Der König pflegte im Kreise seiner Familie langandauernde Andachtsübungen zu halten, waren diese vorüber, wurden die erwachsenen Kinder nach jedem Worte, welches sie gesprochen, nach jedem Tritt, den sie gethan hatten, ausgefragt und ihr Benehmen der strengsten Kritik unterworfen. Die gute Wirthschaft des Königs ging weit, und erzeugte in den Prinzen eine so lebhafte Abneigung gegen die an Pfennigfuchserei grenzende Sparsamkeit ihres Vaters, daß sie beinahe Verschwender wurden. Weil ihr Taschengeld für ihren Stand fast ärmlich war, mußten sie borgen und der königlichen Eltern Abneigung gegen Theater, weltliche Musik und die Vergnügungen, welche die Jugend liebt und bedarf um nicht zu versauern, veranlaßten die lebhaften Prinzen, ihre Unterhaltung außerhalb der königlichen Paläste zu suchen. Dazu kam die wunderliche Idee der Königin, den jüngern Prinzen zu untersagen, sich zu vermählen, weil, wie diese hohe Dame bemerkte, das Land sonst zu viel Apanagen zu zahlen haben würde. Nur der Prinz von

Wales, welcher gern seiner geliebten Fitz=Herbert treu geblieben wäre und durch ein geheimes Eheband mit ihr verbunden war, mußte sich vermählen. Das sonst so religiöse Königspaar billigte es vollkommen, daß die beide Theile beglückende Ehe des Prinzen von Wales durch einen Parlamentsact für null und nichtig erklärt wurde. Gegen die Ehescheidung der unglücklichen, unschuldigen Königin Caroline Mathilde von Dänemark machte aber die Königin Charlotte von England heftige Einwendungen, und als sie die Intrigue gegen ihre junge von Schlangen umgebene Schwägerin nicht aufzuhalten vermochte, wandte sie sich zürnend von der Schuldlosen ab, und bestand darauf, daß sie als geschiedene Königin statt nach ihrem Vaterlande zurückzukehren, auf den deutschen Besitzungen des Königs Georg, im hannoverischen Celle residiren mußte.

Wenn nicht die Natur so viel unverwüstliche Heiterkeit, Energie und Regententalent in Ernst August's Seele gelegt gehabt hätte, nimmer wäre er geworden, was er ward.

Lebhaft aufgeregt durch die Aussicht, sich im Felde hervorthun zu können, erfüllt von der schönen Erscheinung der Prinzessin Friederike, zum Erstenmale im Leben die Seligkeit einer leidenschaftlichen und dabei tiefen Liebe empfindend, ritt der Prinz ohne Aufenthalt, nur von seinem Adjutanten und einem Diener begleitet, auf Böhmen zu.

Schon in Sachsen vernahm der Herzog, daß sich der König von Preußen nach Teplitz begeben wolle, und nach kurzem Aufenthalte in dem königlichen Prag, folgte der Herzog dem Monarchen in den schönen Badeort, welcher

später Jahre hindurch der Lieblingsaufenthalt des Königs ward, nach Teplitz.

Nach seiner lebhaften Art streifte er in die Gegend umher, ganz allein. Man hatte bei der Tafel des Königs von Preußen erzählt, daß ein Trupp ungarischer Zigeuner unweit Ossegg sich niedergelassen habe, sobald aber irgend ein Fremder nahe, seien die Zelte leer und die Zigeuner gleichsam wie in die Erde gesunken, man müsse glauben, daß sie sich entweder unsichtbar machen könnten, oder durch einen unterirdischen Gang entkämen.

Der König von Preußen war ein sehr frommer Mann und hielt dergleichen Gespräche für sündlich, Zigeuner aber für gottlose Heiden und als Uebertreter des zweiten Gebotes für höchst strafbar.

„Unsinn, Nichts davon hören!“ sagte er in seiner kurz abgebrochenen Weise, „vielleicht französische Spione. Von den Meinigen Keiner hingehen!“

Ein alter General, welcher sich zuweilen Etwas herausnehmen durfte, sagte: „Mir ist erzählt worden, daß die Zigeunermutter den baldigen Untergang des Bonaparte prophezeiht habe.“

„Wird hoffentlich in Gottes Rathschluß liegen, daß dieß geschieht. Nichts von Zigeunern, General. Begreife meinen Herrn Bruder, den Kaiser nicht, solches Gesindel zu dulden! Mein Land frei davon.“

„Auch bei uns in England findet man diese unstäten Wanderer, Majestät,“ nahm der Herzog von Cumberland das Wort, „bin Ihnen aber nie begegnet.“

„Seltsam, Herzog, wie nur ein so frommer Fürst, wie Ihrer königlichen Hoheit erlauchter Vater, diese Heiden nicht von dannen jagen läßt!“

„Ihro Majestät vergessen das englische Asylrecht. So lange kein Zigeuner auf einem Verbrechen ertappt wird, kann er ruhig im Schatten der englischen Eiche schlafen,“ erwiederte der Herzog von Cumberland.

Der König schüttelte den Kopf und brummte: „Seltsames Land, voll Widersprüche. Die Hohenzollern immer für strenge Ordnung und für Aufklärung. In Preußen herrscht Disciplin, Aufklärung, Religion, Nichts von Zigeunern, Vagabonden, Aberglauben!“

Der Herzog stimmte dem Könige mit einer verbindlichen Verbeugung bei, im Stillen aber beschloß er, die Zigeuner zu besuchen, und hätte er gewußt, daß vor wenig Monaten Friederike von Mecklenburg bei wendischen Wahrsagern ihrer Zukunft nachgeforscht hatte, mit noch größerem Interesse würde er den Gang zu den ungarischen Zigeunern angetreten haben.

Es dämmerte bereits, als sich der Herzog in einfachen dunklen Civilkleidern auf den Weg nach Ossegg machte. Er hatte die wenigen Prätiosen, welche er zu tragen pflegte, Uhr nebst Kette und Siegelring, abgelegt, um durch kein äußeres Zeichen seinen hohen Stand zu verrathen. Vorsichtig sich umschauend, weil möglicher Weise französische Streifcorps in der Nähe sein konnten, aber rasch, schritt er vorwärts und entdeckte zwischen Haselbüschen und kurzen Weiden die beiden kleinen, grauen Zelte der Zigeuner. Er war zur guten Stunde gekommen; in dem einen Zelte saß

bei einem großen Kessel, aus welchem ein würziger Speisegeruch aufstieg, die Zigeunermutter und sang mit tiefer aber angenehmer Stimme ein Lied.

Obgleich das bräunliche Gesicht der Frau einem vollgeschriebenen Blatte glich, zeigte es doch jetzt noch Spuren einer wilden, aber lockenden Schönheit. Als sie den Nahenden bemerkte, stand sie auf, und der Herzog sah sich einem hohen schlanken Weibe gegenüber, dessen weiße Zahnreihen und funkelnde Augen ihm durch das Halblicht entgegen blitzten.

„Was willst Du?“ herrschte die Frau ihm in gebrochenem Deutsch zu.

„Von Deinem Scharfblick meine Zukunft erforschen.“

Die Frau nahm einen brennenden Kienspahn und leuchtete dem Herzog in das Gesicht.

„Du hast ein entschiedenes, ehrliches Gesicht, ich glaube Dir,“ sagte die Frau, „Du bist ein Engländer.“

„Du weißt das?“

„Hahaha! wenn ich es Dir nicht schon an der Nase angesehen hätte, würde ich Deine Heimath an Deiner Aussprache des Deutschen erkennen.“

Der Herzog hielt der Frau die Hand hin, sie gebot ihm, sich bei'm Feuer niederzulassen, um die Lineamente seiner Hände deutlich sehen zu können. Nachdem sie beide Hände abwechselnd genau betrachtet hatte, sprach sie mit ernstem Tone: „Du bist von hoher Geburt, Du trägst ein Diadem, und hier sehe ich auch eine Königskrone! Der nächste Augenblick wird Dir große Gefahr bringen, aber Du wirst ihr glücklich entgehen!“

„Sage mir, Du weise Frau, werde ich die wiedersehen, die ich liebe?"

„Du wirst sie wiedersehn und Dein nennen, ehe die goldenen Aerndtefelder zweimal gemäht sind, ehe der Rebstock zweimal getragen hat. Sie wird ihren zwiefachen Wittwenschleier mit einem funkelnden Diadem aus Deiner Hand vertauschen!"

„Ich staune Dich an! woher hast Du die Gabe, meine Zukunft zu ergründen? Du erkanntest meinen Stand, vermagst Du auch aus der Hand meinen Namen zu lesen?"

„Nein! Aber die Linien Deiner Hand liegen vor mir wie ein deutlich geschriebenes Blatt."

„Willst Du mir noch einige Fragen beantworten, weise Frau?"

„Frage!"

„Liebt mich jene schöne Frau eben so innig wie ich sie liebe?"

„Sie liebt Dich; obgleich sie schon vermählt war und ihren Gatten aus freiem Willen zum Altar folgte, bist Du dennoch ihre erste Liebe. Denn Du bist ein ihr ebenbürtiger Geist."

„Werde ich dereinst den Thron besteigen, den mein Vater jetzt einnimmt?"

„Nicht diesen, aber den Thron, in dessen Schutze die Wiege Deiner Ahnherrn stand."

„Blüht mir eine glückliche stolze Nachkommenschaft?"

„Du fragst viel, mehr als ich sagen kann, in Deinen Händen steht nur Dein Schicksal geschrieben. Wohl lese

ich, daß ein Sohn und Enkel dereinst an Deinem Sarge stehn, aber nicht, was ihr Schicksal sein wird.“

„Hast Du nicht noch andere Mittel, durch welche Du die Zukunft erforschest, als Deinen weisen Blick in meine Hände?“ fragte der Herzog wieder.

„Nein, doch Eins lese ich noch in Deinen Zügen: durch einen andern Mund wirst Du noch heut das Schicksal Deiner Nachkommen vernehmen.“

„So lebe wohl, und nimm dies Andenken von mir!“ Der Herzog ließ ein schweres Netz mit Gold- und Silbermünzen in die Hände der Zigeunerin gleiten. Sie nahm es dankend an, er stand auf und sprach: „ich glaube Dir. Dennoch ist Glauben nicht Besitzen. Willst Du Dich aber an dem Tage, wo Du meine Vermählung erfährst, bei mir melden, so will ich Dich belohnen, der Größe des Glückes angemessen, welches ich dann mein nennen werde. Merke Dir meinen Namen: ich heiße: Ernst August, Herzog von Cumberland.“

Die Frau sagte: „Gut, Herzog, ich werde mir Dein Versprechen in das Gedächtniß schreiben!“

Der Herzog entfernte sich rasch.

Als er auf dem halben Wege nach Teplitz war, begegneten ihm vier Männer in Mützen und dunklen Mänteln, welche der Herzog für französische Kundschafter zu halten geneigt war.

Einer sagte halblaut: „Wer mag dort der einsame Wanderer sein? Vielleicht ein Teplitzer Bürger, wir wollen uns seiner bemächtigen und ihn ausforschen.“

Da der Herzog ein sehr feines Gehör besaß und vortrefflich Französisch sprach, war ihm keine Silbe entgangen. Waffen hatte er nicht bei sich, wurde er von den Franzosen ergriffen und erkannt, so nahm man ihn gefangen und es konnten nicht nur für ihn selbst, sondern für die Seinen die größten Nachtheile entstehn. Der Herzog von Cumberland, der Sohn des Königs von England, war für Kaiser Napoleon eine wichtige Geißel.

Einen Augenblick wollte der Herzog stehen bleiben, Flucht erschien seinem muthigen Charakter schimpflich, aber die Klugheit siegte diesmal über sein rasches Naturell und so schnell als seine Füße es vermochten, eilte er vorwärts. Erst als er Teplitz erreicht hatte, ging er langsam.

Zu sich selbst sagte der Herzog: „mein Lehrer im Französischen hatte Recht, als er mir die Faulheit austrieb und zurief: Lernen Sie, Prinz Ernst, wer weiß, zu was Sie die französische Sprache noch brauchen werden."

Später Abends machte er noch einen Gang durch den Park und besuchte die Fürstin Clary Aldringen, welche alle vornehmen Fremden Abends bei sich empfing. Als er, noch unbemerkt halb von der Portière verhüllt am Eingange des Salons stand, bemerkte er, daß diesen Abend die Versammlung nur aus wenigen Personen bestand.

Eben sprach ein hoher Geistlicher, dessen Rede einige Damen sehr aufmerksam lauschten: „Durch Sophia Stuart kam das Geschlecht Braunschweig-Hannover auf den englischen Thron. Sie war eine Tochter Friedrich V. von der Pfalz, des sogenannten Winterkönigs. Ihr wurde, als sie mit ihren Eltern im Auslande in Dürftigkeit lebte, eine

glänzende Zukunft prophezeiht, — dagegen später, als sie schon Kurfürstin war, ihren Nachkommen der Verlust Hannovers. Beides ist in Erfüllung gegangen. Die Franzosen besitzen es jetzt."

„Sie werden es nicht lange mehr haben!" sagte ein hoher österreichischer Offizier.

„Das hoffen wir Alle," rief eine Dame, welche sich durch ihren aufopfernden Patriotismus ausgezeichnet hatte, aber dann möge Hannover an Preußen oder Oesterreich fallen, England bedarf es nicht, und es ist deutsches Land."

Der Herzog von Cumberland trat hervor und sagte: „England bedarf es nicht, um groß und mächtig zu sein, aber heilig ist jedem englischen Könige und den Seinen das alte Haus seiner Väter; wir werden es dem Korsen abgewinnen, denn lieber würde ich mich unter den Trümmern des Schlosses zu Hannover begraben, als diese mir theure Wohnstatte länger in fremder Hand sehn!"

Der Prälat sprach, sich das Vorrecht seines Standes nehmend, mild aber im Lehrtone: „Eurer königlichen Hoheit Anhänglichkeit an Dero Stammhaus ist natürlich und rühmenswerth, dennoch dürfen selbst die im Purpur Geborenen nicht sagen: wenn mich des Himmels Hand trifft, werde ich Dieses oder Jenes thun, und nicht mit Geduld tragen, was Gott mir auferlegt. Was auf Erden ist dauernd? Städte und Reiche vergehn, große Geschlechter sinken in Vergessenheit. Wo ist das römische Reich? Wo das Reich, über welches Carl der Große herrschte? Wie leuchteten die Hohenstaufen in der Welt! Wo sind sie jetzt, und wie endete

der letzte Sprosse dieses ruhmreichen Geschlechtes? Wo sind die Jagiellonen hin, welche fast zwei Jahrhunderte den Osten Europa's beherrschten? Auch das größte, von Christen beherrschte Reich, das britische, wird nicht immer bleiben was es jetzt ist. Möge Ihrer königlichen Hoheit erlauchter Vater Hannover wieder erhalten, einer Ihrer glorreichen Brüder oder Ihro königliche Hoheit Höchstselbst dereinst dieses Landes Regent sein, aber ob es Ihnen und Ihren erlauchten Nachkommen bleiben wird, ist eben so ungewiß, als es möglich ist, daß einer Ihrer Urenkel Englands stolzen Thron zieren wird. Die Fürsten glauben die Erde zu beherrschen, aber es ist der Herr der Herren, welcher Alles lenkt."

Der fast achtzigjährige Prälat stand wegen seiner Gelehrsamkeit und seinem Wandel in so hohem Ansehen, daß Niemand in der Gesellschaft ihm zu widersprechen geneigt war, auch nicht der Herzog von Cumberland.

Unwillkürlich gedachte er der Weissagung der Zigeunerin und sein Blick flog in weite Fernen. Er sah sich auf Hannovers Thron, wenn auch erst im Greisenalter, eine geliebte Gestalt und den blühenden Sohn neben sich. Dann sah er sein Haus, das jetzt der Korse besaß, verödet, wie der Priester angedeutet hatte, und seine Enkel, gleich seiner Ahnfrau Sophia Stuart, auf der Flucht. Dann aber wandte sein Geist sich zu heiteren, glänzenderen Bildern, und wie Banquo in Shakespeares Macbeth seine Nachkommen auf dem Throne sah, sah er seine Urenkel in Westminster gekrönt werden. Zuletzt erschien ihm als Urbild der Liebenswürdigkeit Friederike von Mecklenburg-Strelitz.

„Aber nicht über ein Grab will ich hin zu ihr schreiten," sprach sein besseres Selbst, „ich will den Prinzen von Solms-Braunfels und Friederiken selbst bitten, die Bande zu lösen, welche nicht mehr Liebesbande sind. Der Prinz lebt schon seit längerer Zeit fern von ihr bei der Armee, er kann ohne Sie glücklich sein, so gebe er sie denn ganz frei. Ich führe aus, was ich beginne, meiner Mutter und der ganzen Welt zum Trotz, treu der Devise des Welfengeschlechtes: Nunquam retrorsum!"

Wenige Tage später betheiligte sich der Herzog von Cumberland an den Gefechten, welche (es war am 28. August 1813) zwischen Vandamme und dem russischen General Ostermann bei Pirna stattfanden.

Am 30. August wurde bei Culm eine große entscheidende Schlacht geschlagen, bei welcher sich der Herzog Ernst August bedeutend auszeichnete. Kaltblütig stand er im dichtesten Kugelregen. Er schien fest überzeugt, daß ihm nichts widerfahren könne und stürmte unaufhaltsam vorwärts.

Nach der für die Franzosen unglücklichen Schlacht bei Culm fing Napoleon wieder an, Berlin als sein Ziel zu betrachten, aber es gelang ihm nicht, die Hauptstadt Preußens noch einmal wiederzusehn.

Am 16. Oktober begann die Schlacht bei Leipzig an drei Punkten. Bei Wachau fand das erste der bedeutenderen Gefechte statt. Auf dem äußersten linken Flügel der Franzosen wurde der Marschall Marmont von Blücher bei Möckern angegriffen. Auf der rechten Seite bemühten sich Meerfeld und Giulay den Uebergang über die Pleiße zu

erzwingen, um Lindenau zu nehmen. Viermal war Markkleeberg genommen und verloren gewesen. Das überlegene Geschützfeuer der Franzosen hatte die Verbündeten schon hart angegriffen. Zum rechten Augenblick trafen die österreichischen Unterstützungstruppen ein und zwangen im Verein mit den Preußen die Franzosen zum Weichen. Jetzt warf Napoleon sich auf die feindliche Mitte und befahl mit hundert und sechzig französischen Geschützen die Verbündeten zurückzutreiben. In diesem Augenblick jagte Murat mit zehntausend Reitern daher, daß die Erde unter ihren Hufschlägen erbebte. Jetzt glaubte Napoleon die Schlacht sei gewonnen, und ließ in Leipzig die Glocken läuten.

Während der Schall dieser ehernen Zungen zu den verbündeten Fürsten sprach, welche sich auf der Anhöhe hinter Güldengossa befanden, sprach Schwarzenberg: „noch sind wir nicht verloren, die Kräfte der Franzosen sind erschöpft, die unsern noch nicht.“ Die Verbündeten rückten wieder vor, die Franzosen wichen zurück und endlich unterbrach die Nacht das Gefecht, welches zuletzt eine günstige Wendung für die Verbündeten nahm.

Blücher begegnete dem Feinde auf dem Höhenzuge zwischen den Dörfern Eutritsch und Möckern. Der letzte Ort war von besonderer Wichtigkeit und wurde deßhalb von den Franzosen auf das Hartnäckigste vertheidigt.

Alle Anstrengungen der tapfern Preußen blieben lange fruchtlos, endlich entstand unter den Franzosen durch Auffliegen eines Pulverwagens einige Unordnung, welche von den Preußen mit Geistesgegenwart benützt wurde. Ihre Reiterei hieb mit einem wahrhaft entsetzlichen Erfolge ein,

ganze Regimenter wurden decimirt, das ganze feindliche Heer mußte sich in der größten Unordnung gegen Leipzig zurückziehen und hatte drei Fahnen nebst Adlern und über zweitausend Gefangene in den Händen der Preußen gelassen.

Der nächste Tag war für die beiden Heere ein Ruhetag. Die Verbündeten benutzten ihn, um ihre Reserven heranzuziehen, Napoleon dagegen hatte alle seine besten Truppen um sich und hätte diesen Tag viel thun können. Einige seiner ihm am nächsten Stehenden behaupteten, der Kaiser habe wohl den Feind unterschätzt, sich zu sehr auf seinen alten Glücksstern verlassen, Andre sagten, der große Feldherr sei am 17. October 1813 krank gewesen. Vielleicht aber, oder besser gesagt, gewiß, fügte es eine höhere Macht, daß Napoleon an jenem Tage unthätig blieb.

Am achtzehnten October entbrannte aufs Neue der heftigste Kampf, Blücher mähte um sich, als sei er der gewaltige Tod. Er, vereint mit den Schweden, die aber nur aus einigen tausend Mann bestanden, vertrieb die Franzosen aus allen Dörfern und spät Abends blieb Napoleon nichts weiter übrig, als den Befehl zum Rückzuge zu geben.

Napoleon hatte Leipzig bereits längst verlassen, als Fürst Schwarzenberg den verbündeten Herrschern die Siegesnachricht überbrachte.

Von Dankbarkeit gegen den höchsten Lenker der Schlachten erfüllt, knieten sie nieder und beteten inbrünstig, dann erhoben sie sich von den Knieen, umarmten einander und gelobten sich gegenseitig Freundschaft bis in den Tod.

Der Rückzug des französischen Heeres war, wenn auch

nicht so schrecklich wie der Rückzug aus Rußland, doch von vielen empfindlichen Verlusten begleitet.

Die leichte Reiterei, namentlich die preußische, verfolgte und tödtete viele Franzosen. Auch die Landleute nahmen Rache für die von dem Feinde erlittene Schmach und Mancher, welchen in der Schlacht die Kugeln verschont hatten, wurde von dem Dreschflegel eines sächsischen Bauern erschlagen. Dabei wütheten Seuchen und aus den mit Verwundeten und Fieberkranken überfüllten Spitälern wurden täglich Todte still und schnell begraben.

Bayern, bisher eine große Stütze Napoleons, wartete sein Unglück bei Leipzig nicht ab, um sich von ihm loszusagen und sich dem Franzosen-Kaiser, dem es bisher nur gezwungen gefolgt war, feindlich gegenüber zu stellen. Um sein Land nicht Preis zu geben, vielleicht auch aus altem Groll gegen Oesterreich und Preußen hatte König Maximilian Joseph I. einen Bund mit Napoleon geschlossen, aber als er sah, welche Drangsale seine Bayern in Rußland für eine fremde Sache erduldet hatten, that ihm das Herz weh, und er beschloß aufzuhören Napoleons Verbündeter zu sein.

Unter dem Oberbefehl des Fürsten Wrede stellten sich bei Hanau die Bayern dem französischen Heere entgegen und dieses würde verloren gewesen sein, wenn nicht leider der bayerische Feldherr für seine Truppen die ungünstigste Stellung gewählt gehabt hätte.

Der beispiellose Muth der Bayern, welche unermüdlich kämpften, konnte nicht verhindern, daß die Schlacht bei Hanau verloren für sie ging, und daß Napoleon, wenn auch

mit sehr großem Verlust, den Rückzug nach Frankreich antreten konnte.

Es war überhaupt sehr oft der Fehler der deutschen Feldherrn, daß sie zu viel auf ihre und ihrer Truppen Tapferkeit bauten, statt auf die Stimme der Klugheit zu hören. Es kam in jenem unglückseligen Kriege mehr als einmal vor, daß die Franzosen das Terrain besser kannten als die deutschen Generale. Auf der Landkarte war Napoleon zu Hause und wußte sich fast immer die beste Position zu sichern, so daß seine Gegner sich aufstellen mußten, wo sie eben noch Platz fanden.

Nach der Schlacht bei Hanau fielen alle Fürsten des Rheinbundes von Frankreich ab und schlossen sich, alle früheren Meinungsverschiedenheiten und Sonderinteressen vergessend, enger an Oesterreich und Preußen an.

Deutschland war jetzt von den feindlichen Truppen befreit; jetzt galt es, den Krieg auf französischen Boden zu verpflanzen und dafür zu sorgen, daß kein Feind mehr wieder kehre. Auch hatte Deutschland gegen sich die Verpflichtung, seine Ehre rein zu waschen und an dem Feinde Vergeltung zu üben.

„Auf nach Frankreich!" sprach der alte Blücher, „die geraubten Schätze unseres Landes zurückzuholen und um auf längere Zeit ihre ungebetenen Gäste zu sein, da sie lange genug an unseren Tischen gesessen haben."

Der König von Preußen stimmte bei und ließ dem Marschall Vorwärts jetzt in Allem freie Hand.

„Recht so, Blücher," sagte er in seiner kurzen Weise, „Franzosen hier gewesen, jetzt wir nach Frankreich gehen, Suum cuique."

Capitel X.

Hannover.

Am 26. Oktober desselben Jahres saß in einem kleinen, aber sauber gehaltenen Hause zu Hannover eine Bürgerfamilie bei ihrer Arbeit.

Längst hat jenes kleine Haus auf der Leinstraße einem großen stattlichen Gebäude weichen müssen, aber vor fünfzig Jahren stand es noch als Obdach friedlicher Menschen.

Der Besitzer des Hauses, Georg Hartwig, war ein sehr geschickter Buchbinder, welcher sich in der Welt umgesehen und in seinem Fache etwas Tüchtiges gelernt hatte. Früher wurde in einem großen Zimmer mit vielen Gesellen bei ihm gearbeitet, aber in den Kriegszeiten, wo wenig Bücher gekauft wurden, gab es auch wenig zu binden und der fleißige Meister versah die Arbeit mit Hülfe seines ältesten Sohnes ohne fremde Gesellen.

Seine Frau saß am Fenster hinter Monatsrosen und Epheu und nähte, die älteste Tochter, ein auffallend hübsches Mädchen, besserte Wäsche aus, die jüngere Schwester strickte. Unweit des Ofens, in welchem der rauhen Witterung wegen ein lustiges Feuer brannte, ruhte in seinem Lehnstuhl der

Vater des Meister Hartwig, ein ehrwürdiger rüstiger Greis von beinahe achtzig Jahren. Neben ihm am großen Familientische, dessen Platte zur Hälfte niedergeklappt war, hatte der zwölfjährige Enkel Ernst Platz genommen und schlug eben einen Folioband auf, dessen vergilbte Blätter große deutliche Schriftzüge zeigten.

„Die Zeiten sind böse," sagte der Greis, „man verliert alle Lust, in die Zukunft zu blicken, lasset uns denn lieber an die Vergangenheit gedenken, die besser für uns Hannoveraner war. Fange an, Ernst; Du und Deine Geschwister, Ihr Alle habt noch nicht gehört, was meine Vorfahren niedergeschrieben haben, und was doch jeder ehrliche getreue Hannoveraner von Rechtswegen wissen sollte."

„Kenne doch ich nur von dem Inhalte dieses lehrreichen Buches wenig, Herr Vater," sprach Frau Hartwig, „Sie halten es ja das ganze Jahr unter Schloß und Riegel."

„Natürlich, es ist mir dieses Buch ein theures Vermächtniß und ich hoffe, es soll in der Familie noch heilig gehalten werden, wenn dereinst Ernst als Greis auf diesem Stuhle sitzt. Aber nun lies, Ernst, langsam, deutlich, damit auch Dein Vater und Dein Bruder, ungeachtet sie Papier falzen, Alles verstehen können; wegen mir brauchst Du aber nicht zu schreien, ich bin nicht taub!"

„Großpapa, vielleicht hört der Ahnherr auch zu," sagte Sophie und blickte auf das in Oel gemalte Porträt eines in einer großen Lockenperrücke prangenden Herrn, dessen Tracht den Geistlichen verrieth.

„Möglich, Sophiechen, wer kennt das geheime Walten der Geister? Darum lebe Jeder so, daß er den Blick des

Ahnherrn nicht zu scheuen hat, sollte derselbe, ungesehen vom Enkel, auf diesen fallen!"

Ernst begann: „So wäre ich denn unter Gottes Beistande mit meiner jungen Hausfrau in das neue Haus gezogen, so sie von ihren in Gott ruhenden Eltern ererbet.

Hilf Gott, daß wir in demselben rechtschaffen leben! Gieb, o Herr, uns Gesundheit und Kraft zu allem Guten und füge es, daß ich, obwohl zur Zeit noch ein armer Hülfsprediger, Gutes wirke und dereinst als ein getreuer Arbeiter im Weinberge des Herrn erfunden werde.

Ich habe Dich, o Herr, noch niemals um Ueberfluß gebeten; was ich mit meiner bescheidenen Hausfrau bedarf, wollest Du, Geber alles Guten, mir gnädigst zufließen lassen.

Ich will in diesem Buche alles Wichtige aufnotiren, was in der Residenzstadt unsers allergnädigsten Churfürsten so wie in seinen Staaten passiret, zur eigenen Belehrung und Erbauung und zum Nutzen und Frommen Derer, qui studio historiae operam dant.

„Uebersetze das Deinen Geschwistern," sagte der Greis.

„So sich mit dem Studium der Geschichte abgeben," erwiederte Ernst.

Der Alte gab dem Knaben einen liebevoll gemeinten, leichten Schlag auf die Schulter und sagte: „Euge, bene, optime! Nun weiter!"

Den neunzehnten December 1682.

Heute fand die feierliche Einholung der Durchlauchtigsten Frau Prinzessin Sophia Dorothea, vermählte Herzogin und geborne Prinzessin zu Braunschweig und Lüneburg statt,

nachdem Ihro Durchlaucht bereits am 28. November in Celle sich mit Seiner Durchlaucht unserm allergnädigsten Churprinzen Georg Ludwig vermählet hat.

Aus dem churfürstlichen Residenzschlosse marschirte zuerst das Offen'sche Regiment. Lauter schöne stattliche Leute auf Pferden.

Dem Regimente folgte der Hoffourier mit den Dienern der Cavaliere so in Hannover leben. Ein Jeder führte das Pferd seines Herrn am Zügel.

Darauf kamen Ihrer Durchlaucht Bereiter mit den der Durchlauchten gehörenden Handpferden, dreißig an der Zahl."

„Weßhalb lachst Du, Dorothea?" fragte der Greis.

Die Mutter, welche große Ehrerbietung vor dem Großpapa hegte, warf der Tochter einen, Mißbilligung ausdrückenden Blick zu, das muntre Mädchen vermochte jedoch nicht, sich zu beherrschen, und brach in ein lautes herzliches Gelächter aus.

„Sei'n Sie mir nicht böse, bester, süßer Großpapa," bat das hübsche Kind, legte die Näherei hin und schlang ihre runden Arme um den Nacken des Greises, „es kommt mir, hahahaha, zu, zu, hahaha, komisch vor, daß man im Jahre 1682, um eine schöne junge Prinzessin zu bewillkommnen, ihr eine Menge Pferde entgegenführte, hahaha! In Spanien, das haben Sie uns erzählt, giebt es viele und schöne Schaafe; werden etwa der Königin, wenn sie als Neuvermählte einzieht, Schaafe entgegengesandt, die alle bläh, bläh, bläh! schreien?"

„Wilde Dirne," sagte der Alte und streichelte Dorchens runde Wange, „Du gehst mit Heirathsgedanken um und bist noch so kindisch?"

Das Mädchen senkte den Kopf und antwortete: „o, Großpapa, ich kann auch ernsthaft, sehr ernsthaft sein, und meine Heirath wird wohl sobald noch nicht statt finden, hat mich doch der Vater noch nicht einmal feierlich verlobt."

„Weil es Thorheit wäre, wollte ein junger Anfänger, mit kleinem Capital, jetzt in den schweren Zeiten einen Hausstand gründen. Endlich wird es ja doch anders werden und Du hast an Deinen neunzehn Jahren nicht schwer zu tragen."

„Es soll doch wahr sein," ließ Georg, der älteste Sohn, sich vernehmen, „daß die Franzosen bei Leipzig geschlagen worden sind. Ich glaube es beinahe so gewiß als ich gewiß bin hier die Heftlade vor mir zu sehen."

„Und warum glaubst Du es jetzt noch mehr als diesen Morgen, wo Nachbar Bergmann diese Nachricht brachte?" fragte der Meister.

„Warum? Je nun, Vater, weil, wenn die Franzosen gesiegt hätten, gewiß schon von Kassel aus Befehl gekommen wäre, unsre gute Stadt Hannover zur Feier des Sieges zu illuminiren. Mit Glockengeläut und Beleuchtung der Städte ist Kaiser Napoleon rasch bei der Hand."

„In dem, was Du sagst, Georg, ist Logik. Du hättest doch studiren sollen!" sprach der Alte.

„Lieber Vater, Ernst besitzt dazu mehr Talent, Georg hat so wenig Neigung und Begabung zu den alten Spra-

chen als ich. Niemals hat es mich gereut, ein Handwerk gewählt zu haben, was mich selbst in diesen bösen Zeiten reichlich nährt, mit gebildeten Personen in Berührung bringt, mir Zeit läßt meinen Geschmack zu entwickeln und oft ein gutes Buch zu lesen. Georg ist auch gern Buchbinder."

Vater und Sohn wechselten einen Blick des herzlichsten Einverständnisses, und der Greis sagte lächelnd: „wenn Dem so ist, bin ich auch zufrieden mit Eurer Wahl; zugestehn muß ich, daß Euer Stand ein glücklicher sein mag, denn sah ich, in meiner Jugend, als ich studirte, einen recht höflichen, vergnügt lächelnden Handwerksmann, so konnte ich fast darauf wetten, daß es ein Buchbinder war."

„Die Buchdrucker sollen aber auch ganz vorzügliche Eigenschaften besitzen!" sagte mit einem schelmischen Seitenblick auf Dorotheen die Mutter. „Die Buchdrucker" —

„Bringen vortreffliche Nachrichten!" rief eine tiefe angenehme Männerstimme, welche einem jungen Manne angehörte, der, ohne zu pochen, rasch eingetreten war. Roth vor freudiger Aufregung rief der junge Mann, Heinrich Bergmann, „das alte Sprüchwort aus dem dreißigjährigen Kriege: es ist richtig mit Leipzig, kommt wieder in Mode. Die Franzosen sind in Wahrheit bei Leipzig schmählich geschlagen. Die Rheinbund-Fürsten haben sich öffentlich von Napoleon losgesagt, und sein Rückzug wird einer ohne Gloire sein."

„Unser Prinz, der Herzog von Cumberland, hat auch tüchtig mit drein gehauen, das erste Glas Wein leere ich auf sein Wohl."

„Er war ein aufgeweckter, munterer Herr, als er in Göttingen studirte,“ sagte Meister Hartwig.

„Das Beste verkündige ich zuletzt: eine Stafette ist gekommen mit der Nachricht, daß schon gestern König Hieronymus in Kassel hat einpacken lassen. Seine Günstlinge und sein Harem sind vorausgeschickt, er wird wohl auch jetzt bereits außer Landes sein, der gutmüthige, schwache Genußmensch. Unser Hannover ist nun wieder befreit von dem fremden Gesindel und bald wird wieder das Banner mit dem braunschweigischen Pferd neben dem mit dem britischen Löwen aufgesteckt werden.“

„Ist das wahr, wirklich, wahrhaftig?“ fragte Meister Hartwig.

„Ich habe es vom Herrn Bürgermeister selbst, er schickte in Vaters Offizin, Plakate zu bestellen, um den Einwohnern diese frohe Nachricht schnell mitzutheilen. Ich bin fortgelaufen, Euch diese gute Botschaft zuerst zu überbringen. Jetzt steht der Frieden vor der Thür und dann —“

„Nun, das Weitre wird sich finden, Heinrich,“ sagte Frau Hartwig, „gehn Sie nur jetzt und drucken Sie Ihre Plakate.“

„Das läßt sich mein Vater nicht nehmen, es ist außerdem eben nicht viel Arbeit, ich habe einen halben Feiertag und, falls ich nicht störe —“

„Bleiben Sie da! Du, Vater, mach' auch Feierabend, Sophie, springe zum Bäcker nach frischen Kringeln, ich will für uns Alle einen guten Kaffee machen zur Feier des Tages, der so trübe anfing und so gut endet.“

„Herr Gott, ich danke Dir, daß Du mich diesen Tag noch erleben ließest!“ rief der Greis aus Herzensgrunde. „Jetzt wird Deutschland wieder aufblühen und auch für unser Hannover werden die guten Zeiten wieder kommen. Reich mir die Brille, Ernst, gieb Feder und Tinte her, damit ich selbst einschreiben kann:

Heute am 26. October 1813 verließ Hieronymus Bonaparte Kassel und das sogenannte Königreich Westphalen, um nie zurückzukehren. Bon voyage!“ Hierauf legte der alte Herr vorsichtig ein Löschblatt auf seine große Schrift, machte das Buch zu und schloß es in den großen braunen Wandschrank, zu welchem nur er den Schlüssel besaß.

Capitel XI.

Heiteres Leben.

Glockengeläut und Kanonenschüsse ertönten; in Ermangelung frischer Blumen und belaubter Zweige waren die Häuser Hannovers mit Fahnen, Tannen- und Fichtenreisern geschmückt, aber nicht um einen verhaßten Fremdling gezwungener Weise zu empfangen, sondern um den ersehnten Sohn des Königs Georg III., um Ernst August von Cumberland, Herzog von Braunschweig und Lüneburg, zu begrüßen.

Unzählige Menschen, die Hannoveraner und auch die Bewohner der nächsten Ortschaften durchwogten die Straßen,

um dem Sohne des geliebten, angestammten Landesherrn entgegen zu jubeln, welcher am 4. November 1813, von Strelitz kommend, seinen Einzug in Hannover hielt, um im Namen seines königlichen Vaters die angestammten Kurlande wieder in Besitz zu nehmen.

Auch Meister Hartwig hatte sein schmuckes Haus geschmackvoll mit Tannenzweigen und einem selbstverfertigten Transparent geschmückt, das erst des Abends in voller Glorie strahlen sollte. Er befand sich mit seiner Frau und den jüngeren Kindern auf der Straße, vor ihr her stolzirte Dorothea am Arme ihres Verlobten, oben aber am offenen Fenster stand der ehrwürdige Greis und schwenkte sein Sammetkäppchen dem Herzoge entgegen, als dieser dicht unter dem Fenster daherritt.

Höflich, wie es Ernst August eigen war, erwiederte er den Gruß des Greises, überhaupt gewann der Prinz Alle durch seine stattliche militärische Haltung und sein artiges, freundliches Benehmen.

Der Herzog stieg in dem Palais ab, welches später der Herzog von Cambridge bewohnte, wie er als Statthalter in Hannover residirte. In den, in der Eile so gut als möglich gelüfteten und hergerichteten Prunkzimmern empfing der Herzog von Cumberland die Behörden und die hoffähigen Damen und Herren, welche kamen, um dem Sohne des Königs die Cour zu machen.

Abends wurde die Stadt freiwillig erleuchtet und zwar auf die glänzendste Art. Als der Herzog durch die Stadt fuhr, erfüllten Jubelrufe die Luft, die Pferde wurden abge-

spannt und die Bürger zogen den geliebten Königssohn durch die Straßen.

Am nächsten Tage wurde die Kapelle im königlichen Residenzschlosse, welche ein Jahr nicht geöffnet worden war, durch einen feierlichen Gottesdienst, bei dem ein Tedeum gesungen wurde, ihrer früheren Bestimmung zurückgegeben.

Am sechsten November traf der damalige Kronprinz von Schweden, der früher als Marschall Bernadotte sich hohen kriegerischen Ruhm erworben hatte, in Hannover ein. Er kam, um, wie er sagte, den Herzog von Cumberland zu begrüßen, im Namen seines Adoptivvaters König Carl XIII. von Schweden, doch hatte der schlaue Franzose andere Pläne im Sinne, als sich nur des Auftrages seines Königs in liebenswürdiger Weise zu entledigen. Bernadotte sah voraus, daß Napoleon sich nicht auf dem Throne würde erhalten können, die Flucht des Königs Hieronymus hatte den Kronprinzen nachdenklich gemacht. Auch er dankte seine Standeserhöhung dem Franzosenkaiser und wußte, daß nur Klugheit ihn auf dem glänzenden Platze halten konnte, welchen er jetzt einnahm. Dazu bedurfte der Prinz die Freundschaft Englands und Rußlands. Noch lebten damals mehrere Nachkommen Gustav Wasas; bestiegen die Bourbons wieder den französischen Thron, so konnte auch er leicht einem Wasa wieder weichen müssen. Er wußte, wie fest König Georg III. an dem Legitimitätsprincip hing. Er, der schlaue Franzose, mußte dem Herzog von Cumberland schmeicheln und zugleich seine neue Stellung behaupten. Auch blickte der Kronprinz weiter, vielleicht war es ihm vorbehalten, falls Napoleon abdicirte, einen noch größeren

Thron als den schwedischen zu gewinnen, nämlich den von Frankreich. War er doch ein geborner Franzose, durch Tapferkeit berühmt und bereits Kronprinz eines geachteten Staates.

Er entschloß sich deßhalb, von Montbrillant aus, wo er residirte, dem Herzog von Cumberland den ersten Besuch abzustatten.

„Ihro königliche Hoheit kommen mir zuvor," sagte der Herzog mit Grazie, „ich würde als Wirth des Hofes Sie bereits besucht haben, hätte ich nicht allzuviel von meiner Zeit meinen lieben Hannoveranern widmen müssen."

„Das begreife ich, königliche Hoheit, deßhalb erlaubte ich mir Ihnen zuvorzukommen und die Glückwünsche meines allergnädigsten Königs und Papas zu überbringen."

Selbst der allerbitterste Gegner Ernst Augusts muß, wenn er ihn anders richtig gekannt hat, zugestehn, daß derselbe ein Feind aller Intriguen war und sich niemals zu Heuchelei und Ränken herabließ. Ihm war sehr wohl bekannt, durch welche Kabalen Carl XIII. seinen Neffen Gustav Adolph IV. und dessen Nachkommen vom Throne gestürzt hatte, deßhalb hegte er wenig Achtung vor dem alten Könige, und sagte etwas sarkastisch: „Ich glaube, königliche Hoheit gleichen Ihrem erlauchten Adoptivvater wenig; Carl XIII. war, so viel ich weiß, kein Soldat. Seinem S c h w e r t e würde er keine Krone verdanken."

Der Kronprinz, scharfsinnig genug, um zu erkennen, daß der Herzog ihm damit nicht seine dunkle Herkunft vorwerfen wollte, entgegnete: „Ihro königliche Hoheit sind

für eine Krone geboren, wäre dem nicht so, würden Sie sich dieselbe auch erkämpfen und zu behalten wissen."

„Was ich besitze, weiß ich allerdings zu behalten," sagte der Herzog gut gelaunt, „und da ich so glücklich bin, Sie jetzt als Besuch in meinem Zimmer zu haben, wünschte ich auch, Sie als Gast zur Tafel zu behalten. Daß dies die Tafel eines Soldaten, also vielleicht eine einfache sein wird, wird ein so tapferer Krieger wie Ihro königliche Hoheit sind, entschuldigen. Auch fehlt mir, dem angehenden Hagestolz, die Hausfrau; Sie sind darin glücklicher."

„Nicht ganz, die Kronprinzessin verträgt das rauhe Klima Schwedens nicht, und lebt seit längerer Zeit in ihrem Vaterlande, jetzt in Paris."

„Ah! Ich hoffe, die Frau Kronprinzessin wird sich bald erholen, meiner Ansicht nach müssen Mann und Weib niemals auf längere Zeit getrennt sein, sobald sie sich lieben. Lieben sie einander nicht, dann — auf immer vereint oder auf immer getrennt!"

„Ich hoffe meine Gemahlin bald wieder zu sehen. Sie war meine erste Liebe und ich schätze sie sehr!"

Ein Kammerherr meldete den damaligen Staatsminister, Graf Münster, welcher in dringenden Angelegenheiten gekommen sei.

Der Kronprinz erhob sich, der Herzog ließ sich die Zusage geben, daß der Erstere bei ihm speisen würde.

Von jenem Tage an speisten die Prinzen oft zusammen, bald im Palais des Herzogs von Cumberland, bald in Montbrillant, beim Kronprinzen von Schweden, der seine ganze

Liebenswürdigkeit aufbot, den englischen Prinzen für sich zu gewinnen.

Als eines Tages bei der Tafel des Herzogs ein vornehmer Engländer, der Herkunft des Prinzen von Schweden nicht gedenkend, Napoleon einen Parvenu nannte, sagte der Herzog: „Nicht Jeder ist der Gründer eines mächtig werdenden Geschlechtes, es gehört Muth und Geist dazu. Es ist ein erhebendes Gefühl, auf eine Reihe berühmter Ahnen zurückzuschauen, aber es mag auch ein stolzer Gedanke sein, der Erste seines Stammes zu sein."

„Jedenfalls ein beglückenderer, als der Letzte zu sein," äußerte Bernadotte.

Der Herzog von Cumberland wurde ernst. „Ich habe der Brüder so viele, daß ich die Aussicht habe, mein Geschlecht fortblühen zu sehen, sollte ich aber jemals eine Krone tragen, dann behüte mich der Himmel in Gnaden dafür, der letzte König meines Stammes zu sein, es wäre denn, ich opferte meine Krone für eine große Idee. Ich würde dann in der Geschichte fortleben, und nächst der wahren Liebe ist doch der Ruhm das größte Gut des Menschen."

Der Kronprinz von Schweden fühlte sich von solchen Aeußerungen auf das Wohlthuendste berührt, und schmeichelte dem Herzog auf die feinste Weise. Der Prinz-Regent von England war Vater einer einzigen Tochter, welche damals für ein schwächliches Mädchen galt. Die älteren Brüder des Herzogs waren unvermählt. Wie leicht konnte Herzog Ernst August nicht dem Throne noch näher kommen als bisher, jeden Falls war dieser Sohn Georg III. der that-

kräftigste und klügste, dabei ein Mann, auf dessen festen Charakter zu bauen war.

Offen, wie es seine Weise war, hatte der Herzog einst den Kronprinzen von Schweden gefragt, ob es ihm nicht schwer geworden sei, bei Leipzig gegen Napoleon und somit auch gegen seine eigenen Landsleute zu kämpfen.

„Ich danke Ihrer königlichen Hoheit für diese Frage," hatte Bernadotte entgegnet, „denn Sie geben mir dadurch Gelegenheit, mich gegen den Prinzen auszusprechen, von dem erkannt zu sein mir von höchster Wichtigkeit ist. Eure königliche Hoheit waren eher Prinz als Soldat, ich dagegen bin ein Kind des Krieges und ein Fürst durch meinen Degen. Napoleon ließ mich aufsteigen, weil ich Avancement verdiente und er gute Generäle brauchen konnte. Er schlug mich zum künftigen König von Schweden vor, weil er erwartete, daß ich stets als solcher nur napoleonische Interessen im Auge haben würde und weil er gern eine neue Dynastie gründen wollte, neuer als die seine. Ich nahm die dargebotene Krone an, aber ich sagte es ihm und schwur den Schweden, daß ich von jetzt an Nichts andres mehr sein würde (weder Weltbürger, noch Franzose), als ein guter Schwede. Dem Lande, dessen König ich dereinst sein soll, gehören meine Kräfte, und nichts Anderes darf und werde ich im Auge haben, als Schwedens Wohl. Was die Person Napoleons betrifft, so trenne ich dieselbe von seiner Sache und wie ich den letzten Bissen mit ihm als alter, treuer Kamerad theilen würde, so würde ich ihn besuchen, läge er krank darnieder, würde ich mit meinem Körper ihn gedeckt haben, hätte man ihm bei Leipzig an das

Leben gewollt. Dies sind meine Gedanken, mein Herzog von Cumberland."

„Die ich verstehe und würdige, mein bester Kronprinz."

Ernst August konnte sich, obgleich er England sehr liebte, doch daselbst nicht glücklich fühlen. Mit seiner Mutter hatte er nie harmonirt, obgleich er ihr alle kindliche Ehrfurcht bezeigte und ihren Tugenden Gerechtigkeit widerfahren ließ. Sie vergaß zu oft, daß sich erwachsene Söhne nicht durch das ganze Leben am Gängelbande führen lassen. Seinen Vater konnte er nur mit Besorgniß betrachten, die traurigste aller Krankheiten, der Wahnsinn, stand wie ein drohendes Gespenst stets hinter dem Könige, immer bereit, ihn zu erfassen. Georg von Wales launischer, schwankender Charakter war für den festen Ernst August Gegenstand eines Mitleids, das an Geringschätzung grenzte, seinen andern Brüdern fühlte er sich, wenn auch nicht an Kenntnissen, doch an natürlichem Verstande überlegen. Das Verhältniß seines Bruders Williams, Herzogs von Clarence, zu der schönen Schauspielerin tadelte er sogar gegen ihn selbst.

„Liebst Du diese Frau (und ich muß es glauben, da Du ihr seit mehreren Jahren ergeben bist und sie Mutter Deiner Kinder ist), warum vermähltest Du Dich nicht öffentlich vor dem Altar mit ihr, dem Parlament, der ganzen Welt zum Trotz? Du bist ja nicht der Prinz von Wales."

So hatte der offenherzige Fürst oft zu seinem Bruder gesprochen. Er sehnte sich nach einem Wirkungskreise und in England gab es keinen für ihn. Bei dem Volke war er als Hoch-Tory unbeliebt, und doch war er ein freundlicher

Herr, besaß ein wohlwollendes Herz. Er wollte das Beste des Volkes, allein er hielt es für das von Gott gegebene heilige Recht des gekrönten Hauptes, selbst die Gesetze zu geben, allein zu regieren ohne Ober- und Unterhaus. Daß er durch seine Aeußerungen über das Parlament sich viele Gegner zuzog, dabei aber Nichts änderte, war ihm wohlbekannt, indeß änderte er weder seine Ansichten, noch ließ er sich durch heftige Angriffe in den Zeitungen abhalten, seine Gedanken ungescheut auszusprechen.

In Hannover fühlte der Herzog sich glücklich, hier konnte er wirken, weil er der Erste war, hier durchkreuzte ihm nicht ein lästiges Parlament seine Pläne, die in Wahrheit nur auf den Wohlstand der Bürger gerichtet waren. Er wußte, daß der Herzog von York in England zu bleiben wünschte, daß Clarence sich ebenfalls nicht nach dem kleinen Hannover sehnte. Er war Seemann und liebte die Flotte. Natürlich konnte Ernst August hoffen Vice-König von Hannover zu werden, und er bemühte sich um diese Stellung, allein der damalige Staatsminister Graf Münster benützte seinen Einfluß bei dem Prinz-Regenten der Art, daß der jüngere Bruder des Herzogs von Cumberland, Adolph, Herzog von Cambridge, zum Statthalter von Hannover ernannt wurde.

Ernst August war darüber höchlich verstimmt, denn er hielt diese Zurücksetzung für eine empfindliche Kränkung und schrieb darüber an die Königin in heftigem Tone und in stärkeren Ausdrücken an den Prinz-Regenten. An seinen Bruder, den Herzog von Cambridge, schrieb er jedoch sehr freundlich, unter Anderm auch: „Du wußtest nicht, wie sehr ich Han-

nover liebe, wie gern ich in dem Lande geschaltet und gewaltet hätte, wo vor hundert Jahren unser Ahnherr Ernst August regierte. Ich weiß, Du hättest mir den Platz nicht streitig gemacht, zu dem ich Dir aus aufrichtigem Herzen Glück wünsche.

Unser edler Bruder, der Prinz-Regent, welcher sich aber selbst nicht regieren kann, hat sich wie gewöhnlich leiten lassen und unsre allergnädigste Mama fürchtet, der wilde Ernst könne, fern von ihr, tolle Streiche begehn.

Als ob ich jemals den hundertsten Theil der Thorheiten des theuren Wales begangen hätte. Doch, ich komme noch nach Hannover, ich weiß es, denn es giebt gewisse, feste, unabweisbare Gedanken, welche für Den, der darauf achtet, Weissagungen sind."

Verdrießlich, seinen Zweck nicht erreicht zu haben, verließ der Herzog von Cumberland gegen Ende des Jahres Hannover, und begab sich nach Strelitz, wo er mit dem geistreichen Herzog Carl von Mecklenburg-Strelitz ein Freundschaftsbündniß schloß, das erst der Tod zu lösen vermochte.

Eine Einladung, an den englischen Hof zu kommen, lehnte er ab. Er lebte abwechselnd in Strelitz und Berlin, nahm an allen deutschen Angelegenheiten, namentlich an den hannöverischen, das wärmste Interesse, und errichtete im Jahre 1814 auf seine Kosten ein freiwilliges Husarenregiment, welches an den Kämpfen des Jahres 1815 ruhmvoll Theil nahm.

Capitel XII.

Zwei Sterbebetten.

Die ersten Tagesstunden, in denen noch Alles auf den Straßen still ist, fanden an einem naßkalten Apriltage die Prinzessin Solms=Braunfels wachend in ihrem Schlafgemach.

Ihr Gemahl war auf kurze Zeit, nachdem er sich in mehreren Schlachten ausgezeichnet hatte, zu ihr und ihren Kindern nach Berlin zurückgekehrt, aber die Freude des Wiedersehens war nur eine flüchtige gewesen. Der Prinz, früher ein schöner stattlicher Mann, sah bleich und angegriffen aus, und obgleich er die erfahrensten Aerzte zu Rathe gezogen hatte, konnte er sich doch immer noch nicht vollständig erholen. Wenn er sich einige Tage wohler gefühlt gehabt, hatte sich immer bald wieder ein Rückfall eingestellt. In einer Schlacht hatte sich sein Pferd mit ihm überschlagen, vielleicht war durch diesen Sturz der Keim zu seiner jetzigen Krankheit gelegt worden.

Prinzessin Friederike trug große Sorge um den Gemahl und hoffte, daß eine Brunnenkur, die freilich erst im Frühling zu beginnen war, die angegriffene Gesundheit des Prinzen wieder ganz herstellen würde. Ihren sorgenschweren Gedanken nachhängend, lag sie, das Haupt auf den Arm gestützt, auf ihrem einsamen Lager.

Langsam öffnete sich die Thüre, auf den Fußspitzen trat Christiane ein, etwas erstaunt, ihre Gebieterin schlummerlos zu finden.

„Verzeihung, meine königliche Hoheit, daß ich Sie zu so früher Stunde zu stören wage,“ sagte die Kammerfrau, „die Baronesse Clary, bei welcher Malchen diese Nacht wachte, hat sich seit einigen Stunden sehr verändert. Der Doctor, den Malchen sogleich rufen ließ, meint, der letzte Augenblick der alten Dame sei nahe, sie wünscht sehnlichst Ihro königliche Hoheit noch einmal zu sehen, deßhalb unterstand ich mich —“

„Die letzten Wünsche Sterbender müssen erfüllt werden,“ rief die Prinzessin, „gieb mir einen Mantel und leuchte mir vor.“

Während die Fürstin dies sagte, stand sie auf, vervollständigte ihren Anzug und machte sich auf den Weg.

Als die Prinzessin in das Zimmer trat, in welchem die Baronesse sterbend auf ihrem Bett lag, zogen sich der Arzt und das Kammermädchen zurück. Ein betäubender Moschusgeruch erfüllte den Raum, die Prinzessin trat zu der Kranken und legte ihre warme Hand auf die erkaltende der Greisin.

Bleich, aber mit funkelnden Augen blickte sie vor sich hin und sprach rasch, aber in abgerissenen Sätzen: „Er ist nicht glücklich, nie glücklich gewesen, der Wortbrüchige! Und sie nicht, mitten im Glanze. Sein ältester Sohn ist elend in seiner Ehe und dessen Tochter steigt früh in das Grab. So ist es, so ist es! Ach, da ist sie, die Schöne, die Holde. Dank, Dank! Bald wirst Du glücklich und groß sein. Soll ich Dir Alles sagen? Alles? Ich that's, ich that's, willst Du wissen was, und warum? Ha! Willst Du es wissen? So höre denn! Ja höre: in diesem Augenblicke wurde das Ant-

litz der Sterbenden noch blässer, die Sprache wurde zum Lallen, endlich verstummte der Mund, die Augen schauten leblos starr nach der Wand.

Die Prinzessin fühlte sich von den letzten Worten der Todten unheimlich berührt. Noch in den letzten Augenblicken hatte sie Dem mit Recht oder Unrecht gegrollt, von dem sie sich beleidigt gefühlt hatte. Sogar an dem Leid Derer, die ihr nichts Uebles zugefügt hatten, schien sie sich noch am Rande des Grabes zu erfreuen. „Wie dicht liegen Liebe und Haß neben einander, sagte die Prinzessin zu sich selbst, bis zum letzten Athemzuge hat die eifersüchtige Liebe und der aus dieser Liebe entsprungene Haß, diese Arme begleitet.“ Lange stand die Prinzessin in tiefes Sinnen versenkt bei der Todten. Der Schlag der Uhr weckte sie aus ihren Träumen. Mit der ihr eigenen Elasticität ihres Geistes wandte sie sich wieder der Wirklichkeit zu und deckte ein Tuch über das Antlitz der Todten, nachdem sie ihr die Augen zugedrückt hatte.

„Requiescat in pace“, sprach sie mit sanfter Stimme, dann ließ sie Christiane nach ihrem Geheimzimmer rufen und gab ihr Befehle für den Haushofmeister in Bezug auf die stille Beerdigung der Verstorbenen.

„Der Prinz soll davon Nichts bemerken, es könnte ihn, jetzt wo er noch leidend ist, verstimmen!“ befahl die Prinzessin.

Ungeachtet aller Vorsicht hatte aber der Prinz von Solms-Braunfels doch von der Bestattung der Greisin gehört.

„Wohl ihr," sprach er trübe, „ich habe diese Frau kurz nach meiner Rückkehr nur zweimal gesehn, und jedesmal machte ihre Erscheinung einen unheimlichen Eindruck. Ihre Zeit war durchlebt, es ist mir angenehm, daß sie nicht mehr im Hause ist."

„Sie war nie in meinen Gemächern," erwiederte die Prinzessin, aber ich stimme dem Ausspruche bei: „Wohl Ihr!"

„Nie? Wahrscheinlich hat sich die Alte deßhalb in meine Zimmer verirrt. Doch, lassen wir sie ruhen."

Gegen Abend begab sich die Prinzessin in die bereits gelüfteten und gereinigten Zimmer, welche die Baronesse bewohnt hatte, um ihren Nachlaß in Augenschein zu nehmen. In den Schränken und Kästen fanden sich nur einige Kleider, Wäsche, Bücher. Im Schreibtisch, von dem die Prinzessin gleich nach dem Tode der Baronesse den Schlüssel abgezogen hatte, ein altes Notizbuch mit Chiffreschrift und einige alte Briefe, deren Papier gelb, deren Tinte verblichen war.

Die Prinzessin nahm sie an sich. Auch ein kleines Crystallfläschchen mit einer braunrothen Flüssigkeit fand sich, die Prinzessin hielt es gegen das Licht. Sie kam auf den Gedanken es sei Gift und warf es durch das offene Fenster.

Ihrem Bruder theilte sie mit, daß die Baronesse gestorben sei. Die Briefe las sie mit Aufmerksamkeit und schloß sie dann in das Geheimfach eines Wandschrankes, das außer ihr Niemanden bekannt war.

Einige heitere Tage verlebte der Prinz Friedrich Wilhelm von Solms-Braunfels im Kreise seiner Familie, die

heranblühenden Kinder erfreuten sein Vaterherz und mit besonderer Rührung rühmte er ihre Fortschritte als ein Werk der fürstlichen Mutter, welcher die gute Erziehung ihrer Kinder eine Herzensangelegenheit war. Aber nur wenige schöne Tage waren ihm vergönnt, mit erneueter Heftigkeit stellten sich Fieber und Schmerzen bei ihm ein, und am 13. April 1814 schloß er die Augen auf ewig.

Einige Tage nach seinem Ableben schloß sich die Prinzessin in ihre Gemächer ein, nur Christianen gelang es, bei ihr einzudringen, ihrer geliebten Herrin Arznei und einige Nahrungsmittel aufzudringen. Alles, was sie zu ihr sprach, waren die Worte: „Dir befehle ich meine Kinder an, sorge für sie, wie für Dein Augenlicht."

Von all dem traurigen Pomp, den die Bestattung des fürstlichen Leichnams, welcher preußischer General gewesen war, erfordert, wollte sie Nichts sehen, aber in der Nacht vor seiner Beerdigung betete sie eine Stunde an seinem Sarge. Endlich erhob sie sich und sagte mit fester Stimme: „Lebewohl bis auf Wiedersehn. Ich schwöre hier, ich will versuchen, Deinen Kindern Alles zu sein, bis sie selbstständig in der Welt dastehn, möge Dein Geist sie segnend und schützend umschweben."

Christiane mußte sie, die sich kaum aufrecht zu erhalten vermochte, nach ihrem Schlafgemache geleiten.

Erst nach der Bestattung des Prinzen, dessen irdische Hülle nach Braunfels abgeführt worden war, um daselbst in der Familiengruft der Solms-Braunfels beigesetzt zu werden, zeigte sich die Prinzessin wieder ihren Kindern.

Liebevoll umarmte sie Alle, den jüngsten, lieblichen Knaben nahm sie auf ihren Schoos. Auch ihre älteste Tochter, die Prinzessin Friederike Ludwig von Preußen, war gekommen, um ihrer Mutter die wärmste Theilnahme auszusprechen.

Prinz Friedrich, ihr Sohn, befand sich in Frankreich bei seinem Regimente und erfreute sich der höchsten Zufriedenheit seiner militärischen Vorgesetzten. Als die fürstliche Mutter die Lobsprüche las, welche General v. Gneisenau dem jungen Prinzen ertheilte, sagte sie lächelnd: „er besitzt ein kriegerisches Naturell, wie die meisten Hohenzollern."

Der väterliche Nachlaß für die Kinder des verewigten Prinzen war nicht groß, die Prinzessin trug Sorge, daß er auf das Beste für die Kinder geordnet wurde, auch brachte sie fast den größten Theil des Tages bei ihnen zu, sie zu liebkosen und ihren Unterricht zu überwachen.

Während der ersten Monate zeigte sie sich nur, und zwar dicht verschleiert, in schwarzer Kleidung in der Kirche. Als sechs Monate vorüber waren, erschien sie wieder in weißen und lillafarbenen Gewändern.

„Mein Todtenopfer ist gebracht, heilig wird mir des Verklärten Andenken sein, theuer die Pflicht gegen seine Kinder, aber Jesus Christus spricht: Lasset die Todten ihre Todten begraben. Ich glaube der Heiland wollte damit sagen: Der Todte gehört zu den Todten, die ihm vorausgingen, an dem Lebenden hat das Leben sein Recht, und die Lebenden, welche von ihm noch Glück erwarten. Ich lebe noch, also will ich für die Lebenden da sein!"

Als der Tod des Prinzen von Solms-Braunfels bekannt wurde, befand sich der Herzog von Cumberland in Strelitz zum Besuch. Diese Nachricht überraschte ihn nicht nur, sie erschreckte ihn. An Friederikens Scheidung von dem Prinzen hatte er gedacht, aber an Trennung durch den Tod niemals. Der ächt menschlichen Regung folgend, legte er Trauer um den Verstorbenen an, den er als tapferer Offizier geachtet und dessen frühen Tod er niemals gewünscht hatte, selbst nicht in Augenblicken, in denen seine Seele mit glühender Leidenschaft von der bezaubernden Erscheinung Friederikens erfüllt war.

Der Herzog hatte die Absicht gehabt, nach Berlin zu reisen und längere Zeit daselbst zuzubringen, aber er versagte sich die Freude, mit der angebeteten Frau in einer Stadt zu leben, weil er, der später um sie zu werben gedachte, sie keinem mißliebigen Urtheile Preis geben wollte. Deßhalb wandte sich der Herzog nach England, um seine Familie wieder zu sehen und später die Schritte zu thun, welche seine beabsichtigte Vermählung nöthig machten.

Capitel XIII.

In England.

In England wurde der Herzog von seinen Eltern herzlich aufgenommen, aber schon am andern Tage mußte er die Klagen seines Vaters über die unglückliche Ehe des

Prinzen von Wales wieder anhören, und die Versicherungen seiner Mutter, daß sie Alles, was in ihren Kräften stehe, in Bewegung setzen würde, um zu verhindern, daß der Prinz von Wales sich scheiden lasse. Wahre Theilnahme empfand er für seine schöne achtzehnjährige Nichte, die Prinzessin Charlotte von England.

Das geistvolle junge Mädchen hatte sich niemals ihrer Kindheit und Jugend erfreuen können wie andre Kinder. Ihre Eltern haßten einander gegenseitig und lebten nicht zusammen, ihre Mutter sah sie selten und liebte sie doch eben so zärtlich, als sie von ihr geliebt wurde. Ihre Oheime besaßen keine Töchter, mit denen sie hätte spielen können, die Etikette trennte die präsumtive Thronerbin von England von den ihr an Alter gleichen Töchtern der englischen Großen.

Das lebhafte, geistreiche Mädchen mußte einen großen Theil des Tages bei ihren ältlichen Tanten und den greisen Großältern zubringen, mitten im höchsten Luxus, umgeben von ehrerbietigen Huldigungen und Schmeichlern und unterwürfigen Dienern, darbte ihr Herz, fehlte ihr Freiheit, Freude, Familienglück.

Den Herzog von Cumberland, als den lebhaftesten, heitersten ihrer Oheime, liebte sie am meisten. Ihn hatte Charlotte oft gedauert, deßhalb war er immer gern bereit, ihr eine kleine Freiheit zu verschaffen, bestand sie auch nur in einem Gange durch die Blumengärten oder den prachtvollen Park zu Windsor. Zuweilen machte er auch einen Spazierritt mit ihr, obgleich die Königin dies nicht gern sah.

Eines Tages, als Oheim und Nichte unter den alten

Eichen des Parkes Arm in Arm wandelten, sagte der Herzog nach längerem Schweigen: „In wenig Tagen denke ich wieder nach Deutschland zu reisen, dann wäre es möglich, daß ich nicht so bald zurückkehrte."

„Oh, und der Herbst ist in England so schön. Ich gestehe, was ich auch von Italiens tiefblauem Himmel und all seinen Reizen gehört und auf Gemälden geseh'n habe, ich vermag mir nichts Wonnigeres vorzustellen, als einen sonnigen Septembermorgen unter den alten englischen Eichen. Wie lieblich leuchtet das milde Blau des Himmels über uns, und dort, wie friedlich grasen die schlanken Rehe. O England, mein England, wie lieb' ich Dich!"

„Das ist wie Englands künftige Königin gesprochen, Charlotte, dennoch wirst Du dereinst noch etwas ebenso, vielleicht noch inniger lieben als Dein Vaterland, denn Du bist ein Weib."

„Vielleicht, theurer Oheim, vielleicht auch nicht. Wie unglücklich ist meine arme Mutter durch die Liebe geworden!"

„Sage durch die Ehe, Charlotte, Liebe beglückt! Aber eine solche Ehe, wie die Deiner Eltern war, Gott behüte Dich davor, mein theures Mädchen. Deine Mutter war nicht zur Königin von England erzogen, man fragte sie nicht, ob sie es werden wolle, mein Bruder wurde zu der Ehe gezwungen, wie der König Friedrich II. von Preußen! Laß Dich nicht zwingen, Charlotte, und will man Dich zwingen, dann rufe Deinen Oheim Ernst August, der Cumberland wird da sein."

„Vielen Dank, gnädiger Herr Oheim“, erwiederte die Prinzessin Charlotte mit Munterkeit. „Ich lasse mich nicht zwingen, ich habe mehr von dem Welfenblut als meine Eltern, niemals reiche ich meine Hand einem Manne, den ich nicht von ganzer Seele liebe und von dem ich mich nicht innig geliebt weiß.“

„Hm, wer wird Dich denn nicht lieben, schön, voll Geist, hochgebildet —“

„Gnädiger Oheim, und — Erbin des größten Reiches der Erde. Welcher Mann würde die Hand der Königin von England ausschlagen? Ich muß Proben haben von wahrer Zuneigung, ehe ich meine Hand vergebe.“

„Königliche Hoheit, Erbin des mächtigsten Reiches,“ sagte der Herzog sarkastisch, „Deine Krone ist in den Augen eines ächten Mannes Dein geringster Vorzug. Ich sage Dir, wäre ich ein junger Prinz, wärst Du meine Cousine oder auch mir gar nicht verwandt, niemals würde ich Deine Hand annehmen, und würde ich von Dir angebetet, liebte ich Dich leidenschaftlich!“

„Weßhalb, mein theurer Oheim?“

„Weil ich es nicht ertragen könnte, wenn auch geliebt, der erste Unterthan meiner Gemahlin zu sein!“

„Oh, dann würde ich dem geliebten Manne meine Krone aufsetzen.“

„Hahaha, kostbar, Du kennst nicht das Parlament und das englische Volk. Doch beruhige Dich, es haben nicht alle Männer so harte Köpfe, wie Dein Oheim Cumberland. Es werden, sobald nur der Wiener Congreß zu Ende ist, welcher bald beginnen soll, sich gewiß die schönsten prote-

stantischen Prinzen hier einfinden, dann kannst Du wählen, ich bin sicher, meine kluge königliche Hoheit Charlotte wird die beste Wahl treffen. Dein Vater ist eigensinnig, Du bist fest, Festigkeit siegt stets über Eigensinn."

Die Königin nahm des Herzogs Aeußerung, daß er nach Deutschland gehen wolle, ziemlich gut auf. Sie fürchtete diesen Sohn, weil sein Sarkasmus Niemand verschonte.

Als, wie oft der Fall war, die Königin das Loos ihrer Schwiegertochter beklagte, sprach der Herzog Ernst August: „Ich habe kein Mitleid, sondern nur Geringschätzung für eine Frau, deren weiblicher Stolz so klein ist, daß er jede Mißachtung des Gemahls erträgt. Warum entfernte sie sich nicht längst von England und gab George frei, da sie schon wenig Tage nach der Vermählung sah, daß der Prinz von Wales sie nicht leiden konnte?"

„Ich begreife Caroline nicht," stimmte die Prinzessin Auguste, die ältere Schwester des Herzogs, bei. „Vielleicht, gnädigste Mama, wäre unser theurer George mit der Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz glücklicher geworden. Ich sah ihr Porträt, ein bezauberndes Gesicht!"

„Wie, dem Prinzen von Wales war diese Schönheit bestimmt?" fragte lebhaft der Herzog, „und er verschmähte sie. Wahrlich, obgleich dies für einen Andern ein hohes Glück sein mag, dann verdient mein Bruder sein Schicksal."

„Er wußte nicht von diesem Plane," antwortete die Königin mit einigem Hohn, „er dachte damals nur an Madame Fitz-Herbert. Ich erfuhr, daß die Prinzessin nicht ohne Reize und Geist, aber voll Herrschsucht und Hang zur

Intrigue sei, und eine solche Dame paßt nicht an einen Hof und in eine Familie, deren weibliches Oberhaupt religiös, streng tugendhaft und frei von Herrschsucht ist, wenigstens nicht zur Prinzessin von Wales. Dein Bruder, Clarence, war ebenfalls von dem Porträt dieser gefährlichen Schönen eingenommen, ich war nahe daran, ihm, als sie Wittwe war, meine Einwilligung zu geben, aber — noch im Wittwenschleier vermählte sie sich mit dem Prinzen von Solms-Braunfels."

„So viel ich weiß, gnädigste Mama, war der Prinz Ludwig von Preußen damals zwei Jahre todt."

„Eine lange Zeit, aber brechen wir ab von dieser modernen Maria Stuart!" sprach die Königin unwillig.

„Maria Stuart, ganz richtig bemerkt von Ihrer Majestät. Prinzessin Friederike ist schön wie sie, bewundert und beneidet wie sie. Zweimal jung verwittwet, geistreich, kunstsinnig, unterrichtet."

„Und kokett!"

„Davon haben Ihro Majestät wohl eben so wenig Beweise als die Historiker Beweise von all den Verbrechen haben und hatten, welche der unglücklichen Königin nachgesagt werden. Die Katholiken und Schotten schrieben gegen die Königin Elisabeth, die Protestanten gegen Maria Stuart. Wer schön ist wie diese viel besungene Frau war, würde auch heute der Verleumdung nicht entgehn."

„Mein Sohn, Du bist immer sehr geneigt, für Diejenigen, welche von der Welt getadelt werden, Parthei zu ergreifen," sagte etwas scharf die Königin.

„Natürlich, allergnädigste Mama, habe ich doch selbst

viel durch böse Zungen und müßige Schwätzer gelitten, nur weil ich rasch und kein Heuchler bin."

Die Prinzessin Auguste warf ihrem Bruder einen bittenden Blick zu, er erwiederte ihn durch einen freundlichen und sagte zur Königin: „Doch die Zeit wird Jedem gerecht, diese Erfahrung habe ich auch an mir selbst schon gemacht. Jetzt bitte ich Ihro Majestät um Allerhöchst Ihre Befehle für Deutschland."

„Warum Du Deutschland so sehr liebst, mein Sohn. Doch ich will Dich deßhalb nicht schelten, Du liebst das Land Deiner Väter, auch ich denke oft an Strelitz zurück, wo ich glückliche Tage verlebte."

Die Königin seufzte und bedeckte ihre Augen mit ihrer feinen Hand. Ernst August empfand, was in der Seele seiner Mutter vorging, welche durch die Geisteskrankheit ihres Gemahls unaussprechlich gelitten hatte.

Gerührt ergriff der Herzog die Hand seiner Mutter, küßte sie zärtlich und sagte: „Sie haben ein muthiges Herz und einen starken Geist, gnädigste Mama, diese hohen Güter und Gottes Schutz wird stets Ihr Schirm sein."

„Es thut mir wohl, unbeschreiblich wohl, daß Du so sprichst, mein Sohn, ich sehe daraus, daß Du Gott nicht vergessen hast und die Grundsätze der Religion!"

„Und wer hat meiner königlichen Mutter zuzuflüstern gewagt, daß ich ohne Religion sei? Ich halte Christum für den Hort des Einzelnen, für die beste Stütze jedes Staates und der menschlichen Gesellschaft überhaupt, aber ich bin nicht unduldsam, ich richte nicht und denke an des Erlösers

Worte, welche der reuigen Magdalena die Verheißung gaben: Ihr wird viel verziehen werden, denn sie hat viel geliebt."

Dieser Spruch war nicht ganz nach dem Sinne der strengen Königin, doch konnte sie nichts dagegen sagen. Sie lenkte das Gespräch auf die politische Lage Europas, bis die Stunde schlug, zu welcher sie sich zum Könige zu begeben pflegte.

Der Herzog ging auf sein Zimmer, wo er die eingelaufenen Briefe las, welche er in bedeutender Zahl vorfand.

Den angenehmsten las er zuletzt, er kam von seinem Freunde, dem Prinzen Karl von Mecklenburg-Strelitz.

Nachdem der Prinz seine Ansichten über die gegenwärtige Politik freimüthig ausgesprochen hatte, fügte er hinzu: „Gern würde ich jetzt in Wien sein, allerdings hat der Prinz von Mecklenburg-Strelitz kein Wort über die Umgestaltung der Karte von Europa zu sagen, allein ich wünschte in dem glänzenden Wien zu sein, um auch einmal zu erfahren, was eigentlich leben heißt.

Es ist jetzt, zur Winterszeit sehr langweilig hier. Bücher und Musik sind recht schön, ohne sie wäre es nicht auszuhalten, aber einmal wirklich leben, sich in einer Gesellschaft bewegen, wo Schönheit, Grazie und Lebenslust den Vorsitz führen, das möcht' ich armer Prinz von Mecklenburg auch!

Mein Schwager, der König von Preußen, wird jetzt auch sein Wort zur Geltung bringen, jetzt können die Hohenzollern wieder ihr Haupt erheben. Wenn meine Schwester Louise noch lebte, würde sie unter den Fürstinnen

als schönster Stern leuchten. Sie hätte wohl verdient, Preußens, Deutschlands Erhebung zu seh'n.

Vielleicht blickt sie von lichten Höhen hernieder und weiß, daß Preußens Söhne, nachdem sie das Schwerste erduldet, auch das Meiste zu Deutschlands Befreiung von der Fremdherrschaft gethan haben.

Vielleicht hat sie den Becher mit Lethe an die Lippen gesetzt und die Erdenzeit vergessen!

Nie sah ich schönre Frauen als meine Schwestern. Waren sie glücklich? — Ich glaube nicht! Louisens Glück war ein kurzer, lieblicher, glänzender Traum, dann litt sie durch den Krieg mehr als sie sagte, ich aber blickte in ihr Herz. Friederike ward als Kind vermählt, Wittwe, ehe sich ihr lebhafter, energischer Charakter völlig entwickelt hatte. Weder Prinz Ludwig von Preußen, noch ihr zweiter Gemahl paßten für sie. Eine Königskrone gebührte ihrem schönen, stolzen Haupte, ein großer Wirkungskreis ihrem strebenden Geiste. Es ist eine merkwürdige Arbeitskraft in Friederiken. Ich wünsche sehr, daß sie einen großen Theil des Jahres hier leben möge, und will meine Beredsamkeit aufbieten, um sie hierher zu locken.

Man spricht davon, daß die deutschen Fürsten einen Bund unter sich bilden wollen zur Abwehr gegen ausländische Feinde. Ich verspreche mir wenig davon, weil er zu vielköpfig sein wird. Säße ein Friedrich II. auf dem preußischen Throne, würde Preußen das Oberhaupt dieses Bundes werden. Friedrich Wilhelm III. wird dem Kaiser von Oesterreich den ersten Platz lassen!

Doch freuen wir uns vor Allem, daß jetzt Friede ist und Deutschland sich wieder erholen kann.

Ihr erlauchter Bruder, mein Herzog, der Prinz-Regent, ist sehr thätig für die Bourbons. Ich halte sie für abgestorbene Zweige des alten Stammes, aber was läßt sich Andres thun als sie wieder einsetzen?"

Was der Prinz noch ferner geschrieben hatte, überlas der Herzog nur flüchtig. Er kam immer wieder auf die Zeilen zurück, welche von Friederike von Mecklenburg redeten.

Endlich setzte er sich hin und schrieb ihr, nicht von Liebe, das wagte er nicht, aber von seiner Verehrung und Ergebenheit, von seinen Absichten in Zukunft in Deutschland zu leben. Dabei fragte er voll Theilnahme nach ihren Kindern und streute manche scharfsinnige Bemerkung über Erziehung ein. Der Brief war so abgefaßt, daß die Prinzessin ihn kaum unbeantwortet lassen konnte.

Bevor der Herzog abreiste, hatte er noch eine lange Unterredung mit dem Prinz-Regenten, welcher, eigensinnig, aber dabei unentschlossen, sich durch die Ansichten Ernst August's stets beeinflußen ließ, aber — wie das die Charakterlosigkeit Georg's von Wales mit sich brachte, nur auf kurze Zeit.

„Lassen Sie Ihre Tochter selbst wählen," sprach der Herzog, „es ist an einer unglücklichen Ehe in unserer Familie genug, ich bitte Sie, mein Bruder. In politische Angelegenheiten mische ich mich nicht mehr, da ich sehe, daß meine Vorschläge kein Gehör finden.

Dankbarkeit haben Sie von den Bourbons nicht zu erwarten, zum Glück werden Sie, theurer Bruder, nie in den Fall kommen, ihrer Gegendienste zu bedürfen. Was Napoleon Bonaparte betrifft, so würde ich ihm einen andern Aufenthaltsort angewiesen haben, als die Insel Elba. Der Mann müßte nie gewesen sein, was er war, wenn er dort bliebe. Und Geld, viel Geld, bekommt er auch! Aber was läßt sich zu Fürsten sagen, welche Alles halb thun? Haben doch die Verbündeten Frankreich fast gar keine Kriegskosten auferlegt, keine Entschädigung verlangt, sogar einen Theil der geraubten Kunstschätze in Paris gelassen!

In der Welt heißt es mit Recht: Hammer oder Ambos sein. Das gilt vom Einzelnen, das gilt von Regierungen. Obgleich Engländer, habe ich doch das deutsche Blut meiner Mutter, betrachte ich mich doch stets als Abkömmling von Heinrich dem Löwen, und wünschte, das deutsche Volk, das intelligente, fleißige, gute, würde nicht immer durch seine Regierungen dem Auslande gegenüber zum Ambos gemacht!"

Georg von Wales hörte zerstreut zu und zupfte an seinem Halstuch, der Herzog bemerkte es und sagte sarkastisch: „ich sehe, ich langweile Ihro königliche Hoheit, seinen Sie versichert, Ihr Halstuch ist ganz à la Brunnwell*) geknüpft, doch nimmt es mich Wunder, daß ein Freund der Künste das Tuch nicht lieber à la Byron**) trägt. Gott behüte Ihro königliche Hoheit."

---

*) Ein Stutzer, Tonangeber in Modesachen.

**) Belesene Herren trugen damals ihr Halstuch à la Byron.

Nach diesen Worten schüttelte der Herzog, indem er sich militärisch verbeugte, seinem ältern Bruder die Hand und ging. Georg von Wales rief ihm lachend nach: „Gott geleite Dich, Ernst, obwohl Du ein verdammter Spötter bist!“

Capitel XIV.

Nach dem Wiener Congreß.

Auf den Straßen Hannovers war es kühl und windig, es hatte mehrere Tage hinter einander geregnet, und die grauen Wolken hingen wie eine bleierne Decke über der Stadt. Es war Sonntag, die Kirchen entleerten sich und mehr oder minder andächtig gewesene Zuhörer schritten mit Gesangbüchern und Regenschirmen versehen ihren Wohnungen zu.

Unter den Bürgerfamilien, welche in ihrem Sonntagsstaat aus der Hauptkirche kamen, fiel besonders eine langsam dahinwandelnde auf, sie wurde von den Vorübergehenden mit Achtung gegrüßt, denn damals besaß die Stadt Hannover nur einige zwanzigtausend Einwohner, welche sich fast alle untereinander kannten.

Die Familie, welche aus Rücksicht für den ehrwürdigen Greis ihre Schritte anhielt, war die Hartwig'sche, sie gewährte einen gemüthlichen Anblick, denn in herzlicher Eintracht gingen Meister Hartwig und Frau neben einander

her, die kleine Sophie hing an des Vaters Arme, die beiden Söhne des Ehepaares führten mit sorglicher Liebe den alten Großvater, dessen Augen und Ohren vortreffliche Dienste leisteten, während seine Füße anfingen, schwankend einherzugehen, worüber der alte Herr oft scherzte.

Doch nicht zum Familienhause auf der Leinstraße lenkten die Hartwigs ihre Schritte, sondern nach der rothen Reihe, wo seit einigen Monaten die älteste Tochter Dorothea als glückliche Hausfrau ihres Geliebten schaltete. Ihr Gatte, jetzt seines Vaters Compagnon, hatte sich ebenfalls nach der Kirche begeben, die junge Frau jedoch war daheim geblieben, um selbst in Küch' und Keller Hand anzulegen, damit die erwarteten lieben Gäste Grund fanden, mit der Bewirthung zufrieden zu sein. Die Familie Hartwig und Dorothea's Schwiegereltern sollten heute bei dem jungen Paare speisen.

Die hübsche Frau schaute sich mit lachenden Augen in der geräumigen, sauberen Küche um. Sie freute sich über das blanke Geschirr von Blech und Kupfer, über das Zinn, welches von der Wand herabfunkelte. Wohlgefällig ruhten ihre Blicke auf dem großen Glasschranke, der reichlich mit Glas- und Porzellan-Waaren gefüllt war und Zeugniß ablegte, daß Dorothea nicht mit leerer Hand in ihres Mannes Haus gekommen war.

Dann trat sie an den Heerd, hob die Deckel von den Töpfen und Pfannen und handhabte die Kochlöffel mit einer Gewandtheit, welche die Meisterin verrieth. Jetzt gab sie ihrem kleinen Dienstmädchen, das eben frisches Wasser in eine geschliffene Flasche füllte, verschiedene Weisungen.

„Wenn Du die Schüsseln herumreichst, Miecke," sprach die Hausfrau, „so hüte Dich, Jemand zu begießen. Sei nicht fahrig, zuerst gehst Du zu meinem Großpapa, dann zu meinen Müttern, hörst Du wohl?"

Das Mädchen bejahte und entfernte sich, um das Wasser auf die Tafel zu setzen, welche von der jungen Frau schön blank und geschmackvoll hergerichtet worden war.

Hinter der Küchenthür lauschte, eben heimgekehrt aus der Kirche, der junge Mann. Er ließ sich mit Behagen den Duft der Speisen in die Nase steigen, dann sprach er, in die Küche eintretend, mit verstelltem Ernst zu seiner jungen Frau, die er gern neckte: „Deine und meine Eltern werden bald hier sein. Sage einmal, Dorchen, wird denn etwas Eßbares auf den Tisch kommen?"

„Gott steh' mir bei, etwas Eßbares! Ich möchte wissen, wer in Hannover heute bessere Suppe speisen wird als wir!"

Nun, nun, kann sein, aber Dein Vater hält viel darauf, daß es gutes Ochsenfleisch gibt, nicht zerkocht und hast Du an eine Sauçe gedacht?"

„Das will ich meinen! Kalte Sardellensauçe mit harten Eiern, auch Senfgurken und Kronsbeeren gibt es dazu."

„Und was ist in diesem großen Topfe? Wasser zum Teller waschen oder —"

„Westphälischer Schinken, und hier steht Sauerkohl, ha, und wie die Klöße tanzen!"

„Westphälischer Schinken? Ei, verstehst Du Dich darauf, ihn richtig zu kochen, gibt es wirklich welchen?"

„Hanns Narr, meinst Du, daß der Exkönig Hieronymus alle Schweine mitgenommen hat, und daß wir also in

Hannover keine Schinken mehr von dorther haben können?"

„Und der Nachtisch, Dorchen, gewöhnliches Brod, oder etwa Puffert? Hast Du noch einige alte Wallnüsse vom Christfest her?"

„Gerechter Heiland, ich glaube bei Dir rappelt es. Haha, Hausbrod habe ich, aber auch Pumpernickel und Butter wie blaßes Gold. Alte Nüsse! hätt' ich nur welche, Du solltest sie knacken, prächtige Stettiner Aepfel habe ich aufbewahrt in unserm trocknen Keller. Puffert! Jeder Bettler in Hannover verzehrt Puffert, ich habe Kringel und Stränßelkuchen gebacken, und zwar vortrefflichen!"

„Schön, sehr schön! Uebrigens ist Hannover ein gesegnetes Land, wenn sich sogar faule Bettler Puffert backen lassen! Doch jetzt höre ich die Eltern kommen, stelle Miecke an den Heerd und empfange sie mit mir an der Treppe. Alles wohl erwogen, habe ich westphälischen Schinken sehr gern und ist er so gut, wie ich hoffe, will ich es nicht bereuen, Dich geheirathet zu haben.

„Du bist ein Vielfraß", sagte die junge Frau und gab ihrem Manne einen leichten Schlag.

Eben hatte man sich zu Tische gesetzt, die Hausfrau nahm „mit Gravität, als sei der Löffel ein Scepter", wie ihr Mann sagte, die Suppenkelle, als Tritte auf dem Flur hörbar wurden.

„Ein unverhoffter Gast!" rief Meister Hartwig, „aber doch nicht unwillkommen", ließ eine jugendliche Stimme sich vernehmen, und wie aus dem Fußboden gewachsen, so schnell stand der jüngere Bruder des Hausherrn mitten unter den Seinen.

„Eduard, Du hier, wo kommst Du her?"

Diese Fragen schwirrten wie Bienensurren durcheinander, während die Eltern den heimgekehrten Sohn herzlich umarmten.

„Das will ich beim Dessert Alles ausführlich und der Wahrheit gemäß erzählen", sagte der junge Mann, dessen Aussehen den Studenten verrieth. Ich bin die ganze Nacht hindurch bis gegen Elf im Postwagen gefahren. Natürlich ging ich von der Post sogleich in das Vaterhaus und hörte, daß Ihr, liebe Eltern, in der Kirche wäret und von da zu dem jungen Paare zum Speisen gehen würdet. Da blieb mir gerade Zeit, mich ein Stündchen auszustrecken, frisch anzukleiden und hieher zu eilen, wo ich hoffen konnte, außer den lieben Eltern und Geschwistern neue werthe Verwandte zu begrüßen, und am gastlichen Tische der schönen Schwägerin einen Teller Suppe zu finden, denn ich bin sehr hungrig."

Alle lachten, die Mutter sagte: „ich sehe, Du bist noch der Alte, also laßt uns essen, Kinder."

Als die fröhliche Gesellschaft dem aus guter Bürgerkost bestehenden Mahle gebührende Ehre angethan hatte, das Dessert aufgetragen und dem kräftigen Bier ein Gläschen spanischer Wein gefolgt war, den der Hausherr aus Hamburg eingeschmuggelt bekommen hatte, rückte die Familie dichter zu Eduard, welcher zwischen seinen Eltern saß, um zu hören, was er mitzutheilen habe.

„Ich bin Ihnen Dank schuldig, bester Vater, daß Sie mir die Mittel gaben, ein Jahr in Wien studiren zu können", nahm Eduard das Wort. „Dort kann ein angehen-

der Arzt Etwas sehen und lernen, und ich kann mir das Zeugniß mit gutem Gewissen geben, daß ich meine Zeit nicht verschwendet. Ich glaube, liebe Eltern, ich werde es Ihnen beweisen, daß ich Tüchtiges gelernt habe, wenn auch nicht an Ihnen selbst, denn ich hoffe, Gott wird Sie bis in das höchste Lebensalter gesund erhalten. Aber, man studirt ja nicht immer nur auf der Anatomie, in Spitälern, aus Büchern, auch aus dem Buche des Lebens lernt Jeder, vor Allen der Arzt."

„Richtig, Eduard," sagte sein Vater, „ich glaube, daß auch ich durch Reisen mehr gelernt habe, als aus Büchern."

„Es ist mir ebenso ergangen", stimmte Meister Hartwig bei, „doch jetzt erzählen Sie weiter, Herr Doctor."

„Gern, Herr Vetter, doch bitte ich mir den Eduard aus, Doctor will ich erst in einigen Wochen in Göttingen werden. Nun, ich studierte am Tage fleißig, und sah Abends und Nachts, was es in Wien zu sehen gab. Zuweilen auch am Tage, denn der Congreß hatte so viele Fürsten mit ihren Gemahlinnen, Gesandte, berühmte Feldherrn, Dichter und Künstler versammelt, daß ich mir oft zehn Augen wünschte. Da sah ich den sogenannten schönen Kaiser Alexander I. von Rußland, doch schien er mir matt und welk, neben ihm seine Gemahlin, sie soll, sagt man, seit dem Tode der Königin Louise von Preußen die reizendste Fürstin Europas sein, doch mir erschien sie wie ein schönes Bild."

„Zugegeben", sagte Eduards Vater, „ich sah diese hohe Dame in Baden, es mögen so zehn Jahr her sein. Die schönste aber, die ich jemals erblickte, weil diese Prinzessin nicht nur reizend ist, sondern ein interessantes Aeußere und an=

muthiges Benehmen hat, ist die Prinzessin Friederike, die Schwester der preußischen Louise."

„Man sagt, sie wird sich mit dem Herzoge von Cumberland vermählen", bemerkte Dorchen, „ich glaube, in der preußischen Staatszeitung hat es gestanden."

„Dann würde sie ja unsere Prinzessin, käme vielleicht noch nach Hannover, denn eigentlich gebührte dem Herzog Ernst August die Statthalterstelle, er ist älter als der Herzog von Cambridge, der übrigens ein guter Herr ist," äußerte der Großvater Hartwig.

„Das war ein Reiten, Fahren, Promeniren in Wien. Kaufleute und Handwerker verdienten tüchtig, aber dem Kaiser von Oesterreich mag der zahlreiche hohe Besuch ein ungeheueres Geld gekostet haben. Die Gesandten haben auch nicht wenig ausgegeben, einer suchte den andern zu überbieten. Den meisten Glanz verbreitet der unserige um sich, der Lord Castlereagh. Ein Diner hat dieser Herr gegeben, zu dem die seltensten Speisen, z. B. Seefische, mit unterlegten Pferden aus den Seestädten gebracht worden sind. Der edle Lord hat aber auch in den Conferenzen ein tüchtiges und gewichtiges Wort gesprochen, und ich habe als Hannoveraner mich ganz stolz umgesehen, denn England und Hannover sind ja eins."

„Eins? Sind wir nicht Deutsche, Bruder?" sagte der junge Ehemann.

„Allerdings, aber jetzt sind wir doch wieder unter englischer Krone und dürfen nicht so vertheilt oder verkauft werden, wie andere Deutsche. Wir bleiben bei unserem angestammten Fürstenhause, den Welfen, kommt einmal die

Prinzessin Charlotte auf den Thron, wird der Herzog von York unser Herr, also ein englischer Prinz aus dem Hause Hannover."

„Aber was sprichst Du denn von Vertheilen und Verkaufen, Eduard?" fragte die Mutter.

„Ei, Mutter, hören Sie denn gar Nichts von dem, was in der Welt vorgeht? Wissen Sie Alle noch Nichts von den Resultaten des Wiener Congresses?" fragte Eduard.

„Nur Unzusammenhängendes, Widersprechendes", antwortete sein Vater; „theile Du uns Genaueres mit, wenn Du es kannst."

„Sie werden Alles bald ausführlich durch die Zeitungen erfahren, doch sollen Sie jetzt das hören, was ich weiß. Für die Richtigkeit meiner Mittheilungen bürge ich. Da der Congreß in Wien stattfand, nahm zuerst Oesterreich das Wort. Es hat ohne Frage am meisten durch die Napoleonischen Kriege verloren, und den Anspruch auf die größte Entschädigung. Man glaubte, der Kaiser oder Metternich (und ich nebst vielen Andern hielten es für klug), würden Schlesien zurückfordern und Preußen anderweitig bedenken, aber das geschah nicht. Oesterreich erhielt nur von Bayern Salzburg und Tyrol zurück, Galizien, und, zur allgemeinen Ueberraschung Venetien, die Lombardei, Parma für die Kaiserin Maria Louisa, und das Besatzungsrecht von Ferrara für sich selbst. Ob die Italiener unter das Scepter eines deutschen Fürsten wollen, darnach hat man sie nicht gefragt, Kaiser Franz I. und sein Staatskanzler schienen vergessen zu haben, welche Kämpfe die deutschen Kaiser in Italien

durchzumachen hatten, um diesen schönen, aber gefährlichen Besitz endlich doch zu verlieren."

„Was Du erzählst, ist uns neu, aber sprich weiter, lieber Sohn."

„Bayern erhält Unterfranken, Aschaffenburg, das linke Rheinufer vom Elsaß bis an die Mosel, wir aber bekommen Hildesheim, Goslar, Ostfriesland, ein schönes Stück von Westphalen und einen Theil des Eichsfeldes. Auch wird demnächst verkündet werden, daß Hannover von nun an Königreich heißt. Ich weiß das durch den besten Freund, den ich in Wien hatte, durch den Gesandtschaftssekretär Walther."

„Das sind gute Nachrichten, Herr Eduard", sagte erfreut der Greis. „Habe ich doch als Knabe oft meinem Großvater, welcher jetzt hundert und dreißig Jahre alt wäre, wenn er lebte, zugehört, wenn er erzählte, daß sein in Gott ruhender Vater als Kind nach dem Churfürsten Ernst August, als Herzog gesehen. Mein Großvater beschrieb mir oft die Churfürstin Sophie Stuart, durch welche unser Churprinz auf den ersten Thron Europa's gekommen ist."

„Und womit wird Preußen bedacht?" fragte Ernst Hartwig, dessen kluge Augen unverwandt auf dem Erzähler gerichtet gewesen waren.

„Ja, da hat es viele Streitigkeiten gegeben und manches Wort ist hin- und hergeredet worden. Jeder der Gesandten hat seine Sekretäre und obgleich die hohen Herrschaften bei verschlossenen Thüren conferirt haben, ist doch manches Wörtlein in das Publikum gedrungen. Rußland hat große Entschädigungen verlangt, Preußen aber noch

mehr. Preußen, das heißt sein kluger, energischer Minister, forderte nicht weniger als das ganze, schöne Königreich Sachsen und versprach Rußland, um von diesem unterstützt zu werden, Polen. Natürlich wollte der Kaiser Alexander I. gern das Großherzogthum Posen in Besitz nehmen, warum sollte er Preußen das Königreich Sachsen nicht gönnen, das doch niemals an Rußland fallen könnte."

„Sachsen, ganz Sachsen!" rief erstaunt Meister Hartwig aus.

Der Großvater sagte bewegt: „Das wäre doch hart, den alten, ehrwürdigen König, der ein Mann von Wort ist und den seine Unterthanen den Gerechten nennen!"

„Aber Großpapa," sprach bescheiden, doch fest, Georg Hartwig, „der König von Sachsen war Napoleons Verbündeter, er hat es mit dem Feinde Deutschlands gehalten!"

„Was haben denn die andern Fürsten des Rheinbundes gethan? Sachsen liegt eben den preußischen Ministern so recht passend, deßhalb soll es zu Preußen kommen!" erwiderte verdrießlich der Greis.

„So weit gehen die gekrönten Häupter doch nicht," versicherte Eduard. Oesterreich, das Sachsens Selbstständigkeit wünschen muß, trat für Sachsen auf, Frankreich, oder hier richtiger gesagt, der Gesandte Ludwig XVIII., froh, auch wieder ein Wort im Namen der Bourbons sprechen zu können, stimmte Oesterreich bei, er brachte sogar vor, daß eine Dauphine die Tochter des Königs von Polen und Churfürstin von Sachsen gewesen wäre, als ob heut zu Tage noch Verwandtschaften der Fürsten in das Spiel kommen könnten. Am lebhaftesten aber hat Lord Castlereagh

seine Stimme für Sachsen erhoben, weil, wie er sagt, der König von Sachsen, um sein Land zu schonen, nicht anders habe handeln können, und eine so alte Dynastie nicht untergehen dürfe."

„Das freut mich," sagte Eduards Vater, „es ist ein Glück, daß Hannover zu England gehört, so hätten vielleicht die Hohenzollern auch Hannover und Braunschweig gefordert und erhalten."

„Ein Glück?" fragte Ernst, „Großpapa, unser Geschichtslehrer sagte kürzlich, es wäre ein Unglück, daß Deutschland der Regenten so viele habe, nur die Zerrissenheit Deutschlands sei die Ursache dieser langen, traurigen Kriege, denn hätten nicht Deutsche in den Reihen des französischen Heeres mitgekämpft, niemals wären die Franzosen so mächtig bei uns geworden."

„Leider ist dem so," sprach Eduard.

Der Greis sah beide an, schüttelte den Kopf und rief: „würde Deutschland die vielen Universitäten, Academien, Theater, Schlösser und andere herrliche Anlagen und Bauten haben ohne die vielen Fürsten? Soll man diese Herren mediatisiren, wieder einen deutschen Kaiser haben? Was mich betrifft, so habe ich achtundsiebzig Jahre als Hannoveraner gelebt zufrieden, dem Fürsten aus dem edlen Stamme der Welfen ergeben, und als Hannoveraner will ich auch sterben!"

Die jungen Leute schwiegen, die beiden ältern Männer stimmten zum Theil mit dem Greise überein; worüber sie anderer Meinung waren, darüber wollten sie sich mit ihm,

den sie ehrten und liebten, nicht in Streit einlassen. Meister Hartwig fragte: „Nun, Herr Eduard, was erhält denn nun schließlich Preußen und wie stehen jetzt die Großmächte zu diesem Staat?"

„Es sollen scharfe Worte gefallen sein, die preußischen Bevollmächtigten haben den großen Fehler begangen, die Empfindlichkeit der Verbündeten zu reizen. Es ist nicht zu läugnen, die Brandenburger sind intelligente, thatkräftige Menschen, und das Geschlecht der Hohenzollern hat große Regenten und Feldherrn aufzuweisen, die Reformation hat viel zur Aufklärung in Preußen beigetragen und wer nicht absichtlich ungerecht ist, muß zugestehen, daß sie, die lange geduldet, sich auch wieder muthig erhoben und viel zur Befreiung Deutschlands gethan haben; aber da die Welt dies Alles anerkennt, so ist die eigene Ruhmredigkeit der Preußen von Uebel. Den edelsten, muthvollsten Thaten der Preußen folgte ihre Ruhmredigkeit wie ein großer Schatten; wollten sie Andern überlassen, sie zu rühmen, gewiß würden sie nicht nur mehr Ruhm, sondern auch mehr Liebe ärndten. Oesterreich, England, Frankreich widersetzten sich den preußischen Forderungen, die Niederlande und Bayern schlossen sich diesen drei Großmächten an, jetzt stimmte Preußen seine Ansprüche herab, dennoch wird es bedeutend vergrößert durch den wittenberger, neustädter, thüringer Kreis. Die ganze Niederlausitz, die kleinere Hälfte der Oberlausitz, mit einem Worte, die größere Hälfte des Königreiches Sachsen fällt Preußen zu, außerdem noch Posen, schwedisch Pommern, Cleve, Berg, Ahrenberg, endlich das linke Rheinufer bis an die Saar."

„Das ist viel, so viel, daß es bei diesen Vergrößerungen nicht bleiben wird, wenn auch für die nächste Zeit", sagte Vater Bergmann. „Es verhält sich mit Staaten, wie mit dem Einzelnen, der sein Geschäft betreibt. Die ersten tausend Thaler sind schwer verdient, das zweite tausend leichter. Hat es der Geschäftsmann bis auf zehntausend gebracht, so sorgen diese Thaler schon dafür, daß mehrere dazu kommen. Das hat man bei England gesehen. Jetzt hat Preußen den Schweden aus dem zweihundertjährigen Besitz getrieben und somit aus Deutschland verdrängt, dabei bleibt es nicht, entweder kommt mit der Zeit das Elsaß an Preußen und somit an Deutschland zurück, oder — aber wer vermag in die Zukunft zu schauen, möge sie uns verhüllt bleiben."

„Dennoch, lieber Vater, dürfen wir die Augen nicht verschließen," bemerkte Eduard, „in Frankreich ist noch nicht Alles wieder, wie wir hier annehmen. Ich reis'te einen ganzen Tag hindurch mit einem Hamburger Kaufmanne, welcher von Paris kam, längere Zeit dort gewesen war und viel beobachtet hatte; dieser Mann, an dessen Scharfblick und Wahrheitsliebe ich nicht zu zweifeln geneigt bin, erzählte mir, daß ein großer Theil der Nation mit der jetzigen Regierung durchaus nicht zufrieden ist."

„Weßhalb? ich habe doch in den Zeitungen gelesen, daß die Franzosen Ludwig XVIII. entgegengejubelt hätten", sagte die junge Hausfrau.

„Aus vielen Ursachen. Es verletzt den Stolz der französischen Nation, daß ihr König durch die Gewalt fremder Waffen auf den Thron gesetzt worden ist. Der alte Adel, vornämlich die aus der fünfundzwanzigjährigen Ver-

bannung zurückgekehrten, haben den König dahingebracht, gewisse Einrichtungen wieder herzustellen, die veraltet sind, welche der Bürgerstand nicht mehr dulden will. Die verabschiedeten Soldaten, die noch immer dem Kaiser Napoleon ergeben sind, murren, denn sie spielen jetzt keine großen Rollen mehr. Endlich hat der König, um der Nation Nichts danken zu wollen, erklärt, daß er durch den Prinz-Regenten, unsern künftigen König, seine Krone besitze, also den Regenten des Landes, dessen Truppen in Spanien und Portugal und in Aegypten die Franzosen besiegt haben. Ein großer Theil der Armee und die Gegner des alten Adels wünschen Napoleons Rückkehr. Könnten diese ihn von Elba holen, sie würden es thun. So weit mein Reisegefährte."

„Gott behüte uns in Gnaden vor der Rückkehr des Bonaparte!" rief Frau Hartwig, „sein Ehrgeiz und seine Leidenschaft für den Krieg hat Opfer genug gefordert, aber ich hoffe, ihm wird die Lust nicht kommen, noch einmal gedemüthigt zu werden, er wird den Blicken der gekrönten Häupter, die er einst Brüder nannte, nicht wieder begegnen wollen!"

„Das ist auch meine Meinung," sagte ihr Schwager. „Aber jetzt wollen wir von heiteren Vorgängen reden, Eduard soll uns von Wien erzählen, und die Herrlichkeiten alle beschreiben, die er gesehen hat."

„Ich will einen Sprung nach Hause thun, und die Mappe mit den Porträts der interessantesten Personen, die auf dem Congresse waren, holen, nebst Ansichten von Wien und der Umgegend."

„Indeß ist der Kaffee fertig geworden," sprach sein Bruder, „ich habe zwar viel an Dorchen auszusetzen, aber auf das Kaffeemachen versteht sie sich und auf das Pantoffelregiment auch."

Capitel XV.

Eine Feier.

Es war ein wonniger Frühlingstag, nach vielen trüben der erste schöne, als Friederike von Mecklenburg-Strelitz durch die Gänge des Schloßgartens in Hohen-Zieritz dahin schritt. Schneeglöckchen und Crokus, Primeln und Veilchen öffneten ihre duftenden Kelche und die Aprikosen- und Pfirsichbäume waren reich mit Knospen geschmückt. Die Prinzessin hatte die dunklen Hüllen mit einem hellblauen Gewande vertauscht, ihr schönes Haar flatterte in freien Locken um ihre edle Stirn. Die frische Luft wirkte wohlthuend auf ihre Nerven, sie freute sich wieder ihres Lebens und Seins.

Auf einem sonnigen Platze spielten ihre jüngeren Kinder Federball, das jüngste schaute unter der Aufsicht seiner Bonne den fröhlichen Bewegungen der Geschwister zu. Einige Minuten ruhte der liebevolle Blick der Mutter auf der anmuthigen Gruppe, dann wandte sich die Prinzessin den entlegeneren Partien des Gartens zu.

Unter hohen Fichten setzte sie sich nieder, zog Byrons Gedichte hervor und las. Die Schönheit dieser Ergießungen eines hochpoetischen, leidenschaftlichen Naturells fand Wiederhall in dem glühenden Gemüth der Prinzessin.

„So geliebt werden, wie dieser Dichter zu lieben vermag, das ist doch die Krone des menschlichen Lebens, das einzige Glück, um welches es sich verlohnt, das Leben zu durchkämpfen, denn es ist doch nur eine Kette von Leid, Angst, Schrecken, ein fortwährendes Erwachen aus kurzem, glücklichen Traume!"

Ein rascher, militärischer Schritt weckte sie aus ihrem Nachsinnen. Sie blickte auf, vor ihr stand Ernst August, Herzog von Cumberland.

Eine zarte Röthe überzog das blasse Antlitz der Prinzessin, das Gesicht des Herzogs strahlte vor Freude.

Eine Weile schwiegen Beide, endlich sagte der Herzog in seiner Landessprache: „Prinzessin, nicht nur um Ihren Bruder, meinen Freund, zu besuchen bin ich hier. Entweder ahnen Sie, was mich hierher führt, und dann bin ich der glücklichste aller Menschen, oder Sie ahnen es nicht und dann entferne ich mich auf immer. Ich bitte, theure Friederike, sagen Sie mir nur ein Wort, ob Sie wissen, was mich herführt, ich bitte Sie."

Die Prinzessin lächelte ein wenig und entgegnete: „Ich weiß es nicht, aber ich ahne es."

„O dann ist Alles gut, Sie geben mir Ihre liebe Hand, um sie mir für das ganze Leben zu lassen."

Die Prinzessin winkte dem Herzog, sich neben ihr nieder zu lassen und sagte mit Würde: „Ihr Antrag ehrt

mich, ich fühle es, daß Sie mich jetzt lieben, Herzog, allein ich bin kein junges Mädchen mehr, ich bin Mutter von Kindern, welche ich liebe, gegen die ich heilige Pflichten habe. Mich von diesen zu trennen würde ich nicht vermögen und wie kann ich erwarten, daß Sie —"

„Sprechen Sie nicht weiter, theure Friederike, glauben Sie mir, ich habe Alles bedacht. Ihren Kindern, die ja die Kinder meiner angebeteten Friederike sind, will ich der treueste Vater sein, so wahr mir Gott in meiner letzten Stunde gnädig sei. Kennen Sie mich noch immer nicht? Vor zwei Jahren sah ich Sie hier zum Erstenmal, seit jenem Augenblicke liebte ich Sie. Ich bemühte mich, diese Empfindung zu verbannen, weil ich Sie noch gefesselt sah durch ernste Pflichten. Niemals, ich schwöre es Ihnen, habe ich früher ein Weib geliebt, mag auch zuweilen eine reizende Erscheinung einen flüchtigen Eindruck auf mich hervorgebracht haben. Man hat mich in England den tollen, den hochmüthigen, heftigen, verschwenderischen Cumberland genannt, aber niemals einen Heuchler, niemals feige, unbeständig, geizig, wortlos oder sich selbst nicht klar. Ich bin ein Soldat, verstehe nicht Verse zu schreiben, oder Hofcabalen zu machen, aber wie ich heute bin, werde ich immer sein, und stehen Sie dereinst an meinem Sterbebett, dann, geliebte Friederike, sollen Sie sagen, daß sie sich nicht eine Minute in mir getäuscht gesehen haben. Wie Sie jetzt vor meinen Augen strahlen, anmuthig, würdevoll und reizend, wird das Auge meines Herzens Sie immer seh'n. Jetzt sprechen Sie, wollen Sie die Meine sein, Friederike?"

Die Prinzessin sah ihn mit Augen an, welche wie Veil-

chen im Morgenthau glänzten. „Einmal vermählte mich mein Vater als Kind, damals dachte ich mehr an den Brautschmuck und an Berlin, als an meinen Verlobten, das zweitemal vergab mein Schwager, der König von Preußen, meine Hand. Diesmal verschenke ich mich selbst, mit freiem glücklichen Herzen, und schwöre Ihnen, Ernst August, Liebe und Treue bis über das Grab!"

Der Herzog schloß die Prinzessin in seine Arme und betrachtete sie entzückt.

Nachdem Sie eine selige Stunde im Austausch ihrer Gedanken verlebt hatten, sagte die Prinzessin: „jetzt aber, theurer Ernst, muß mein guter Vater uns segnen, mein Bruder muß erfahren, daß ich mich Dir verlobt habe."

„Dein Bruder weiß bereits, daß ich nur hierher gekommen bin, um Dich zu werben. Der Segen Deines ehrwürdigen Vaters wird uns nicht fehlen, er will mir wohl und ich kann Dir ein glänzenderes Loos bieten als der Verstorbene."

„Dennoch darf unsere Verlobung noch nicht bekannt werden, noch fehlen zwei Wochen am Ablauf des Trauerjahres. Hast Du auch bedacht, daß mein Schwager, der König von Preußen, ein strenger Sittenrichter ist, und — Deine königliche Mutter? Wird Sie nicht auf Deinen Vater zu wirken bemüht sein? Ich weiß es, Sie hat stets eine Abneigung gegen mich geäußert, obgleich sie mich niemals sah."

„Eben, weil sie Dich nicht sah, Deiner Liebenswürdigkeit kann sie nicht widerstehen, sobald sie Dich persönlich kennen lernt. Sie ist ein eigenthümlicher Charakter, ein Beweis, daß Blut eine merkwürdige Substanz ist. Sie hat

noch viel von ihren Ahnen, den Obotriten, sie besitzt eine ächt wendische Unlenkbarkeit. Indeß ich bin ein Welf und habe genug von dem welfischen Eisen im Blut, um ebenfalls das was ich will durchzusetzen. Es heißt zwar, Frauenwille ist Gottes Wille, aber ein ächter Mann erringt immer das, wornach er mit vollem Eifer strebt.

Jetzt, nun ich Dein Wort habe, Dein schönes, liebes Wort, werde ich an meinen Bruder Wales schreiben und an die Königin, und den Brief an den König beilegen. Der gute kranke Greis wird kaum wissen, um was es sich handelt, befindet er sich aber geistig gesund, so wird er uns von Herzen Glück wünschen. Wales wird so viel für mich thun, als sein Leichtsinn zuläßt. Endlich wird Dein Schwager, der mir ein zuverlässiger Freund ist, auf meiner Seite steh'n."

„Der König Friedrich Wilhelm? Ich glaube kaum, daß er lebhaft für uns sprechen wird!"

„Du liebst ihn nicht sonderlich, er ist ein trockner Mann, nicht schnell zu einem Entschlusse zu bringen, aber er gab mir sein königliches Wort, daß er an mir, falls ich seiner Freundschaft bedürfe, als Freund handeln würde, und Friedrich Wilhelm ist ein Mann, dem ein gegebenes Wort heilig ist. Fühle Du Dich nur nicht gekränkt, theure Friederike, wenn meine Mutter sich unfreundlich zeigt. Der Königin Charlotte wird keine schöne, geistvolle Schwiegertochter gefallen, ich vermuthe, sie streitet nur für die Rechte der Braunschweigerin, weil diese Prinzessin einfältig, und bei der englischen Nation nicht beliebt ist."

„Trägt Dein Bruder, der Prinz von Wales, nicht auch

Schuld, daß diese Ehe so unheilbar unglücklich ist, hat er nicht zu viel auf Einflüsterungen gehört? Die Aermste hatte schon am ersten Tage, den sie in London verlebte, Feinde."

„Ein Mann kann Feinde haben, weil er bedeutend ist, eine unbedeutende Frau nur, wenn sie unliebenswürdig ist. Caroline von Braunschweig war ihrer hohen Stellung nicht gewachsen. Dennoch bin ich dem Himmel sehr dankbar, daß die schöne Frau, welcher vor allen andern Englands Krone gebührt, sie nicht trägt und ein bescheideneres Diadem aus der Hand der Liebe nehmen will."

„O, Ernst, welche Liebe gleicht der Deinigen, ich bringe Dir, ich die arme Prinzessin, Nichts zu als mich selbst und vier vaterlose Waisen —"

„Sechs, liebe Friederike, die beiden ältesten Kinder, wenn auch beschützt von ihrem Oheim von Preußen, sind auch meine Kinder. Diese bringst Du mir, und mein Glück."

In herzlichen Gesprächen gingen sie miteinander in das Schloß und suchten den Herzog von Mecklenburg-Strelitz auf. Gerührt umarmte der Greis die schöne Tochter, drückte dem Herzog von Cumberland herzlich die Hand, und flehte des Himmels Segen auf die Verlobten herab.

Heiter beglückwünschte Prinz Karl die Schwester und den neuen Schwager.

„Gelobt sei Gott, daß wieder Liebe, Frohsinn, Glück in das Haus zieht, das so lange mit Trauerflören behangen war. Dich, liebste Schwester, mußte ich schon zweimal in der Wittwenhaube erblicken, den Vater tief gebeugt durch Louisens Verlust. Friederike, Deine Verlobung ist der Re-

genbogen nach vielen trüben Tagen, möge er für Euch, theures Paar, und für uns Alle schönes Wetter verkünden."

Der Herzog von Cumberland blieb als Gast in Hohen-Zieritz, doch wurde die Verlobung des fürstlichen Paares noch geheim gehalten. Um nicht seine Eltern zu beleidigen, und weil er, dem Hausgesetze nach, die Einwilligung des Oberhauptes seiner Familie bedurfte, schrieb der Herzog an seine königlichen Eltern und an den Prinzen von Wales.

Der König sagte nur gleichgültig: „Ernst will sich vermählen? Wird er mit seiner Apanage auskommen? Ich bin nicht im Stande, ihm eine Zulage zu geben."

Die Königin gerieth in den heftigsten Zorn und sprach sich in lebhaftester Weise gegen den Prinzen von Wales darüber aus.

„Dein Bruder muß den Verstand verloren haben," rief sie aus, „will sich Ernst August durchaus verheirathen, so findet der Herzog von Cumberland in Europa Prinzessinnen genug, die es sich zur Ehre schätzen, die Tochter König Georg III. von Großbritannien und Irland zu werden. Diese Friederike! Wittwe zweier Männer, Mutter von vielen Kindern, die Circe, wie hat sie es wohl angestellt, den wilden Ernst zu fangen. Ich gebe nimmer meine Einwilligung, auch der König wird das nicht thun!"

Der Prinz von Wales zeigte sich äußerlich stets ehrerbietig gegen seine Mutter, innerlich liebte er stets Opposition gegen sie, deßhalb sagte er lächelnd: „Ernst hat seinen wilden Hafer gesäet und will jetzt solid werden, das ist sehr gut von ihm und für ihn. Uebrigens benennen Ihro königliche Majestät die Prinzessin Friederike, obgleich dieselbe

das Glück hat, Allerhöchst Ihre Nichte zu sein, ganz richtig Circe, insofern diese fabelhafte Person bezaubernd schön geschildert wird. Ich kenne Ernst, er wählt nur eine schöne, geistreiche Frau, ich wollte, ich könnte diese vielbewunderte Prinzessin Friederike von Mecklenburg-Strelitz gegen Caroline von Braunschweig eintauschen. Die Damen dieses Geschlechtes — ich meine die des Mecklenburgischen Fürstengeschlechtes, sind alle reizend. Meines königlichen Vaters eheliche Treue beweist diese Behauptung."

„Du bist in Deiner spottlustigen Laune, George, ich dagegen nicht in der Stimmung Spöttereien mit Vergnügen anzuhören," sagte die Königin Charlotte verdrießlich.

Der Prinz fuhr fort: „Allergnädigste Mama, was läßt sich thun? Ernst erwartet von seiner Erwählten des Lebens höchstes Glück und gegen seine Vermählung läßt sich doch weniger sagen, als gegen die von —"

„Eines Thronerben mit Mrs. Fitz Herbert", sprach scharf die Königin.

„Halt, allergnädigste Frau", sagte der Prinz von Wales und wurde blaß, „nennen Sie diesen Namen nicht, erinnern Sie mich nicht an den kurzen, goldenen Traum meines Lebens. Hätte die Etikette, die Welt, das Gesetz — nämlich das eiserne, naturwidrige, — mir nicht diese Frau genommen, George von Wales wäre ein anderer Mensch. Sprechen Sie von was Sie wollen, meine Mutter, nur nie von Ihr! —"

Er wandte sein Gesicht nach dem Fenster, unbekümmert darum, daß er der Königin dadurch den Rücken zukehrte.

Die Königin schwieg, sie bedachte: daß der König alt und schwach war, der nächste Tag konnte sie zur ersten Unterthanin machen. Deßhalb lenkte sie ein und sanft die Hand auf des Prinzen Schulter legend, sprach sie: „Vergieb mir, George, ich wollte Dir nicht weh thun, ich wußte nicht, daß Du noch immer nicht vergessen, nicht verschmerzt hast —"

„Ich glaube Ihrer Majestät, Sie haben die Liebe nie gekannt, Sie waren eben die pflichtgetreue Gemahlin eines braven Mannes, die Königin eines Königs. Lassen wir das. Durch Zustimmung Seiner Majestät und des Parlamentes habe ich als Prinz-Regent königliche Macht, ich gebe Kraft dieser meinem Bruder Cumberland die Einwilligung zur Vermählung mit der Prinzessin Friederike."

„Thue es, ich folge Deinem Beispiel nicht. Ich als Mutter sage nein, ich werde dieser bezaubernden Dame schreiben und will sie dann nicht zurücktreten, dann werde ich vor ganz Europa sagen, was ich von ihrer dritten Vermählung denke!

George von Wales lächelte: „ich kenne die Festigkeit meiner königlichen Mutter, doch Ernst August ist ein Welf, und die Ihnen so verhaßte Friederike von Mecklenburg aus dem Stamme der Obotriten. Ueberlegen Sie sich die Sache, ich muß mich jetzt beurlauben, da wichtige Regierungsgeschäfte mich in Anspruch nehmen."

Durch den Prinzen von Wales wurde der Herzog von Cumberland von den Gesinnungen der Königin unterrichtet. Sie verstimmten Ernst August sehr, doch verbarg er seinen Mißmuth vor seiner geliebten Friederike und wandte sich an

seinen Freund, den König von Preußen, ihn um seine Fürsprache bei dem englischen Königspaare zu bitten.

Der König von Preußen schätzte den Herzog von Cumberland hoch, er war erfreut, daß seine Schwägerin ein Mitglied der englischen Königsfamilie werden sollte, auch traute er dem Herzog Ernst August ein Herz für seine Stiefkinder zu, deßhalb versicherte der König seinen Freund seines Beistandes und hielt Wort.

Prinzessin Friederike war eine zu kluge Dame, um nicht zu ahnen, was zwischen dem Könige und ihrem Verlobten verhandelt wurde. Sie schwieg zu Allem, überließ dem Herzog Alles und gewann dadurch seinen vollsten Beifall. Er gehörte zu den Männern, denen es Bedürfniß ist, sich ihr Glück zu erkämpfen und ihr Liebstes zu schützen.

Als die Prinzessin den Brief der Königin Charlotte erhielt, schloß sie sich ein und las das Schreiben zweimal. Ihr Antlitz röthete sich, ihre Augen flammten, in dieser Weise war ihr noch nie begegnet worden. Endlich kam sie zu einem Entschlusse, setzte sich an ihren Schreibtisch und schrieb mit fester Hand:

„Durchlauchtigste Königin und Frau,

tief bedauernd, die Gnade Ihrer Majestät, meiner ehrerbietigst bewunderten Frau Tante nicht zu besitzen, kann ich nur erwiedern, daß Ihrer Majestät Schreiben mich betrübt hat, aber auf meine Handlungsweise keinen Einfluß ausüben darf.

Friederike von Mecklenburg-Strelitz hat Herzog Ernst August von Cumberland Treue geschworen und ist eine zu gute Christin, um einen Meineid begehen zu können. Ihro Königliche Majestät wollen diese Antwort gelten lassen.

Noch erlaube ich mir, Ihrer Majestät die unterthänige Mittheilung zu machen, daß die alte Baronesse Clary, deren Zuneigung und Vertrauen ich besaß, vor Jahresfrist in meinen Armen verschieden ist; da ich hörte, daß die Verstorbene das Glück besessen hat, von Ihrer königlichen Majestät gekannt zu sein, füge ich diese Nachricht bei.

Die ich die Ehre habe, mit schuldiger Ehrfurcht mich zu nennen: als Ihrer königlichen Majestät unterthänige Dienerin und treugehorsamste Nichte

Friederike, Prinzessin von Solms-Braunfels,
Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz.

Dieses Schreiben, zierlich wie jede Arbeit der Prinzessin, ward sorgfältig von ihr gebrochen, couvertirt und gesiegelt und von der verschwiegenen Christine auf die Post getragen.

Ungefähr zwei Wochen später erschien Ernst August triumphirend im Zimmer der Prinzessin. Die Einwilligung seiner Eltern und des Prinzen von Wales zu des Herzogs Vermählung mit der Geliebten war durch einen Courier übersandt worden. Der Prinz von Wales hatte seinem herzlichen brüderlichen Schreiben eine geschmackvolle Rose aus Edelsteinen für das Haar der Prinzessin als Hochzeitgeschenk beigefügt. Dem Herzoge zeigte er das Eintreffen zweier schöner arabischer Reitpferde an.

Jetzt ließ der Herzog seine Verlobung offiziell bekannt machen, und bestand auf schneller Vollziehung der Trauung. Der herzogliche Vater machte keine Einwendungen, auch Friederike nicht, doch wünschte sie, daß die Einsegnung in der Stille vollzogen würde, und Ernst August willigte

ein, obgleich er gern sein Glück aller Welt gezeigt hätte.

Der Hof war schon seit einigen Wochen wieder nach Neu-Strelitz übersiedelt, und dort, in der Schloßkapelle sollte die Trauung vom Hofprediger vollzogen werden. Es war am 29. Mai 1815, als die Prinzessin Friederike sich ungewöhnlich früh von ihrem Lager erhob. In ihren Morgenmantel gehüllt, trat sie in die Schlafgemächer ihrer Kinder und küßte jedes der reizenden Wesen, die noch süß träumten.

Nachher begab sie sich allein in die Schloßkapelle und betete lange.

Als sie gegen neun Uhr sich von Christine kleiden ließ, vergoß sie Thränen der Rührung.

„Weinen doch Ihro königliche Hoheit nicht," sprach, selbst in Thränen ausbrechend, die treue Christine. Meine allergnädigste Prinzessin gehen einer freudenreichen Zukunft entgegen, Sie werden zärtlich und immer geliebt werden."

„Das weiß ich, Christine, das sagt mir mein Herz, und nicht noch einmal werde ich den Wittwenschleier tragen."

Als die Toilette der hohen Braut vollendet war, trat Christine zurück und rief: „entzückend schön, ich sah meine Hoheit noch niemals so herrlich."

„Du schmeichelst, Christine, ich zähle —"

„St Hoheit, vergessen Sie nicht, daß Wilhelm von Humboldt, so nannten ihn Seine königliche Hoheit Prinz Ludwig Ferdinand, einmal in Sanssouci sagte, Jeder ist so alt oder so jung als er eben aussieht. Heute strahlen Ihrer königlichen Hoheit Züge von Glück, ich schmeichle nicht."

Die Prinzessin lächelte, dann sprach sie halblaut: „ich wollte, Prinz Karl sähe mich, vielleicht hat er noch Etwas über meinen Anzug zu sagen, er besitzt Geschmack und ich möchte gern dem Herzog von Cumberland heute so erscheinen, daß er lange und gern an den Anblick seiner Braut zurück zu denken wünschte."

Es schien als ob Prinz Karl den Wunsch seiner Schwester geahnet hätte, eine zweite Kammerfrau trat ein und meldete, daß der Prinz die erlauchte Schwester im weißen Salon erwarte.

Die Prinzessin warf noch einen flüchtigen Blick in den Spiegel, dann ging sie. Als sie in den Salon trat, empfing sie der Prinz mit einem Bewunderung ausdrückenden Ah!

Die Prinzessin trug ein Kleid von mailändischem dunkelvioletten Sammet mit einer ziemlich langen Schleppe. Ihren edelgeformten Hals schmückte eine feine goldene Kette, Arbeit aus Malta, an welcher das in Brillanten gefaßte Miniaturporträt ihres Verlobten befestigt war.

Eine Armspange von hohem Werthe und die Brillant-Rose, ersteres ein Geschenk des Herzogs von Cumberland, bildeten den einzigen Schmuck, den die Braut trug. Ihr schönes Haar umwallte in Locken ihr Haupt und war zum Theil von einem feinen Blondenschleier verhüllt, in der Hand hielt sie neben dem Taschentuch ein Gebetbuch, dessen Einband ein Meisterstück war.

„Ich sehe Dich noch vor mir, wie Du als Braut des Prinzen Ludwig von Preußen erschienst, Du warst das lieblichste Mädchen, ein halb erblühtes Knöspchen, heute bist

Du aber schöner, Friederike. So denk' ich mir die Germania, nur der Eichenkranz fehlt Deinem Haupte. Ich hoffe, theure Schwester, Du wirst glücklich bleiben, doch würde ich, als aufrichtiger Bruder, Dir rathen, in Deutschland zu leben, ich hoffe, es wird Dir gelingen, den Herzog Ernst August zu bewegen, daß er dies thut."

„Ich sage Dir, Karl, daß ich ähnliche Gedanken gehabt habe, auch sehne ich mich nicht nach der persönlichen Bekanntschaft der Königin Charlotte, dennoch wünschte ich einmal England zu sehen, das riesenhafte London, die eichengrünen Parks, Westminster-Abtei, Schloß Windsor, wünsche die Nation kennen zu lernen, welche sich selbst ihre Gesetze giebt."

„Der Herzog führt Dich ja nach London, er ist dort nicht beliebt!"

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür, Ernst August trat ein.

Der Herzog, damals ein stattlicher Mann, der eben sein dreiundvierzigstes Jahr vollendet hatte, war in englische Generals-Uniform gekleidet und sah sehr gut aus. Seine edlen, aber stolzen Züge gewannen außerordentlich, wenn er freundlich war, und heute lächelte er Jedem zu. Er trug frische Rosen und Eichenblätter in der Hand und sagte zu seiner Verlobten: „Willst Du mir zu Liebe heute einige dieser Blumen tragen, geliebte Friederike?"

„Mit Freuden, Ernst!"

Die Prinzessin befestigte einige Rosenknospen und Eichenblätter in ihrem Gürtel, und steckte sich eine halberblühte

Centifolie in das Haar und zwei Eichenzweige, als Braut eines tapfern Kriegers, wie sie lächelnd sagte.

Prinz Karl bot seiner Schwester den Arm und führte sie in den Thronsaal, wo bereits der Herzog von Mecklenburg-Strelitz mit den in Strelitz anwesenden Mitgliedern seiner Familie, dem Hofstaate und dem preußischen Gesandtschaftspersonale versammelt war. Zuletzt erschien der Herzog von Cumberland mit seinem Adjutanten und dem in Berlin residirenden englischen Gesandten und dessen Attaché. Zur bestimmten Stunde begab sich diese Versammlung im festlichen Zuge nach der Schloßkirche, wo der Traupriester schon am Altar stehend das hohe Paar erwartete.

Während der feierlichen Ceremonie schaute der Herzog unverwandt seine Friederike an und sprach sein Ja mit einem Tone aus, welcher die freudige Rührung seines Herzens kundgab.

Bei dem Galadiner, welches später im großen Speisesaal stattfand, führte die herzlichste Freude den Vorsitz.

Den ersten Toast brachte der Vater der Herzogin von Cumberland auf das Wohl des neuvermählten Paares aus. Dann erhob sich Ernst August und sagte: „ich trinke auf das Wohl zwei edler Fürsten, denen ich das Glück meiner Zukunft zu verdanken habe, ich bringe diesen Becher meinem erlauchten Vater, dem Herzoge von Mecklenburg-Strelitz, der mir meine Friederike geschenkt hat, und dem Könige Wilhelm von Preußen, welcher für mich gesprochen hat, als es die Erwerbung meines höchsten Gutes galt. Mein herzoglicher Vater, mein königlicher Schwager, sie leben hoch!“

Noch viele Toaste wurden ausgebracht und mit Lebhaftigkeit aufgenommen, am lautesten — denn der Wein hatte die Gäste wohlthuend erregt — der Toast des preußischen Gesandten, er galt den Hohenzollern und Welfen, und schloß mit den Worten: „Möge die Freundschaft zwischen den Hohenzollern und Welfen bis in die fernsten Zeiten blühen und felsenfest bestehen."

Wer in der Versammlung dachte in diesen Augenblicken wohl an Jean Pauls Ausspruch: „Nichts ist dauernd als der Wechsel, Nichts beständig als das Grab!"

Nach dem Diner nahte sich eine Hannoveranerin, welche zufällig in Neu-Strelitz bei Verwandten zum Besuch war, und als Dame von altem Adel den Hof besuchte. Sie überreichte der Herzogin von Cumberland einen ausgesucht schönen Kranz von frischen Blumen und erzählte in anmuthiger Weise, es sei eine hannöver'sche Sitte, daß jede Neuvermählte am Trauungstage einen frischen Blumenkranz von einer glücklichen Ehefrau empfange. Diese Gabe, wenn die Neuvermählte sie gütig betrachte, bedeute Glück, immer werde diese Deutung zur Wahrheit. Da nun," so schloß die Gräfin Kielmansegge, „die Herzogin von Cumberland diesen Morgen vor dem Gesetz Engländerin und zugleich Hannoveranerin geworden sei, hoffe die Gräfin, daß die erlauchte Dame den Kranz huldreichst annehmen werde."

„Es ist für mich ein Geschenk von hohem Werthe," sprach die Herzogin von Cumberland, „und ich will ihn sogleich aufsetzen."

Gewandt nahm sie den Schleier vom Kopfe und setzte sich den diademartig gewundenen Kranz auf, welcher die

Schönheit ihres Antlitzes heraushob, wie ein breiter Goldrahmen die Schönheit eines Gemäldes.

Der Herzog sagte leise zu ihr: „Ich liebe meine Brüder vom Herzen, Gott erhalte sie, dennoch wünschte ich in diesem Augenblicke, ich wäre ein älterer Bruder, um Dir eine Königskrone aufsetzen zu können, Dein Haupt ist dazu geboren.“

„Sie drückte meine selige Schwester Louise schwer genug, Ernst, ich habe eine edlere Krone heute empfangen, die Deiner Liebe und die Herzogin von Cumberland würde diesen lieben Titel nicht mit dem der Königin von Großbritanien und Irland vertauschen, hätte sie die Wahl.“

Der Herzog küßte seiner Gemahlin die Hand und erwiederte: „auch mein Ehrgeiz, ich gestehe, daß ich ihn besaß, hat der größeren Macht, der Liebe, weichen müssen. Ich habe durch Dich, geliebte Friederike, die Dichter verstehen lernen, und obgleich ich die Welt nur mit einem Auge betrachten kann, so erscheint sie mir doch jetzt, an Deiner Seite herrlicher als in den Jahren, wo ich fröhlich und sorglos, erst ein heiterer Knabe, später ein kecker Soldat, mit zwei Augen auf ein Leben schaute, dem das schönste Licht, das innere, das Licht der Liebe fehlte!“

Capitel XV.

Der Christtag 1815.

Es war ein heiterer Wintertag, der vierundzwanzigste Dezember des Jahres 1815. Wer auf den Straßen etwas

zu schaffen hatte, beeilte sich, scharfer Frost war überraschend schnell eingetreten, und die Bewohner Hannovers hatten sich noch nicht an die Kälte gewöhnt.

Auf dem Christmarkte war es heut lebhafter als es in den Jahren gewesen war, in denen die Franzosen noch die Herren im Lande gespielt hatten, aber man sah unter den Käufern und Verkäufern viele in Trauer gekleidete Personen. In mehreren Familien wurden die Helden beweint, welche bei Waterloo für das Vaterland gefallen waren. In manchem Hause sollte diesen Abend der Christbaum nicht angezündet werden.

Auch im Hartwig'schen Hause herrschte große Betrübniß. Georg, der fleißige, aufgeweckte junge Mann, der Gehülfe seines Vaters, hatte sich aus Vaterlandsliebe für das Husarenregiment anwerben lassen, welches der Herzog Ernst August von Cumberland aus eigenen Mitteln ausgerüstet hatte und welches aus lauter Freiwilligen bestand.

Georgs Eltern hatten den Sohn mit ihrem Segen und heißen Thränen ziehen lassen, sie fühlten mit ihm, daß es für einen jungen gesunden Mann nicht ehrenvoll sei, jetzt, wo das Vaterland wieder in Gefahr war, daheim zu bleiben. Als Frau Hartwig beim Abschied von Georg laut schluchzte, sprach der Vater: „mache unserm Georg das Herz nicht schwer, Mutter. Du willst doch auch nicht, daß uns die Franzosen noch einmal das Joch über den Nacken werfen. Steht nicht Georg überall unter Gottes Schutze? Könnte er uns nicht auch hier genommen werden, wenn es ihm bestimmt wäre, früh zu sterben?

Georg war fröhlichen Muthes geschieden, seine letzte

Rede hatte gelautet: „ich gehe getrosten Muthes fort, ich weiß es, ich kehre wieder. Dann werde ich mich, will's Gott, noch im Alter freuen, daß ich in meiner Jugend für Deutschlands Ehre und Freiheit mitgekämpft habe."

Auch Eduard war als Arzt zur Armee abgegangen und schon im Späthherbst wieder heimgekehrt, nachdem er sich in den Spitälern manchem Verwundeten und Fieberkranken als hülfreicher Genius erwiesen.

Georg Hartwig hatte Eduard zum letzten Male gesprochen, bevor das Gefecht bei Quartre Bras, unter den ungünstigsten Verhältnissen für die Verwundeten begonnen hatte. Die Tapferkeit der Engländer, Hannoveraner und Braunschweiger that das Möglichste, auch die Nassauer und Holländer wahrten mit Eifer ihre Waffenehre, aber sie hatten große Massen des französischen Heeres gegen sich und nur wenige Kanonen.

Der kühne Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig, fiel, ein würdiger Abkömmling Heinrich des Löwen, als tapferer Welfe auf dem Schlachtfelde. Ein ihm nahe stehender Offizier wurde verwundet; als Eduard demselben auf dem Verbandplatze die Binde anlegte, gewahrte der Erstere Georg Hartwig in einiger Entfernung. Da Ney nicht ernstlich angriff, weil er von Napoleon den Befehl erhielt, zwanzigtausend Mann, die unter des Marschalls Befehl standen, nach St. Amand zu schicken, konnten des Kaisers Gegner ihre Stellung behaupten und Wellington gewann Zeit, sein noch in der Umgegend zerstreutes Heer zu sammeln.

Georgs Schicksal war das eines braven Kriegers, der für sein Vaterland den Heldentod gestorben ist. Er ruhte,

wie hundert andere tapfere Hannoveraner in fremder Erde, vielleicht neben einem Franzosen, und keine liebevolle Seele kam jemals, um mit bebender Hand die unbekannte Stätte zu schmücken, auf welcher er schlief, vielleicht auch träumte.

Vater und Mutter Hartwig hatten nicht mit Gott gehadert, als sie jede Hoffnung auf Georgs Heimkehr aufgeben mußten, aber tief traurig waren beide; die Geschwister des Gefallenen konnten ebenfalls ihren jugendlichen Frohsinn nicht wieder finden, sogar der Großvater, der selbst dem Grabe nahe stand, sprach niemals von dem verlorenen Enkel ohne Thränen.

Deßhalb war es dies Jahr am Christabend, welcher sonst in dem Hartwig'schen Hause sehr lustig gefeiert worden war, ganz still. Der Meister, welcher jetzt mit einem fremden Gesellen und einem Lehrlinge arbeitete, hatte jedem ein Geldgeschenk gegeben und ihnen gesagt, sie möchten sich an diesem Hause vergnügen, die alte Magd, welche bereits über zwanzig Jahre bei der Familie Hartwig diente und Georg auf ihren Armen getragen hatte, blieb daheim, sie verrichtete schweigend ihre Arbeit, denn seitdem sie ihre gute Brodherrschaft so traurig sah und weil sie selbst den lieben Georg vermißte, war sie nicht mehr redselig wie früher.

Im Wohnzimmer saß der Großvater auf seinem gewohnten Platze und rauchte sein Pfeifchen, Meister Hartwig versuchte zu lesen, aber seine Gedanken waren nur halb bei dem Buche, er warf es hin und seufzte. Frau Hartwig legte einige Geschenke zurecht, welche Sophie zu Hülfsbedürftigen tragen sollte, Ernst arbeitete an einer Uebersetzung. Längere Zeit vernahm man in dem gemüthlichen Zimmer

nur das Ticken der Uhr und das leise Rascheln von Ernst's Feder.

Endlich brach Frau Hartwig das Schweigen. Sie wischte sich die Thränen aus den Augen und sprach: „ich mag es anstellen wie ich will, immer wieder kehren meine Gedanken von jeder anderen Beschäftigung zu Georg zurück. Wie glücklich hüpfte er als Kind um den hellen Christbaum, mit welchem Vergnügen schmückte er denselben, als er älter geworden war, für Sophien und für Ernst. Er besaß so feinen Geschmack, unser Georg, Alles gelang ihm unter den Händen."

„Du hast recht, Mutter, Georg war verständig, geschickt, brav durch und durch."

„Heut' wird ihm, dem lieben Jungen, ein schöneres Licht leuchten," sagte der Großvater und faltete die Hände.

„Ich werde es sein, der den guten Georg zuerst wiedersieht, Kinder."

„Vielleicht bin ich es, ich wünsche es!" murmelte die Frau.

„Und uns wolltest Du verlassen, Mütterchen? Den Vater, deine drei Kinder, welche dann mutterlose Waisen sein würden?" rief Ernst, indem er rasch aufsprang und die Mutter zärtlich umschlang.

„Vergieb, lieber Junge, auch Du bester Hartwig, Du, meine Sophie, bei Gott, ich liebe Euch nicht weniger deßhalb, wenn ich auch zuweilen meinem Schmerze Worte leihe.

„Und was sollte denn ohne Ihre Pflege aus mir werden, Frau Tochter? Zähle ich nicht mehr mit?" fragte mit drohendem Finger der Greis.

„Gewiß, gewiß, verehrter Herr Vater, doch würden Sie mich am wenigsten vermissen, da Sophie mich ersetzt und Dorothea den lieben Großpapa mit Freuden in ihr Haus aufnehmen würde.“

„Dennoch würden Sie mir fehlen, denn ich schätze Sie wahrhaft,“ erwiederte der Alte.

Die Glocke schlug Drei. Zu dieser Stunde wurde im Hartwig'schen Hause der Nachmittagkaffee getrunken, pünktlich erschien auch die alte Margarethe mit dem Labetrank und setzte die Platte mit den Tassen auf den Tisch, aber ihre Hände zitterten, ihre Züge verriethen, daß ihr Ungewöhnliches begegnet sei.

Meister Hartwig, dessen scharfen Augen Nichts entging, sagte freundlich: „Was ist Ihr denn geschehen, Margarethe, Sie sieht ja ganz aufgeregt aus. Setze Sie sich und erzähle Sie, was Ihr begegnet ist.“

„Ach, lieber Herr Hartwig, Sie denken vielleicht, daß ich geträumt habe, aber am Tage und auf der Straße träumt man doch nicht. Als ich vorhin zum Bäcker ging, Semmeln zu holen, das heißt, als ich sie geholt hatte und nur noch zehn Schritte vor unserem Hause stand, da huschte, in einen stattlichen Pelz gehüllt, ein junger Mann an mir vorüber, und — glauben Sie es oder glauben Sie es nicht — er sah aus wie unser Herr Georg. Ich rief: „Gerechter Gott, Georg!“ aber er sah sich nicht um, sondern bog um die Ecke. Ich lief ihm nach, so schnell ich es vermochte und sah ihn vor meinen Augen in den Erdboden versinken.“

„Versinken? Du bist wohl unklug? Unmöglich!“ riefen ihre Zuhörer aus.

„Ich habe das liebe Gesicht unsers Georg gesehen, obgleich es bleich war, lächelten doch seine Augen ganz in seiner schelmischen Art. Versinken sah ich ihn, es war sein Geist.“

„Eine große Aehnlichkeit wird Dich getäuscht haben!“ sprach Frau Hartwig, auch ich sah kürzlich einen jungen Mann, welcher meinem guten Georg sehr glich, aber ach, er selbst war es nicht!“

„Es war Herrn Georgs Geist! Versinkt denn ein richtiger, lebendiger Mensch in die Erde hinein?“ fragte Margaretha.

„Wäre es denn nicht möglich, daß zu gewissen Zeiten die Geister der Verstorbenen wieder die Stätte auf Erden besuchen, wo sie einst als glückliche Sterbliche gelebt haben?“ sprach Sophie. „Kürzlich, als ich in des Vaters Arbeitsstube aufräumte und an der Stelle stand, wo der gute Georg thätig zu sein pflegte, war es mir, als hörte ich seinen Schritt hinter mir, ja ich fühlte, wie sich eine Hand auf meine Schulter legte, deutlich vernahm ich seinen freundlichen Zuruf: Sophiechen, als ich mich umschaute, blickte ich in die leere Luft, aber es duftete nach Rosen. Ihr wißt ja, daß Georg die hübsche Gewohnheit hatte, stets eine frische Rose im Knopfloch zu tragen. Seine vielen Rosenbäumchen grünen und blühen alle noch, sogar das kranke, das ich schon aufgegeben hatte, bekommt wieder Blätter.“

„Deine Fantasie, die oft bei dem Bruder verweilt, hat Dich getäuscht“, entschied Meister Hartwig.

Der Großvater sprach: „Unser Georg ist den ehrlichen Soldatentod gestorben und ruht in Frieden, aber die Be-

hauptung, daß es ruhelose Geister giebt, halte ich nicht für leere Fabel, denn ich selbst habe einmal, vollständig wachend und nüchtern eine Erscheinung gehabt, deren Wirklichkeit ich mir nicht abdisputiren lasse, wollten es auch die Naturforscher und andere Philosophen mit dem größten Eifer versuchen."

„Großpapa, was haben Sie gesehen? Bitte, bitte, erzählen Sie," riefen lebhaft Ernst und Sophie.

Der alte Herr, welcher in der letzten Zeit oft Ereignisse aus seinem Leben mitgetheilt hatte, um seine Familie von ihren traurigen Gedanken abzuziehn, ließ sich nicht lange bitten, sondern begann: Es war im Oktober 1766, ich war damals ein junger lebhafter Mann, welcher große Lust hatte, sich in der Welt umzusehen, als die Nachricht unsere Stadt durchlief: die Schwester unseres Königs, die Prinzessin Caroline Mathilde, würde am 16. October, von England kommend, ihren Einzug in Harburg halten. Diese Dame war bereits durch Procuration dem Könige Christian VII. von Dänemark vermählt, und sollte sich mit stattlichem Gefolge das ihr König Georg III. beigegeben hatte, in Harburg einschiffen, um über Altona, wo sie von ihres Gemahls Abgesandten empfangen wurde, nach Kopenhagen zu reisen. Man sprach viel von der Pracht, mit welcher die Königin umgeben sein würde, auch von ihrer Lieblichkeit, also machte ich mich mit einem Freunde auf und ging zu Fuß nach Harburg, wo ich denn auch Alles, was zu sehen war, vortrefflich in Augenschein nehmen konnte. Die Stadt war voll von Fremden und das Feuerwerk, welches am 17. Oktober der Königin zu Ehren abgebrannt wurde, gewährte einen

zauberhaften Anblick. Die Bürgerschaft zu Hamburg hatte der hohen Dame eine Admiralitäts-Yacht zur Verfügung gestellt, und ich sah die Neuvermählte dicht an mir vorübergehen auf dem Wege zum Schiffe. Sie ging mit langsamen Schritten, Links und Rechts huldvoll grüßend; als sie dicht an der Elbe stand, zögerte sie einen Augenblick, als lausche sie der Stimme eines zur Umkehr mahnenden Geistes. Die arme Königin zählte wenige Monate über fünfzehn Jahre, sie war hoch und schlank, ihr Antlitz voll Liebreiz, es war eine Härte von ihrer Familie, namentlich von ihrer Mutter, das arglose, unerfahrene Wesen so blutjung in ein Land zu senden, dessen Sprache und Sitten ihr fremd waren, ein Kind auf einen Platz zu stellen, auf den, weil er der höchste, Jeder schaut, und zwar an die Seite eines, kaum den Knabenjahren entwachsenen Jünglings, denn der König von Dänemark stand erst im achtzehnten Lebensjahr. Wie ich, dachte wohl Mancher, den Meisten flößte das holdselige Königskind tiefes, aufrichtiges Mitleid ein. Wie es der armen Caroline Mathilde in Kopenhagen erging, wißt Ihr, im Mai 1772 kehrte sie als geschiedene Gattin in die deutschen Staaten ihres Bruders zurück. hätte man der lieben Dame ihre beiden Kinder gelassen, sie würde sich in Celle glücklicher gefühlt, als in Copenhagen an dem ränkevollen Hofe. Zuweilen besuchte sie unser Hannover, außerordentlich gern hielt sie sich in Herrenhausen und Monbrillant auf. Im Jahre 1774 wurde der Geburtstag des Königs besonders festlich begangen und die Königin von Dänemark traf schon am zweiten Juni, von Celle kommend, in Montbrillant ein. Im Schlosse, das seit vielen Jahren nur von einem Castellan

bewohnt war, sollte Ball und Souper stattfinden, zu dessen Vorbereitungen sich der Hofstaat der Majestät von Celle nach Hannover begeben hatte. Auch auswärtige Prinzen, von Mecklenburg-Strelitz, Hessen-Darmstadt hatten sich eingefunden und der alte Adel des Landes, welcher damals sehr reich und nicht wenig stolz war. Da ich nun, schon um meiner Chronik willen, alle Festlichkeiten dieser Art gern sehen wollte, machte ich mich an einen Schulkameraden, welcher zum Hofstaat gehörte, an den Oberbereiter Redecker. Dieser war so freundschaftlich, zu veranstalten, daß ich in die Kleidung eines Hoflakais schlüpfen durfte und die Herrschaften mit bedienen helfen. Die geistlichen Herren, meine Vorgesetzten, durften davon freilich nichts wissen, aber ich kannte mich kaum selbst, als ich mich vor dem Spiegel in dieser ungewohnten Tracht erblickte. Das Fest war sehr glänzend und die junge Königin, jetzt zur vollendeten Schönheit erblüht, tanzte mit vieler Anmuth. Um zehn Uhr begaben sich die hohen Herrschaften und die andern Gäste nach dem Rittersaale zum Souper. Ich bediente bei Tafel mit bis gegen das Ende, als mir ein Page den Auftrag gab, nach dem Tanzsaale zu gehen und nach den Kronleuchtern zu sehen, weil die Königin bald die Tafel aufheben und sich wieder in den Tanzsaal begeben würde. Diesem Gebot leistete ich Folge und stand wenige Minuten später in dem großen, leeren, hellerleuchteten Raume. Vor Beginn des Souper hatte ich in Gesellschaft einiger der unteren Beamten des Hofstaates der Königin eine Tasse Haferschleim und ein Pastetchen zu mir genommen, nicht einen Tropfen anderen Getränkes. Ich war, angeregt von dem lebendigen Treiben

um mich her, in bester Laune, ja, ich gestehe es jetzt zu, ich schwärmte, wie wohl noch mancher Andere, im Stillen für die junge, verleumdete, liebreizende Königin. Als ich mich im Saale umschaute, fand ich Alles in schönster Ordnung, keine Kerze herabgebrannt, kein Stuhl am unrechten Platze. Ich war von dem vielen Stehen und Laufen, an das ich nicht gewöhnt war, etwas müde geworden und setzte mich nieder. Wie ich so ganz zufällig in einen der großen Spiegel schaue, erblicke ich die hohe Gestalt eines Mannes in der Tracht, die zu Zeiten Churfürst Ernst August Mode unter Cavalieren gewesen war und welche ich durch Porträts aus jenen Tagen kennen gelernt hatte. Ich wende meinen Kopf und sehe diese Gestalt, statt als Spiegelbild, jetzt in der Wirklichkeit. Anfangs glaubte ich, das ungewöhnliche Costum sei von einer hohen Person zum Scherz angelegt worden, einer der Prinzen wolle vielleicht der Königin eine Ueberraschung bereiten. Wie ich aber das bleiche Gesicht des Cavaliers näher betrachtete, kam ich auf andere Gedanken; melancholisch blickte des Unbekannten Auge mich an, als erwarte er eine Frage von mir. Ich bin kein furchtsamer Mann, habe an Sterbebetten gestanden und auch in meiner Jugend auf Schlachtfeldern Trost zugesprochen, Ihr wißt dieses Alles, Kinder, deßhalb werdet Ihr Euch keine irrige Vorstellung von meinem damaligen Zustande machen, wenn ich Euch sage, daß mir in der Nähe des ernsten Mannes unheimlich ward. Endlich faßte ich mich und sagte ehrerbietig: „Wünschen der gnädige Herr vielleicht gemeldet zu sein, oder haben Hochdieselben einen kleinen Maskenscherz vor, kann ich vielleicht dienen?“

Der Mann schüttelte das Haupt, winkte mir gebieterisch mit der Hand und gebot mir, ihm zu folgen. Ich gehorchte. Mit unhörbaren Schritten, mit der Haltung eines vollendeten Cavaliers, schritt er vor mir her, durch einige Gemächer, über Gänge und Vorsäle, die ich noch nie betreten hatte, endlich blieb er in einem Winkel stehen und deutete mit der Hand auf den Fußboden.

„Liegt hier ein Schatz vergraben?“ fragte ich, denn ich zweifelte nicht mehr daran, daß ich es mit einem Verstorbenen zu thun habe, der noch einmal in seiner früheren irdischen Hülle erschienen sei, um seine unerfüllt gebliebenen Wünsche auszusprechen.

Der Cavalier bewegte aber als verneinend den Kopf.

„Bist Du ein ruheloser Geist, sehnst Du Dich darnach, in geweihter Erde zu schlafen?“

Der Cavalier bejahte durch Geberden und legte die Hand auf das Herz.

„Ich will das meine thun, damit Dein Wunsch erfüllt wird, deute mir an, wenn Du nicht sprechen willst, wo Deine Gebeine jetzt bestattet sind,“ sagte ich.

Der Mann zeigte abermals auf den Fußboden, „ich verstehe,“ sprach ich, „ich erkenne jetzt den unglücklichen, in seiner Jugendblüthe gemordeten Königsmark.“

Ein schmerzliches Lächeln zuckte um den blassen Mund des Cavaliers, er nickte bedeutungsvoll und verschwand wie Nebel, der sich im Sonnenstrahle auflöst.“

Nach einer Pause fuhr der Greis fort, „ich stand da wie eingewurzelt, unfähig mich zu regen, Gott weiß es, wie lange. Endlich kamen einige lustige Pagen, welche einen

Korb voll Wein auf die Seite gebracht hatten und hier ungesehen sich gütlich thun wollten. Sie lachten, als sie mich bleich, an die Wand gelehnt fanden. Sie glaubten wahrscheinlich, daß ich betrunken sei und wollten ihren Witz an mir üben, aber ich bat sie, mich zu verschonen und unter Menschen zu führen. Einer der Pagen, ein Baron von Linsingen, flüsterte mir zu: „Habt Ihr etwa den Königsmark gesehen?" und zog mich mit sich fort nach den helleren Räumen des Schlosses.

„Sah'n Sie ihn einmal, Herr Page?" antwortete ich.

„Nein, aber mein in Gott ruhender Vater, im Jahre 1743, als die Prinzessin Louise, die Tochter des König Georg II. hier in Hannover durch Procuration des damaligen Herzogs von Cumberland an den Kronprinzen von Dänemark vermählt ward. Man sagt, der Schatten des ermordeten Königsmarks zeige sich, so oft ein Mitglied der königlichen Familie in diesem Schlosse ein Fest feiert."

Den andern Tag gestand ich unter dem Siegel der Verschwiegenheit dem damaligen Hauptpastor unserer Stadt, was ich gesehen hatte. Der ehrwürdige Herr hörte mich ruhig an, dann sagte er: „ich danke für Ihr Vertrauen, lieber Hartwig, aber es würde uns wenig frommen, wollten wir diese allmälig in Vergessenheit gerathene Geschichte wieder an das Licht ziehen. Beide Theile, Graf Königsmark und die Vollzieher jenes schauerlichen Mordes, wie dessen Anstifter, über welche man doch nichts ganz Genaues weiß, stehen bereits seit Jahrzehnten vor einem höheren Richter. Hatte König Georg I. darum gewußt? Wer kann es beweisen?

Doch will ich thun, was mein Gewissen gebietet. Ich will mir Einlaß in das Schloß verschaffen und die Stelle einsegnen, wo vor Ihren Augen die Erscheinung versunken ist. Das geschah in meinem Beisein, ich habe niemals wieder gehört, das sich Königsmarks Schatten gezeigt hat. Glaubt nun Kinder, was Ihr wollt, ich kann mich des Gedankens nicht entschlagen, daß ich des Ermordeten Gestalt wirklich gesehen habe."

Ernst, welcher nur glaubte, was er sich mit seinem Verstande erklären konnte, schüttelte hinter des Großvaters Rücken ungläubig den Kopf. Sophie schmiegte sich furchtsam an die Mutter, Meister Hartwig sprach: „ich finde es natürlich, Vater, daß Sie an eine Erscheinung glauben, welche Sie sahen, zu sich selbst aber sagte er: ein boshafter Mensch, vielleicht ein geheimer Gegner der Königin Caroline Mathilde hat diese in der Maske des Königsmark schrecken wollen.

Frau Hartwig glaubte an das Walten einer geheimnißvollen Geisterwelt, mit ihr zu streiten hielt ihr Mann für fruchtlos.

Ein rascher Schritt unterbrach die Betrachtungen, denen sich alle Mitglieder der Hartwig'schen Familie in der Stille hingegeben hatten. Dorotheens junger Mann trat ein. Lebhaft erregt begrüßte er seine Schwiegereltern, gab dem Großpapa und den Geschwistern die Hand und sagte gutmüthig lächelnd: Ihr habt es mir abgeschlagen den heutigen Abend bei mir zu feiern, aber ich komme noch einmal mit meiner Bitte zu Euch, liebe Eltern. Bei Gott, Ihr dürft mich

nicht abweisen, auch Dorchen läßt Euch inständigst durch mich bitten."

„Lieber Sohn", sagte Frau Hartwig, „wir bringen keine frohen Gesichter mit, auch wollen wir den Großvater nicht allein lassen, der bei der Kälte und Glätte nicht auf der Straße gehen kann."

„Soll auch nicht gehen, ich habe einen Schlitten unten vor der Thüre stehen, habt Ihr Alle denn nicht das Geläute der Schellen gehört, obgleich sie etwas rostig sind, klimpern und klingeln sie doch. Daheim bei Euch ist es gar zu trübselig, wollt Ihr nicht mir zu Liebe kommen, so thut es um Dorchens Willen, die mir heute als Christgeschenk das Geständniß gebracht hat, daß sie Mutterhoffnungen hegt."

„Dann laß uns zu ihr gehen," Mutter, entschied Meister Hartwig. Behend entfernten sich Ernst und Sophie und kehrten nach wenig Minuten mit Pelzen und Kapuzen zurück, welche schnell angelegt waren.

„Ich denke, sprach der junge Mann, unsere Nachtwächter sorgen für die Sicherheit der Bürger und für deren Eigenthum, wir können getrost das Haus zuschließen und die alte Grete mitnehmen, das gute treue Geschöpf soll nicht allein daheim trauern."

Ein Viertelstündchen später saßen Alle im traulichen warmen Wohnzimmer des jungen Paares, Dorchen erzählte, daß ihre Schwiegereltern nebst Eduard auch noch kommen würden, sobald bei ihnen daheim die Bescheerung vorbei sei.

Die junge Frau trug Backwerk und Thee auf, ein Getränk, das man schon damals in Hannover sehr liebte, ihr

Mann zog einen Brief aus der Tasche und sprach: „Gewiß wird es Euch interessiren und trösten, Einiges über unsern Georg zu hören, den am Morgen, an dem die Schlacht bei Waterloo begann, ein Freund von mir, der jetzt in Brüssel lebt, gesehen und gesprochen hat."

„Theile uns Alles mit," bat Meister Hartwig. Die Mutter weinte, stimmte aber durch Geberden ihrem Manne bei, der Schwiegersohn las:

„Ich will, lieber Freund, Dir die Schlacht, über welche Du schon viel gehört und gelesen haben wirst, in meiner Zuschrift nicht zu beschreiben versuchen. Wer mitten im Getümmel ist, sieht am wenigsten davon. Ich weiß nur, daß ich bei meiner Compagnie stundenlang wie eine Mauer stand, Kanonendonner hörte, Rauchwolken sah, Hunger und Durst litt, bis endlich in den Nachmittagsstunden Wellingtons Befehl wie ein Lauffeuer von den Obersten und Bataillons-Commandanten bis zum Hauptmann herab wiederholt durch die Reihen lief: jetzt vorwärts, greift zum Bajonnet! Ich kam unversehrt davon, aber meine Uniform war so zerfezt und schmutzig, daß ich sobald als möglich nach Brüssel zu kommen suchte, in das Haus meiner Verwandten, denn die Schwester meiner Mutter ist an einen angesehenen Kaufmann in Brüssel verheirathet. Nach der Schlacht bekam ich das Wechselfieber und erhielt von meinem Obersten Erlaubniß, bei meinen Verwandten zu bleiben, bis ich hergestellt sein würde. Eigentlich hätte ich in einem Spital Unterkommen finden müssen, aber alle Spitäler waren so überfüllt, daß das Militärkommando froh war, durch Wohlthätigkeit von Privatleuten, welche Verwundete aufnehmen, unterstützt zu werden.

Als ich endlich wieder fähig war, das Haus zu verlassen, war mein erster Gang in das große Hospital, wo die Engländer und Hannoveraner verpflegt wurden. Manchen lieben Freund fand ich dort, von dem ich bisher nicht gewußt hatte, ob er noch lebe oder bei Waterloo in kühler Erde ruhe. Als ich in das letzte Zimmer kam, trat ein junges Mädchen auf mich zu, welche zu dem edlen Frauenverein gehörte, der sich mit Krankenpflege beschäftigte.

Sie grüßte mich mit Bescheidenheit und Würde und sagte in französischer Sprache: „Ihr Anzug verräth den hannoverschen Offizier, wollten Sie wohl einen Ihrer Landsleute besuchen, der schwer verwundet hierher geschafft wurde, sich jetzt in der Besserung befindet, aber noch zu schwach zum Sprechen oder Schreiben ist. Da ich kein Wort Deutsch spreche und mein Patient wenig Französisch versteht, kann ich ihm meine Theilnahme nur dadurch beweisen, daß ich alle Vorschriften des Arztes pünktlich befolge, ich denke der kranke Herr wird sich freuen, Sie zu sehen, mein Herr."

Natürlich trat ich an des Verwundeten Lager und erkannte, daß sein blaßes Antlitz dem wackern Georg Hartwig aus Hannover gehörte.

Meister Hartwig stand auf und rief mit zitternder Stimme: „er lebt, er lebt, wo, wo?!"

Frau Hartwig stieß einen Schrei aus und sank dann ohnmächtig ihrer Tochter Sophie in die Arme.

Während Dorothea nach frischem Wasser rief und der Mutter Schläfe mit duftender Essenz badete, sagte der Ersteren Gatte: „Fassen Sie sich, bester Vater, Sie haben den großen Schmerz männlich getragen, erliegen Sie nicht unter

der Last der Freude. Georg ist hergestellt worden und wird, sobald die strenge Kälte nachläßt, hier eintreffen."

„Und ist kein Krüppel geworden?

„Durchaus nicht, Vater, in wenig Tagen werden Sie sehen, daß ich die Wahrheit gesprochen habe."

„Vielleicht noch eher", sagte schelmisch lächelnd Ernst, der sich in das Nebenzimmer geschlichen hatte."

„Wie, Georg, mein Georg ist hier?" jubelte der Meister, Sophie und Ernst rissen die Thüre des Nebenzimmers auf, unter dem flammenden Tannenbaum, den Georg selbst angezündet, während sein Schwager die Eltern vorbereitet hatte, stand, noch etwas bleich, aber völlig genesen, Georg Hartwig, neben ihm eine junge Frau.

Meister Hartwig vermochte kein Wort zu sprechen, der starke Mann weinte wie ein Kind. Der Heimgekehrte umarmte den Vater, dann rief er aus: „wo ist die Mutter?"

Frau Hartwig hatte sich unter Dorchens Bemühungen wieder erholt. Ihr erster Blick fiel auf den Sohn, der vor Ihr nieder kniete und ebenfalls tief gerührt, das Haupt in ihren Schoos legte.

Der Greis war so ergriffen, daß er sich nicht zu bewegen vermochte, aber mit hellen Augen schaute er umher und sagte: wer ist denn das liebe Mädchen, das dort schüchtern auf der Thürschwelle steht? Etwa unsers Georgs Pflegerin und wohl noch mehr?"

„Seine junge Frau", erwiederte Georg, dieselbe bei der Hand fassend, „komm geliebte Marie, Großvater gieb uns Deinen Segen!"

Capitel XVI.

Waterloo.

Am Christabend hatte die Familie Hartwig nur das Auferstehungsfest gefeiert, zu ruhiger Unterhaltung war jedes zu aufgeregt gewesen. Selbst die alte Margarethe beging allerhand Mißgriffe und setzte das große Salzfaß neben die Punschbowle, falls es dem in Norddeutschland beliebten Getränke noch an Zucker fehle.

Am ersten Weihnachtsfeiertage waren aber alle Mitglieder der Familie nebst Dorchens Schwiegereltern und der Doctor Eduard im großen stattlichen Zimmer des Hartwigschen Hauses versammelt und jetzt mußte Georg seine verschiedenen Erlebnisse erzählen.

„Vieles wißt Ihr bereits aus den Zeitungen, obgleich man diesen nicht immer unbedingt Glauben schenken kann", begann Georg. „Auch Eduard wird Euch manches Interessante mitgetheilt haben. Was mich betrifft, so folgte ich wohlgemuth meiner Fahne, und wenn ich auch nicht so harten Gemüthes bin, wie der erste Cürassier in Wallensteins Lager, so freute ich mich doch, daß ich auf einem schönen Pferde sitzen konnte und wenn unsere Trompeter das Lied bliesen:

Frisch auf Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd,

dachte ich mir wie jener Cürassier:

Frei will ich leben und also sterben,
Niemand berauben und Niemand beerben,
Und auf das Gehudel unter mir,
Leicht wegschauen von meinem Thier!

„Du warst immer ein Pferdefreund,“ sagte die Mutter, „wolltest Reitstunden nehmen und wir hatten Mühe, Dir klar zu machen, daß ein Buchbinder, selbst wenn er Vermögen besitzt, sich nicht auf das Pferd zu setzen hat.“

„Dennoch, liebe Mutter, kam es mir zu Statten, daß ich reiten gelernt hatte. Heimlich, wie ich Euch jetzt gestehen will. Von meinen drei Wanderjahren brachte ich ja, wie Ihr wißt, ein halbes in Göttingen zu und wandte mich an den Universitätsbereiter, der mich auch in die Lehre nahm.“

„Haha, Du gabst Dich wohl für einen Studenten aus?“ lachte Ernst.

„Durchaus nicht, mein junger und gelehrter Bruder. Der Reitmeister fand, daß das Geld eines Buchbinders genau so viel galt, als das eines Studenten. Was mich betrifft, so sehe ich nicht ein, warum nicht ein Handwerker ebenso gut wie ein Student oder Cavalier sich im Reiten, Fechten, Schwimmen, Schießen ausbilden soll, er macht durch Ausübung in diesen Künsten nur Gebrauch von seinem Mannesrecht. An meiner Liebe zum Reiten und Fechten, denn auch den Degen lernte ich führen, wie das Falzbein, tragen Großpapa und Schiller die Schuld, wenn mir denn meine Fertigkeit im Reiten und Fechten als Fehler angerechnet werden sollte.“

„Du bringst mich da in hochehrenwerthe Gesellschaft, Georg,“ sagte der Greis, „doch wüßte ich nicht, womit ich Dich zu kriegerischen Studien angefeuert hätte?“

„Doch, lieber Großpapa, durch Ihre Erzählungen aus der alten und neuen Geschichte. Ich hatte immer Neigung zum Soldatenstande, aber ich wußte wohl, daß die Eltern

dagegen waren und bin jetzt froh, daß ich eben nur während des Feldzugs Soldat gewesen und jetzt ehrenvoll entlassen bin mit einem Erinnerungszeichen, das Euch Alle freuen wird. Ich darf fortan die Waterloo-Medaille tragen."

Nachdem die Glückwünsche herzlich ausgesprochen und fröhlich von Georg in Empfang genommen worden waren, fuhr derselbe fort: „Unter allen Dramen unseres großen Schiller habe ich keines so lieb als: Wallenstein, und vorzüglich Wallensteins Lager. So oft ich einen Schiller falzte, las ich dies Gedicht, oft schalt der Vater meine Langsamkeit und nicht mit Unrecht. Ich kann das „Lager" Wort für Wort recitiren.

Nun also, um bei der Hauptsache zu bleiben, ich saß stolz auf meinem Fuchs und da mich die Mutter mit Wäsche und Schlackwurst — Himmel, nur ein Hannoveraner oder Braunschweiger weiß, was gute Wurst ist, die Belgier z. B. verstehen den Teufel davon, — der Vater mit Goldstücken versehen hatte, so ging es mir Anfangs ganz gut. Ich fand wackere Kameraden und meine Lieutenants waren humane, muthige Herrn. Am vierzehnten Juni wurden wir in einem Dorfe, sechs Stunden von Brüssel entfernt, einquartiert, um später zu den Engländern zu stoßen, von denen die meisten in Brüssel selbst und in den Ortschaften einquartiert waren, die ganz nahe bei Brüssel liegen. Allerlei Gerüchte drangen zu unseren Ohren. Napoleon sollte eine Armee von 500,000 Mann haben, welche voll Begeisterung nichts anderes wünsche, als uns zu vernichten. Dann hieß es, die Preußen würden nicht kommen, sie hätten sich mit unserer Regierung nicht geeinigt. Wieder Andere behaupteten, der Herzog, ich

meine Wellington, wolle den Oberbefehl nur übernehmen, wenn Blücher sich unter ihn stelle, während Andere betheuerten, Blücher, als der ältere, begehre die unumschränkte Herrschaft über die vereinigten Armeen, zuletzt ward erzählt, Napoleon habe nur etwa dreißigtausend Mann zusammen gebracht u. s. w.

Wir hörten endlich gar nicht mehr auf das Geschwätz und Jeder kümmerte sich nur darum, daß er Nahrung bekam, für sich und sein Pferd und seine Schuldigkeit that. Als Wellington mit Sicherheit wußte, daß die Schlacht bei Ligny zwischen den Preußen und Franzosen von den Letzteren gewonnen worden war, ging er zurück, that somit das Klügste, was er thun konnte. Am siebzehnten Juni wurde diese Bewegung ausgeführt, wie wir bemerkten, ohne Verlust für uns. Es hatte in den letzten Tagen wie mit Eimern gegossen, der Boden war ganz durchweicht, so daß die französische Reiterei uns nicht nachkommen konnte. Ueberhaupt sind die Franzosen keine besonderen Cavalcristen, ihnen fehlt der angeborene Pferdeverstand."

„Du sprichst ja wie ein alter Dragoner", neckte Sophie, „und gehörtest doch zur leichten Reiterei."

„Laße doch Georg erzählen," schalt die Mutter und dieser fuhr fort: „Bei dem Dorfe Jemappe, so vernahm ich später, kamen die Engländer in's Gedränge, ihr und unser weiterer Rückzug ging in aller Ordnung rasch vor sich. Auf den Höhen vor dem Walde von Soignes befahl Wellington dem Heere, Halt zu machen. Er rechnete auf Blücher mit den Preußen, denn der alte Haudegen hatte dem eisernen Herzog schon am siebzehnten Juni in aller Frühe kundthun

lassen, daß er bereits wieder mit seinem Heere fähig sei, den Kampf auf's Neue zu beginnen. Hätte er nicht auf Lebensmittel und Pulver zu warten, würde er schon unterwegs sein."

Unser Rittmeister sagte, Wellington habe von Blücher ungefähr zwanzigtausend Mann erbeten, des Letzteren Antwort lautete, wie man sich bei meiner Schwadron erzählte: „ich treffe am achtzehnten Juni mit dem ganzen preußischen Heere bei Ihnen ein."

Wellingtons Heer dehnte sich so ungefähr zwei Stunden weit auf dem Höhenzuge vor dem Walde aus. Hinter meinem Regimente lag das Schloß Hougomont. Napoleon soll später Wellington sehr getadelt haben, daß derselbe diese Stellung eingenommen gehabt habe, allein sie war sehr gut gewählt. Ein großer Theil unserer Truppen konnte durch den Wald vor dem Feuer geschützt werden, so blieben viele unserer Bewegungen wie hinter einem Nebel dem beobachtenden Feinde verborgen. Die Franzosen hatten einen in gleicher Linie laufenden Höhenzug inne, zwischen beiden Höhenzügen senkte sich das Land. Wellingtons Heer bestand aus sechsunddreißigtausend Engländern und eben so viel Hannoveranern, Braunschweigern, Nassauern und Niederländern, doch hatte zu dem deutschen Truppenantheil Hannover die meiste Mannschaft geliefert. Wellington ist ein Feldherr, dessen Scharfblick mit unerschütterlicher Ruhe verbunden ist.

Von dem, was er für klug und richtig hält, weicht er um keines Haares Weite ab, Leidenschaften wagen sich gar nicht an diesen merkwürdigen Mann heran. Er hatte sich

die Aufgabe gestellt, den Höhenzug zu behaupten, bis Blücher mit den Preußen kommen würde. Gegen Mittag durchlief die Reihen das Gerücht, er sei nahe, aber er erschien nicht, weil, wie Ihr Alle wissen werdet, ein Theil des preußischen Heeres sich mit den Franzosen herumschlagen mußte. Ein Theil unseres Heeres stand von früh bis Nachmittag wie eine Mauer, obgleich wir uns herzlich gern auf den Feind gestürzt hätten. Cavalerie und Infanterie hatte längere Zeit fast gar nichts zu thun, als ruhig auf ihrem Posten zu bleiben. Die Artillerie dagegen war thätig und als Ney mit seinem Corps einen Angriff auf unsern linken Flügel machte, wurden die Franzosen jämmerlich heimgeschickt." Unser Feind hatte das Schloß Hougomont, in dem sich etwa zwei Bataillone Infanterie, Engländer und Hannoveraner, befanden, in Brand geschossen; doch unsere Leute behaupteten es, bis drei Compagnieen Engländer als Succurs anrückten. Mit Hülfe dieser wurden die vordringenden Franzosen zurückgeworfen. Gern hätten wir Husaren uns in Bewegung gesetzt, allein kein Befehl ertönte, der Feldmarschall wußte, daß die Infanterie im Schlosse schon ohne uns fertig werden würde. Massen auf Massen schickte Napoleon gegen unsere Heere, besonders gegen die Mitte zu. Zweihundert große Geschütze waren in ununterbrochener Thätigkeit, dazwischen knatterte das Kleingewehrfeuer der Scharfschützen, hinter welchen Kellermanns und Milhauds Cürassiere und die Gardereiter auf uns anrückten."

„Und immer noch durftet Ihr nicht vorrücken?" fragte Vater Hartwig, „das muß ja schrecklicher sein, als sich im dicksten Getümmel herumzuschlagen."

„Gewiß, Vater, allein Wellington kann kalculiren. Es war über alle Beschreibung furchtbar, aber nicht ein einziges unserer Vierecke wurde gesprengt, die Todten oder Verwundeten von unseren Leuten wurden sofort wieder ersetzt. Bei uns Gesunden stellte sich nach und nach Hunger und Ermattung ein. Drüben in den feindlichen Reihen glaubte man, wir seien bereits geliefert, während Wellington zur selben Zeit gesagt hat: jetzt haben sich die Franzosen an unserer Mauer die Köpfe zerbrochen, jetzt gilt's!

„Vorwärts, einhauen!" ward uns commandirt, „wir befolgten mit Freuden den Befehl, während die Infanterie mit gutem Erfolg das Bayonnet handhabte. Ich sah und hörte kaum, was um mich vorging, wie im Rausche hieb ich um mich und kam erst zu mir, als ich vom linken Flügel her helles Trompetengeschmetter hörte, dem ein mächtiger Kanonendonner folgte. Zweiunddreißig Geschütze eröffneten ein verheerendes Feuer auf die feindliche Armee, Blücher war mit seinem Heer eingetroffen.

Mit mehr Besonnenheit, als ich bisher gezeigt hatte, vertheidigte ich mich gegen einen französischen Lanzenreiter, der mitten im Getümmel auf mich eindrang. Mehr weiß ich von der Schlacht nicht zu berichten, was jetzt mit mir geschah, muß Euch meine liebe Marie erzählen.

In gebrochenem Deutsch, aber verständlich für Alle, da Georg, so oft es nöthig war, den Dollmetscher machte, erzählte Marie: „Meine guten Eltern haben nur zwei Kinder, meinen Bruder und mich. Wir lieben uns unter einander auf das Zärtlichste. Mein Bruder Eugen ist ein sehr talentvoller Maler und hatte bereits in Brüssel einen für

seine Jugend großen Ruf, als er, von Jugendmuth getrieben, den Pinsel mit dem Schwerte vertauschte. Wie er mit seinem Regimente in den letzten Krieg zog, entließen wir ihn mit heißen Thränen. Ich gelobte der Mutter Gottes, mich in den Frauenverein aufnehmen zu lassen, dessen Aufgabe es ist, kranke und verwundete Krieger zu pflegen und empfahl meinen Bruder dem Schutze der heiligen Jungfrau. Als die Schlacht vorüber war, mein Eugen nicht unter den Heimkehrenden, ging mein Vater mit einem Freunde auf das Schlachtfeld und schwur, fände er seinen Sohn noch lebend, einen andern Verwundeten zu verpflegen. Lange Zeit irrte mein armer Vater mit seinem Begleiter trostlos auf dem Schlachtfelde umher, endlich, nicht weit von Hougomont fand er Eugen, lebend, bei Bewußtsein, aber schwer am Knie verletzt, unfähig sich von der Stelle zu bewegen. Ein Wundarzt hatte ihn verbunden und aus Mangel an Tragbahren, welche man für die Schwerverwundeten gebraucht, gebeten, sich in Geduld zu fassen, bis man ihn holen könne. Mein Vater, beglückt über Eugen's Anblick, gedachte seines Eides und sah sich nach einem andern Verwundeten um, diesem Hülfe zu leisten. Auf diese Weise fand er Georg, der, vom Blutverluste erschöpft, ohnmächtig dalag und von dem mit ihm beschäftigten Wundarzte fast aufgegeben war."

„Die Contusion am Kopfe, die ich beim Sturz vom Pferde erhielt, hätte mich höchstens auf kurze Zeit betäubt", sprach Georg, „allein der Lanzenreiter, den ich in den Arm schwer verwundete, hatte mir einen Stich versetzt, an dem ich genug leiden mußte. Wäre ich nicht von Mariens Vater

und dem Wundarzt auf das Behutsamste nach Brüssel transportirt worden, von meiner süßen Frau und deren Mutter auf das Sorgfältigste gepflegt, so würde ich jetzt unter dem Schnee liegen."

„Gott lohne es Dir, liebe, liebe Marie, rief Frau Hartwig, und reichte der Schwiegertochter die Hand.

„Georg und ich sind glücklich, liebste Mutter, das ist der schönste Segen Gottes!" erwiederte die junge Frau in ihrem gebrochenen Deutsch.

„Ich meinte, Du wärst im Hospital gewesen, Georg!" bemerkte Dorchen.

„Bewahre, im Hause meiner Schwiegereltern. Der Brief war von deinem Manne verfaßt, die Eltern vorzubereiten."

„Und gut erfunden, Dorchen, nicht wahr? Ja liebstes Frauchen, ich gehe nächstens unter die Schriftsteller, drucke und verlege meine literarischen Werke selbst."

Georg fuhr fort: „So genas ich denn langsam unter den sanften Händen der beiden Frauen Delmar, klingt Marie Delmar nicht hübsch? Und während Marie bemüht war, zur Heilung meiner Lunge beizutragen, verwundete sie mein Herz. Ich wollte Euch, liebe Eltern, nicht schreiben, ich wußte, daß Ihr mich als todt beweint hattet und fürchtete Anfangs, ich würde in Folge des Lanzenstiches einem Lungenleiden erliegen. Sollte ich Euch Monate lang zwischen Furcht und Hoffnung schweben lassen, damit Ihr endlich doch Euren Sohn betrauern müßtet? Erst als mir zwei tüchtige Aerzte auf ihr Ehrenwort versicherten, daß ich vollständig hergestellt sei, wagte ich es, um Mariens Hand zu

bitten, die sie mir, wie Ihr wißt, mit Bewilligung ihrer Eltern gab. Jetzt litt es mich nicht mehr in der Fremde, so sehr ich auch die guten Eltern meiner Marie und deren Bruder liebe. Eugen hat jetzt wieder zur Palette gegriffen, er hinkt ein wenig, aber da er außerdem ein schöner Junge ist, gefällt er den Frauen dadurch nur um so besser. Ich hoffe, es ist Euch Allen recht, wenn ich hier bleibe. Jetzt dürfen wir auf lange, selige Friedenszeit hoffen, da können wir unser Geschäft in's Große treiben, bester Vater, eine Fabrik anlegen, kurz, Schönes leisten und reich werden. Ich setze Ihnen dies nach den Feiertagen Alles gründlich auseinander, Papa."

„Du wirst mich nicht abgeneigt finden, mein Junge," erwiederte Meister Hartwig. Der lange Krieg hat unsere deutschen Männer genommen, die Ernten zerstört, die Kassen ausgeleert. Die Pflicht der noch Lebenden, welche Geld haben, ist es, das Geld in nützliche Unternehmungen zu stecken, durch welche wieder Andere Brod finden und wodurch Geld in das Land kommt. Jahrzehnte hindurch sind alle Zierlichkeiten in unserem Fache, gemalte Papierbogen, Notizbücher, Brieftaschen, Mappen von den vornehmen und reichen Leuten aus Frankreich verschrieben worden. Sogar ihre Bücher haben Fürsten und Adel in London und Paris binden lassen. Wir wollen ihnen zeigen, daß wir es auch so gut können. Haben wir doch eine Literatur, die das beste Papier, die schönste Ausstattung verdient, war doch Gutenberg, der Erfinder der Buchdruckerkunst, ein Deutscher!"

„Ich habe vor, jetzt, da der Friede gesichert ist, eine Papierfabrik anzulegen, welche Papier liefern soll, wie die

besten englischen, französischen und Schweizer Fabriken. Dann sollen und werden die Herren Verleger bei mir kaufen," sagte Herr Bergmann.

„Das deutsche Volk kann nur durch Unternehmungsgeist und Fleiß wieder so wohlhabend werden, als es vor dem Kriege war," sagte Eduard, „aber es muß sich rühren, dann wird es ihm nie am Gelde fehlen. Wie wir hier denken, wird noch Mancher denken, jetzt, wo der Handwerker wieder in die Werkstatt, der Künstler in sein Atelier, der Schriftsteller an den Schreibtisch zurückgekehrt ist. Wir müssen aus dem Kriege auch Lehren ziehen und thun, was wir früher zu unserm Schaden unterlassen haben, unsere Bedürfnisse wie unsern Luxus im Lande verfertigen, ist doch das deutsche Volk erfinderisch und thätig."

„Richtig, Herr Doctor," rief Meister Hartwig, „Mutter, ich habe noch in einem Winkel im Keller einige Flaschen Steinwein, ich kaufte sie vor Jahren, um dieses Stärkungsmittel im Hause zu haben. Lasse sie von Grete holen."

Hell klangen die geschliffenen Kelche, Toaste wurden ausgebracht auf jedes Familienglied, auf die neuen Unternehmungen, die besprochen wurden.

Ernst, der ein guter Redner war, brachte einen Toast aus auf Gutenberg, auf den deutschen Buchhandel, auf die Buchdrucker und Buchbinder und behauptete, kein anderes Land als Deutschland könne sich einer Buchhandlung rühmen, die seit 1640 in einer Familie fortgeblüht habe.

Der alte Herr ließ alle deutschen Gelehrten leben, die Töchter des Hauses, die Dichter. Georg, dessen Rosenbäum-

chen wieder blühten, brach die schönsten ab, und schmückte damit das Portrait seines Lieblingsdichters, Schillers.

Capitel XVII.

Häusliches Leben unter Fürsten.

Das Familienleben Georg III. war schon seit Jahren ein ernstes, langweiliges gewesen, als die traurige Krankheit des Königs es zu einem qualvollen machte.

Die Söhne des geistesschwachen Greises bewiesen sich nicht unkindlich, da der König aber durch ihre Nähe nicht erheitert wurde, sie auch nicht begehrte, zeigten sie sich nicht oft bei ihrem Vater. Die königliche Mutter gefiel sich in Ermahnungen, welche sie ihren Kindern allen, namentlich aber den Prinzen verschwenderisch zu Theil werden ließ, und in Repräsentation, denn sie war sehr stolz.

Die Geschichte nennt den Zerstörer Jerusalems Titus, den Gütigen, aber das Urtheil der Geschichte gleicht sehr oft dem des bestochenen oder verblendeten Richters und ist bisweilen nur das Echo einer fanatischen Partei. Georg III. ist als Regent und Familienvater vielfach als Muster hingestellt und von seinen Zeitgenossen sehr gerühmt worden, doch in Wahrheit war er ein beschränkter Geist, der durch übertriebene Sparsamkeit, eine nur aus Formen bestehende Religiosität, durch herzlosen Hochmuth und Tyrannei seine Familie unglücklich machte und durch blinden Starrsinn ver-

schuldete, daß Amerika sich von der britischen Herrschaft befreite.

Bornirt wie er war, vermochte er nicht einzusehen, daß Söhne und Enkel von Engländern, sind sie auch nicht in England geboren, doch immer Engländer bleiben in Bezug auf Denkart und Freiheitsliebe; der herrschlustige Monarch wollte, weil er sich in England dem Parlamente nicht widersetzen konnte, den Amerikanern seine Macht fühlen lassen und die Zugeständnisse nicht machen, die mit vollem Recht von den Amerikanern von der britischen Regierung verlangt wurden. Gern hätte Georg III. im Verein mit seiner Gemahlin die englische Nation in der mecklenburgischen Weise regiert, welche nach den Ansichten der Königin Charlotte Sophie die einzig richtige Regierungsart war, aber das war unmöglich. Der König, als Kronprinz still, schwärmerisch, soweit sein prosaisches Naturell es zugelassen hatte, wurde hochmüthig, kaltherzig, sobald er die Krone trug. Eine seiner ersten Handlungen als König bestand darin, bei dem Parlament — obgleich es nicht leicht für ihn ward — das Gesetz aufzustellen und zur Geltung zu bringen, daß kein Prinz mehr eine englische Unterthanin heirathen dürfe, weil ihm die Vermählungen seiner Brüder, der Herzöge Wilhelm Heinrich von Glocester mit Mrs. Horton und des Heinrich Friedrich von Cumberland mit der Gräfin von Walgrave außerordentlich ärgerlich waren.

Seine Söhne wurden in Folge dieses Gesetzes sehr unglücklich, Georg IV. vergaß niemals seine erste Liebe zu Mistreß Fitz-Herbert, mit welcher er sich heimlich vermählt hatte. Vergebens stellte er dem Könige vor, daß diese Dame

einer eben so angesehenen Familie angehöre, als die erste Gemahlin Jacob II, Anna Heyde. Georg hielt dem Prinzen von Wales den Parlamentsact entgegen, den der Monarch bald nach seiner Thronbesteigung 1761 ausgewirkt hatte, und zwang den Prinzen später zur Vermählung mit Caroline von Braunschweig.

Ernst August besaß unter allen Söhnen des mit vierzehn Kindern gesegneten Königspaares den lebhaftesten Geist, den schärfsten Verstand, den festesten Sinn, das leidenschaftlichste Herz. Seine Fehler waren die Folgen einer verkehrten Erziehung, denn obgleich König Georg III. eigenhändig die einfachsten Fracks in die Koffer seiner Söhne gelegt hatte, als die Zurüstungen zur Reise der Prinzen gemacht wurden, die einige Jahre in Göttingen studirten, obgleich der besorgte Vater sich von dem Obersten von Malortie getreue Berichte über das Verhalten der fürstlichen Jünglinge zusenden ließ und dem Obersten lange Briefe schrieb, die nur von der Erziehung handelten, nahm der König nicht die geringste Rücksicht auf die Individualität eines jeden.

König Georg schickte im Jahre 1786 seine drei jüngsten Söhne, Ernst August, August Friedrich, Adolph Friedrich, nach Göttingen, weil sie dort billiger leben konnten, als auf einer englischen Universität, weil sie deutsch lernen sollten, und endlich, weil er ihnen in Bezug auf Grundsätze der Fürsten diejenigen einimpfen wollte, welche zu jener Zeit, wo es in den deutschen Staaten noch keine Verfassung gab, die herrschenden waren. Das Liebesband, welches den Herzog Ernst August von Cumberland in den frühesten Mannes-

jahren an Lady Olivia Sparrow gefesselt hatte, trennte erst das Machtwort des Königs, später der Tod der Dame.

Jetzt, nach Jahren heimlich gehaltener aber tiefer Trauer liebte der Herzog wärmer noch als in seiner Jugend die schöne Friederike, welche er nun mit vollem Recht die Seine nennen durfte.

Als Georg IV. seiner reizenden Schwägerin vorgestellt worden war, sagte er zu seinem Bruder: „Du bist ein glücklicher Mann, mein lieber Cumberland, ich wollte Dir die Regentschaft und Caroline von Braunschweig überlassen für Deine schöne Friederike.

Cumberland lachte: „Auch ohne Caroline von Braunschweig würde ich den Tausch nicht eingehen. Mag man von mir sagen was man will, ich habe stets Sinn für häusliches Glück gehabt und es gesucht; nun ich es endlich an der Seite meiner Friederike gefunden habe, will ich es heilig halten." „Aber, mein theurer Wales, Du bist jetzt der Prinz-Regent, vermagst Du es nicht dahin zu bringen, daß unsre königliche Mutter meine Frau empfängt? Vier Wochen leben wir bereits in London und ich kann nur Abends incognito mit meiner Friederike ausfahren oder ausgehen, weil sie die Kranke vorstellen muß, um der boshaften Welt zu erklären, warum ich meine Gemahlin noch nicht der Tante und Schwiegermama zugeführt habe."

„Mein lieber Ernst, meine Worte blieben unsrer Mama gegenüber fruchtlos, sie hat, ehe sie gezwungen ihre Einwilligung zu Deiner Vermählung gab, feierlich erklärt, sie wolle die Dreimalvermählte nicht bei sich empfangen."

„Die Dreimalvermählte! Allerdings wird sich unsre gnädigste Mama, sollte sie Wittwe werden, schwerlich

nach einem zweiten Gemahl umsehn. Aber zum Teufel, will Ernst August's Mutter nicht dessen Frau unter vier Augen sehen, so soll die Königin Charlotte von England die Herzogin von Cumberland im großen Cercle empfangen!"

„Gieb jede Hoffnung auf, die Mama zu ändern, Du kannst ja auch, ohne daß Deine Gemahlin an den Hof geht, glücklich sein. Ich versichre Dich, Cumberland, es ist überall unterhaltender als in der Nähe von Mama. Mir und unsern Brüdern wirst Du mit Deiner schönen Gemahlin stets willkommen sein. An Deiner Stelle würde ich nicht in dem theuern England leben, ohnehin gehen allerhand Gerüchte über Dich herum, die schwer zu widerlegen sind, gerade weil man sie aus der Luft gegriffen hat."

„Ich habe davon gehört, zu meinem Verdrusse. Ich vermuthe, diese Mährchen sind zum Theil von der Liebe meiner Mama erfunden. Sie wünscht, daß meine Friederike England verlassen möge; natürlich muß, damit das geschieht, erst mir der Aufenthalt in England verleidet werden."

„In dem was Du sagst ist etwas weniger Vertrauen zur gnädigen Mama, als Logik. Talent zu Erfindungen besitzt allerdings Königin Charlotte, denn sie hat eine höchst rührende Geschichte von der schönen, schuldlosen Genovefa unsrer Zeit erdichtet. Welche Tugend ist es, welche nach der Ansicht unsrer Mama die Prinzessin Caroline von Braunschweig nicht besäße? Ich sage Dir, Cumberland, meine Kette drückt mich wund."

„Armer Georg! und ich sage Dir, ich bleibe in meinem Vaterlande, nehme meinen Sitz als Herzog von Cumberland im Oberhause ein, der Königin und allen Gerüchten zum

Trotz. Was nützt der physische Muth, wenn man nicht auch moralischen besitzt? Alle sieben Todsünden soll ich begangen haben, und doch hat mir kein einziger Mensch, selbst die allergnädigste Mama jemals etwas anderes in's Gesicht sagen können, als daß ich eigenwillig, etwas spöttisch, mitunter heftig und eben nicht der beste Haushalter bin. Ich kann nicht knikern und rechnen, wie die Könige George vom Ersten bis zum Dritten. Einen Hochtory schilt man mich, ich bin es. Wäre mein Schneider Herzog von Cumberland, würde er wahrscheinlich Hochtory sein, wie ich; hätte mich das Schicksal zum Schneider gemacht, wäre ich Whig. Aber, Georg, niemals habe ich meine älteren Brüder beneidet, niemals aus Eigennutz meine Ueberzeugung verhehlt, so oft ich konnte, half ich, wenn ich von Noth hörte. Die Gelehrten nennen mich einen Feind der Wissenschaften. Ja, ich habe Professoren gekannt, welche vor lauter Wissen nicht zum Denken kamen, ich habe aus Büchern nicht allzuviel gelernt, aber immer gern im Buche des Lebens gelesen. Wenn mancher Verskünstler aufgeschrieben hätte, was ich empfand, als ich in meiner Jugendzeit Lady Olivia sah" — und der Herzog seufzte, „oder was ich jetzt denke, wenn ich in die schönen Augen meiner Friederike schaue, gewiß hätte er bessere Gedichte hinterlassen als Schilderungen von Gefühlen, die er vielleicht nie kannte."

„So bleibst Du also hier, Ernst? das ist mir sehr erfreulich. Ich hoffe, Du wirst mir erlauben, zuweilen bei der Herzogin den Thee zu trinken."

„Du wirst meiner Friederike und mir der liebste Gast sein, Georg."

„Und lieb wäre es mir, wenn Du Deinen Einfluß auf Charlotten zu Gunsten meines Lieblingsplanes ausüben wolltest. Der Prinz von Oranien ist ein passender Gemahl für sie. Der Thronerbe der vereinigten Niederlande und die Prinzessin von Wales geben ein passendes Paar. Vielleicht würden durch diese Verbindung die Niederlande mit Großbritannien vereint. Leider besitzt Charlotte viel Willenskraft, sie erklärt, daß sie niemals ihre Hand ohne ihr Herz vergeben würde. Was läßt sich thun, theurer Ernst? Obgleich mir Charlottens Mutter in tiefster Seele zuwider ist, liebe ich doch das schöne, hochbegabte Mädchen, die durchaus weder äußerlich, noch innerlich der Mutter gleicht. Ich wünsche vom Herzen, daß meine Tochter stets glücklich sein möge."

„Dann lasse Charlotten freie Wahl, Bruder!"

„Freie Wahl! Das möcht' ich, aber ihre Wahl ist auf den jüngeren Bruder eines kleinen deutschen Herzogs gefallen, auf den Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg."

„Ah, auf den schönen Coburger! ich hörte ihn sehr rühmen."

„Charlotte hat den jungen Mann vor zwei Jahren kennen gelernt, als er mit dem Kaiser Alexander hier war. Ich bin überzeugt, der schlaue Russe brachte den einnehmenden Sachsen absichtlich mit, weil die Vermählung der Prinzessin von Wales mit dem künftigen Könige von Holland gegen Alexanders Wünsche sein wird."

„Vielleicht, und es würde mich belustigen, dem verschmitzten Romanow einen Strich durch die Rechnung zu machen, wenn nicht Charlottens Glück dadurch in Frage

käme. Ich kann sehr wohl begreifen, daß der Prinz von Oranien unsrer schönen Charlotte keine poetische Neigung einflößt. Das sächsische Geschlecht ist ein altes, und die Prinzessin von Wales bleibt die erste Dame auf Erden, wenn sie auch in Zukunft zu ihren Titeln nicht den fügt: Königin der Niederlande. Alexander wollte Dir ein Paroli biegen, stelle Dich als habest Du seine Absicht mit Gleichgültigkeit betrachtet. Kehre den Spieß mit Glanz um. Da Du am Ende Charlotten doch den Willen thun mußt, so würde ich Dir rathen, dem Kaiser von Rußland zuerst die Verlobung Deiner Tochter mit seinem Verwandten, dem Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg anzuzeigen und ihm zu danken, daß er Charlotten mit diesem Prinzen bekannt gemacht und somit das Lebensglück der Prinzessin von Wales gegründet habe. Kaiser Alexander wird dann einen Tag lang über diese Vermählung nachdenken, also nur 364 Tage im Jahr an das Testament Peter des Ersten, das täglich von den Männern des Romanow'schen Geschlechts wiedergekaut wird und von ihnen unter die Glaubensartikel aufgenommen worden ist."

Dieser Rath des Herzogs von Cumberland wurde befolgt, wie denn überhaupt der Prinz-Regent den Scharfsinn seines Bruders immer gern anerkannte.

Im März 1816 machte der Prinz-Regent dem Parlamente die Verlobung seiner Tochter mit dem Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg bekannt, da der Erstere sich im Voraus der Zustimmung beider Häuser versichert gehabt hatte.

Als die glückliche Braut zum Erstenmale nach ihrer Verlobung den Herzog von Cumberland sah und dessen herzliche Glückwünsche empfing, sagte sie mit der Offenheit, welche sie charakterisirte: „Dank, tausend Dank, theuerster Oheim, ich weiß es, daß Ihr Einfluß auf meinen Vater mein Glück befördert hat, und Niemand mehr soll mir Anspielungen in das Ohr zu raunen wagen, als ob Sie Ihre Nichte nicht wahrhaft liebten."

„Ich verstehe, Charlotte, weil mein Bruder York kränklich und kinderlos, Clarence nicht ebenbürtig, Kent gar nicht vermählt ist, hat man mir zugetraut: ich wünsche, Du möchtest wie Elisabeth als jungfräuliche Königin sterben, damit meine etwaigen Nachkommen dereinst den englischen Thron besteigen könnten; liebes Kind, was ist nicht Alles über mich gesagt worden! Sei Du mit Deinem schönen Leopold so glücklich als möglich; wärst Du nicht ein Mädchen, würde ich Dir eine Stelle aus meinem Lieblingsstück: König Henri V. citiren. Ich selbst bin durch meine Friederike so gesegnet, daß ich Allen, die ich liebe, ein ähnliches Glück wünsche."

„Theurer Oheim, zuweilen trübt ein Gedanke meinen innern Himmel. Werde ich wieder geliebt, wie ich liebe?" Ich möchte, daß der Ehrgeiz keinen Antheil an Leopolds Handlungsweise gehabt hätte, daß er nicht die Prinzessin von Wales, nur das Mädchen Charlotte in mir liebte. Kann ich das glauben?"

„Da Du eben so schön als geistvoll bist, ohne Zweifel, Charlotte."

„Man sagt den Coburgern viel Ehrgeiz nach, Oheim."

„Theure Nichte, jeder tüchtige Mann besitzt Ehrgeiz. Würdest Du, zum Beispiel, Dein Auge auf Deinen Verlobten geworfen und ihn gewünscht haben, wenn er ein einfacher Offizier, Herr von A. oder B. oder Sir Edmund wäre?“

„Gewiß nicht, bester Oheim, allein es ist hier ein Unterschied zwischen Mann und Weib. Hat doch mein Vater eine Frau geliebt, welche durch ihre Geburt kaum berechtigt war, die Gemahlin eines englischen Grafen zu werden. Einer Prinzessin würde man Aehnliches nicht verzeihen. Es quält mich, zu wissen, daß es nicht Leopold selbst war, welcher um mich warb, daß von meinem gütigen Vater der erste Schritt ausging.“

„Charlotte, verschone Dich und mich mit dergleichen Selbstquälereien. Sie dienen zu Nichts als Dich zu peinigen und mich verdrüßlich zu machen. Durfte der Prinz Leopold von Sachsen-Coburg es wagen um die Hand der Erbin des glänzendsten Thrones der Erde zu werben? Dennoch liebte er Dich im Stillen, ich habe es bemerkt, ich kenne die Menschen. Wenn er Dich nicht liebte, hätte er, der feine kluge Mann, Mittel gefunden, Deinen Vater anders zu stimmen. Ich sage Dir offen, Charlotte, wäre ich der Prinz von Sachsen-Coburg, so könnte nur die leidenschaftlichste Liebe mich bewegen, mit Dir zum Altar zu treten. Er ist und bleibt, wie groß auch seine persönlichen Vorzüge sind, der Gemahl der Prinzessin von Wales, um später der erste Unterthan der Königin von Großbritannien und Irland zu werden, und als Mann in vorgerückten Jah-

ren im Parlamente, in Bezug auf Rang unter seinen Söhnen zu sitzen.“

„Theurer Oheim,“ rief die Prinzessin, indem ihre schönen Augen funkelten: „Gott erhalte mir meinen gütigen Vater noch lange, sollte er aber zu Gott gehen, dann wird die stolze Krone Englands nur Werth für mich haben, wenn ich sie auf das geliebte Haupt meines Leopolds setzen darf.“

„Dazu wird das Parlament schwerlich seine Einwilligung geben, liebe Nichte! Du sprichst jetzt wie ein liebevolles Mädchen. Was mich betrifft, so sage ich Dir offen, der Oheim der ihm theuren Nichte: käme es jemals dahin, daß Du diesen thörigen Einfall auszuführen versuchtest, so wäre ich Dir, meiner Königin gegenüber, Herzog von Cumberland, Peer von England, und würde mit aller mir eigenen Energie Protest einlegen, sollte ein anderer Prinz als einer aus dem Geschlechte der Welfen den britischen Thron besteigen. So lange ich lebe, wird Dies nicht geschehn.“

Charlotte schwieg, aber ihr fest geschlossener Mund, ihr flammender Blick zeigte, daß sie durchaus nicht geneigt war, ihren Plan aufzugeben.

Der Herzog sprach ebenfalls kein Wort mehr über diese Angelegenheit, als hielt er es nicht der Rede werth, über etwas Entschiedenes noch zu streiten.

Als er Abends beim Thee im vertraulichen Gespräch mit seiner Gemahlin derselben seine Unterredung mit der Prinzessin Charlotte mittheilte, bemerkte die Herzogin mit feinem Lächeln: „Die Prinzessin von Wales rechnet darauf, daß Schönheit, Geist im Verein mit Jugend und hoher Ge-

burt selbst auf die Herren im Parlament einen gewissen Zauber auszuüben vermögen. Prinz Leopold ist der Sohn eines alten Fürstengeschlechtes, reich an persönlichen Vorzügen und wohl in solchem Falle nicht ohne geheimen Beistand von Außen. Jedenfalls hält Charlotte, vielleicht thun es außer ihr noch Andere, den Prinzen von Sachsen-Coburg des Thrones mindestens eben so würdig als William III., der ja ebenfalls ein Fremder, noch dazu ein steifer, schwerfälliger Holländer war."

„Zugegeben, daß Prinz Leopold viel liebenswürdiger und eben so klug als der Oranier, dessen Haus nicht angesehener, dagegen jünger als das sächsische ist, so sind doch jetzt andere Zeiten und unsre gnädigste Mama hat dem Lande viele Prinzen geschenkt, welche als geborene Engländer mehr Anspruch auf den Thron haben, als der Prinz von Sachsen-Coburg. Das heutige Parlament ist nicht das von 1680. Jetzt sind die Zustände in den drei Königreichen so geordnet, daß die leitende Hand des Regenten fast überflüssig ist. Hahaha! wäre dem nicht so, ich möchte wissen, wie es der gute Georg fertig brächte, der von den vielen Eigenschaften, aus welchen ein richtiger König zusammengesetzt sein muß, nur zweie ganz, und eine zur Hälfte besitzt."

Die Herzogin fragte, ebenfalls lachend, „ich bitte um Belehrung, theurer Ernst, diese Eigenschaften sind?"

„Georg versteht zu repräsentiren, er ist ein Muster von Artigkeit, dieses sind die Eigenschaften, welche er ganz besitzt, er ist nicht knikerig, leider gibt er sein Geld nicht immer dem rechten Manne, also besitzt er die zweite gute

Eigenschaft nur halb. Er hört zu viel auf seine Umgebungen. Er ist darin kein richtiger Welf, Charlotte besitzt viel mehr Selbstständigkeit und Festigkeit als ihr Vater. Indeß will ich ihr doch wünschen, daß sie in Bezug auf ihren geliebten Bräutigam sich später nicht in Conflikt mit dem Parlamente bringt und mit Ernst August von Cumberland."

Capitel XVIII.

Ein Abschied.

Sechs Wochen vor der feierlichen Verlobung des Prinzen von Sachsen-Coburg saß derselbe in seinem Zimmer auf der Ehrenburg, und blickte, die Hand an den Kopf gelegt, auf das Papier, auf welches er einen Brief schreiben wollte, und noch nichts geschrieben hatte, als die Worte:

Theure Julie!

Was er schreiben wollte, mußte, konnte er nicht sagen, ohne dem besten Herzen weh zu thun, und das Wesen, welches die angebetete Königin seiner Jugend, seine erste Liebe gewesen war, noch fort und fort täuschen, war ihm unmöglich, schien ihm Unrecht.

Verstimmt schob er das Blatt zurück und sprang auf.

„Es geht nicht länger, ich muß, was sich nicht sanft lösen läßt, zerreißen!" rief er aus, mit großen Schritten auf und abgehend. „Niemals," fuhr Leopold in seinem Selbstgespräche fort, „niemals werden meine Geschwister,

am wenigsten Ernst, meine Liebe zu Julien billigen, niemals wird der Herzog, als Haupt seines Hauses seine Einwilligung zu meiner Vermählung mit einem bürgerlichen Mädchen geben. Und welches Loos könnte ich der Geliebten bereiten, welche Stellung würden dereinst meine Kinder in der Welt einnehmen? Mit welchen Blicken würde mein hoher Verwandter und Kriegsherr, Kaiser Alexander, mich betrachten? Würde ich in Juliens Besitz alle die stolzen Träume der letzten Jahre vergessen? Unmöglich! Ich würde, eben weil ich diese Hoffnungen nicht vergessen kann, mit mir in Zwiespalt gerathen, nicht glücklich sein, folglich nicht glücklich machen!"

„Aber wie wird Julia meine Mittheilungen aufnehmen? Ein ganz offenes Bekenntniß wage ich kaum, und doch hat ihr scharfer Verstand ihr längst sagen müssen, daß mein Verhältniß zu ihr enden muß; bei Gott, ich wünschte, sie liebte mich weniger, damit ihr Herz bei unserer Trennung weniger litte."

Er trat an das Fenster und öffnete es, die kalte Februarluft wehte ihm entgegen, sie that seinen leidenden Nerven wohl. Wehmüthig ruhten seine Blicke auf der alten kleinen Stadt, in deren engen Strassen er unzählige Mal als fröhlicher Knabe umhergeschlendert war. Er betrachtete die mit Schnee bedeckten Hügel und seufzte. Dann trat ein schönes Frauenbild vor sein geistiges Auge, glänzende Bilder zogen an ihm vorüber. Prinz Leopold besaß Stolz und Ehrgeiz, aber er war gänzlich frei von der Eitelkeit, welche so oft die verzeihliche Schwäche schöner Männer ist. Nicht seine Selbstliebe, sondern sein Scharfsinn sagte ihm, daß

er von der Dame geliebt sei, nach deren Gunst zu streben nur Königen vergönnt war.

Wenn Sie ihn liebte, und er glaubte es, dann litt auch sie unter dem Zwange, welcher das Leben der Fürsten des lieblichsten Zaubers beraubt.

„Ueberall Leid und Weh!“ sprach der junge Fürst und seine schönen Züge waren in diesem Augenblicke von dem Ausdrucke jener Melancholie beschattet, welche man auch auf den Porträts Leopolds von Sachsen-Coburg bemerkt. Sie verleihen dem regelmäßigen Antlitze, das ohne diesen Ausdruck zu kalt aussehen würde, etwas Sympathisches.

Endlich war der Prinz mit sich einig, sein Entschluß mußte sofort ausgeführt werden.

Rasch hüllte er sich in seinen Mantel, bedeckte das Haupt mit einer einfachen Militärmütze und verließ auf geheimen Wegen das Schloß.

Ohne sich umzuschauen schritt er schnell vorwärts, bald hatte er Coburg hinter sich und nach einer kleinen halben Stunde befand er sich vor dem Hause, iu welches er unzählige Mal mit freudig klopfendem Herzen getreten war.

Nicht mit elastischem Schritt wie früher stieg er die Treppe hinauf, langsam, fast unhörbar.

Endlich, nachdem er eine Zeitlang vor einer Thüre gestanden und sich überzeugt hatte, daß die Bewohnerin des Zimmers allein war, trat er ein.

Ein junges schönes Mädchen eilte ihm mit dem freudigen Ausrufe: „Leopold!“ entgegen, ihre weißen Arme hoben sich zu ihm empor, aber kaum hatte sie in sein Gesicht

geblickt, so trat sie zurück, ließ die Arme schlaff herab sinken und brach in Thränen aus.

„Julie, meine Julie," sagte der Prinz mit sanfter Stimme, Du weinst, was ist geschehen? Sprich, hat mein Bruder vielleicht? — Aber das ist nicht möglich! Weine nicht, mein Herz, ich bin ja hier, bei Dir und werde Dich beschützen. Bist Du denn nicht mehr meine Julie?"

„Deine Julie werde ich immer sein, aber Du wirst nicht mein Leopold bleiben, bist es schon jetzt nicht mehr."

„Julie, zweifelst Du an meiner Liebe zu Dir?"

„Nein, Du liebtest mich, wie Du niemals wieder ein Weib lieben wirst, aber ich habe einen gefährlichen Nebenbuhler — Deinen Ehrgeiz. Als Du eintratest, las ich in Deinen Zügen, daß es Wahrheit geworden ist, was ich ahnte!"

„Ich verstehe Dich nicht, liebe Julie," sagte der Prinz, „sprich deutlich."

Er legte den Mantel ab, setzte sich an die Stelle, wo er unzählige Mal ausgeruht hatte, und zog Julien an sich.

„Sprich, liebes Herz," bat er, „sage mir Alles, verdiene ich nicht mehr Dein Vertrauen?"

Das Mädchen schwieg einige Minuten, sie bemühte sich sichtlich, ihre Thränen zurückzuhalten. Nachdem sie sich gefaßt hatte, begann sie: „ich war ein unwissendes Kind als Du mich kennen lerntest und liebtest. Meine gute alte Großmutter hätte es wissen sollen, daß der Prinz Leopold nicht mit der Tochter eines einfachen Bürgers vor den Traualtar treten kann. Sie hätte mich Deinem Blick entziehen,

mich vor mir selbst schützen sollen. Und doch kann ich der lieben Alten nicht zürnen, denn durch ihre Schwäche lernte ich das höchste Glück des Lebens kennen. Du mein theurer Leopold, Du auch hattest in meiner Nähe vergessen, daß Du ein Fürst bist. Durch Dich entwickelte sich mein Geist, und wenn ich die Bücher und Zeitungen las, die Du mir brachtest oder sandtest, dann kamen mir stolze, glückliche Gedanken. Konntest Du nicht an mir handeln wie Ferdinand von Habsburg an Philippine Welser? Ward nicht Eugenia Clary Kronprinzessin von Schweden? Als Du von mir Abschied nahmst, als Du in russische Kriegsdienste tratest, sah ich darin einen Schritt, welcher Dich von Deiner Familie unabhängig machte."

„Du sahest recht, Julie, ich wollte unabhängig sein und bin es."

„Doch nicht ganz so, wie ich mir damals einbildete. In den langen Zeiten Deiner Abwesenheit würde ich in tiefe Schwermuth versunken sein, wenn ich nicht gelernt und gearbeitet gehabt hätte. Ich wollte Dir immer würdiger werden, ich las und schrieb und da Du gütig für mich gesorgt hattest, konnte ich Lehrer zu mir kommen lassen."

„Du hast viel gelernt, theure Julie, so oft ich auf Urlaub heim kehrte, überraschtest Du mich durch große Fortschritte," erwiederte der Prinz und streichelte ihr reiches hellbraunes Haar.

„Da las ich," fuhr Julie fort, „daß nach russischem Gesetz sich selbst der Czar, so wie alle Großfürsten seines Hauses mit jeder Bürgerin legitim vermählen dürfen, wo-

fern sie nur nicht russische Unterthanin ist. Nicht wahr Leopold, dieses Gesetz gilt noch?"

„So viel mir bekannt, ja, meine Julie."

„Zuweilen hoffte ich dann, Du würdest stets in Rußland bleiben, als das was Du jetzt bist, als russischer General, und mich nachkommen lassen, um Dich dort kirchlich mit mir zu verbinden."

„Dieselben Wünsche und Gedanken durchzogen auch meine Seele."

„Ja, ich weiß es, sie zogen durch Deine Seele, aber sie wurzelten nicht fest darin. Deine Reise nach London verjagte sie fast ganz."

„Meine Reise nach London?" murmelte der Prinz und erröthete leicht.

„Damals sprachen die Leute hier viel von Dir, sie sprechen immer von Dir, Leopold, denn Sie lieben Dich eben so sehr, als sie Deinen Bruder, den Herzog, nicht lieben, ungeachtet er den Beinamen des Artigen verdient."

„Und weßhalb lieben die Coburger ihren Herzog nicht?" fragte Prinz Leopold mit leichtem Stirnrunzeln.

Das Mädchen wurde dunkelroth im Gesicht und flüsterte: „Du weißt es wohl, Leopold. Dich aber lieben sie als wohlthätig, gütig, Dir leuchtet der schöne Ehrgeiz aus den Augen: Volksbeglücker zu werden."

„Du bist eine liebliche Schmeichlerin!"

„O nein, Du weißt, daß ich stets die Wahrheit rede! Die Leute hier sagten: „unser lieber schöner Prinz Leopold ist jetzt in London, ihn und keinen Andern wird die stolze schöne Prinzessin von Wales zum Gemahl erwählen."

„Die Leute sprechen immer viel, am liebsten über Heirathen. Hast Du nicht gehört, daß König Georg IV. für seine Tochter den Kronprinzen der Niederlande bestimmt hat? Du bist ja eine Zeitungsleserin, Julie."

„Ich las es, aber auch, daß die Prinzessin diesem Prinzen ihre Hand nicht geben will. Ich las, erst heute, daß man in den hohen und höchsten Kreisen Londons von einer baldigen Verlobung der Prinzessin von Wales spreche, mit einem deutschen Fürstensohn, welcher ausgezeichnet durch Schönheit, Geist und feine Sitten das Herz der Prinzessin vor längerer Zeit während seines Besuches am englischen Hofe gewonnen habe —" Julie vollendete ihre Rede nicht, sie wandte ihr Antlitz der Wand zu, um ihre thränenvollen Augen vor ihm zu verbergen.

Prinz Leopold schwieg. Was Julie ihm mittheilte, hatte er selbst nicht gelesen, doch erinnerte er sich lebhafter als jemals jetzt der Anspielungen des Kaisers von Rußland, der Worte, welcher ihm dieser hohe Gönner gesagt, als Prinz Leopold, bevor er seinen Urlaub antrat, die Abschiedsaudienz beim Kaiser gehabt hatte.

„Ich hoffe und fürchte zugleich, Prinz," hatte Alexander geäußert, „daß Sie nicht mehr lange russischer General sein werden, Sie werden bald zu Hymens Fahne übergehn und einen höheren Titel erhalten als den, welchen Ihnen Ihr kaiserlicher Freund zu ertheilen die Macht hat."

Lange vernahm man in dem kleinen zierlichen Gemach keinen anderen Laut als das Ticken der großen alten Wanduhr und das Flattern des Canarienvogels, welcher im Zimmer umher flog. Endlich sprach Julie: „Dein Schweigen,

Leopold, sagt mir Alles. Du wirst Dich vermählen, wirst" —

„Quäle mich nicht, Julie," antwortete er fast zornig und stampfte mit dem Fuße. „Du weißt nicht, wie ich leide, sonst würdest Du nicht in dieser Weise zu mir sprechen. Ich war im Gefolge des Kaisers Alexander, wie Du ja weißt, in London, aber ohne im Entferntesten an die Prinzessin von Wales zu denken. Als ich ihr vorgestellt wurde, sah ich, daß sie eine schöne junge Dame ist, im Gespräch entwickelte sie viel Kenntnisse, Geist und Willensstärke. Vielleicht würde Sie, wäre ich der Kronprinz von Holland, dem Könige, ihrem Vater, weniger Widerstand entgegen gesetzt haben; zuweilen fiel ein Blick aus ihren großen Augen auf mich, als ob sie in meiner Seele lesen wolle, sie erröthete, so oft ich mich ihr nahte, das Alles gestehe ich Dir, ja, wäre mein Herz nicht von Dir erfüllt gewesen, vielleicht hätten ihre Reize, der schmeichelhafte Vorzug, den die Prinzessin Charlotte mir vor andern jungen Männern zu geben schien, Eindruck auf mich gemacht, aber Du hattest mein Herz ausgefüllt und ich verließ London. Seitdem sind fast sechzehn Monate dahingeschwunden, ich habe nichts von der viel umworbenen hohen Dame gehört. Sie denkt vielleicht nicht mehr daran, daß sie jemals mit einem Prinzen von Sachsen-Coburg gesprochen und getanzt hat, und ich werde die Prinzessin vielleicht niemals wiedersehn. Dir aber, theure Julie, muß ich sagen, daß mein Urlaub dem Ende naht. Ich werde Coburg verlassen —"

„Um sobald nicht zurückzukehren! Mein wahrhaftes

Herz täuscht mich nicht. Du wirst mich auch nicht mitnehmen, wir sagen uns Lebewohl für immer!"

Leopold war von der sanften Resignation Juliens so tief gerührt, daß er mit unbeschreiblichem Ausdrucke sagte: „nicht heute, Julie, nicht für immer. Ich fühle es, ich kann ohne Dich nicht glücklich sein. Ich muß jetzt fort, aber ich werde mich dem Kaiser Alexander anvertrauen, obgleich der Gemahl einer engelhaften Frau, ist er doch an ihrer Seite nicht glücklich, weil er nicht vermag sie zu lieben. Alexanders Gemüth ist weich, er liebt mich fast, er soll bei meiner Familie mein Fürsprecher sein, denn mein Bruder Ernst, meine Schwestern werden —"

„Ich weiß es, sie denken und empfinden nach ihrer Erziehung. Aber auch Du würdest vielleicht bald Dich der unebenbürtigen Gemahlin schämen. Nein, theurer Leopold, das Auge der Liebe sieht scharf, ich weiß es, Du hegst den edelsten Ehrgeiz, für die Menschheit zu leben, überall Glück zu verbreiten, Du hast eine lange, glänzende Laufbahn vor Dir, zu der Geburt und eine der schönsten Naturgaben Dich berechtigen."

Nicht ohne Bitterkeit, die der wärmsten Liebe entstammte, erwiederte Prinz Leopold: „Julie, Du willst mein Innerstes durchschaut haben, und weißt nicht, wie sehr ich Dich geliebt habe und noch liebe? Hältst auch Du mich für einen jener leichtsinnigen Fürsten, welche ohne Liebeleien nicht leben können, aber einer wahren, edlen Liebe nicht fähig sind? Julie, was auch meine Fehler sein mögen, ich bin alles Andere eher als oberflächlich. Ich wollte, bei Gott,

nicht mit Deinem schönen Herzen spielen, ich fühle Muth genug in mir, den Verhältnissen Trotz zu bieten."

„Was Du sagst, glaube ich; was Du thun willst, weiß ich zu würdigen; aber ich will nicht die Erscheinung für Dich sein, die wie ein düsterer Schatten den Glanz Deines Ruhmes verdunkelt. In Amerika könnten wir wohl ein dauerndes Glück durch uns selbst finden, hier nicht und Du, mein theurer Leopold, bist kein Mann für die neue Welt."

„Du hast, wie ich sehe, in der letzten Zeit mehr mit dem Verstande als mit dem Herzen gelebt", sprach der Prinz, der jetzt in der Stimmung war, zu wünschen, er habe das Recht, Julien Vorwürfe zu machen.

Sie entgegnete sanft: „ich habe an Dich gedacht, an Deine Zukunft, auch an die meine, ich würde verzweifeln, erblickte ich Dich unglücklich durch mich. Ich habe durch Dich das Höchste des Lebens besessen, ich bin durch Dich eine Andere geworden, denn ich weiß es jetzt, welch ein Segen es für Jeden ist, seine geistigen Anlagen anzubauen. Wir müssen uns für dieses Leben trennen, aber ich fühle es, meine Liebe zu Dir ist für eine Welt zu schön, als daß ich nicht auf unser Wiederbegegnen in einer andern uns noch unbekannten Welt hoffen sollte. Ich weiß es, Leopold, Du wirst edel sein unter allen Verhältnissen, vielleicht einst der Regent eines mächtigen Reiches. Wenn Du es blühender, glücklicher gemacht hast als es zu der Zeit war, als Du den Thron bestiegest, dann will ich mit erhöhtem Stolze mir sagen: Dieser Mann hat mich geliebt!"

16*

„Du sprichst wie ein Engel, Julie, aber Du irrst, wenn Du glaubst, daß ich Dir so leicht entsagen kann."

„Du wirst es aber doch müssen und können, wenn auch nicht leicht, denn ich weiß Du liebst mich, wirst mich niemals vergessen."

„Julie!"

„Ich will mich nicht stärker stellen als ich bin, ich wünschte das Bitterste wäre vorüber, der Abschied. Lasse uns jetzt scheiden."

„Weßhalb? Ich bleibe noch drei Tage hier, diese will ich größtentheils Dir widmen, auch habe ich Dir gesagt, daß ich mit dem Kaiser Alexander sprechen werde; Rußland ist ein Reich, in dem ein tüchtiger Mann viel Arbeit finden kann. Der Kaiser wird für mich eine Stellung haben, in welcher ich als Gouverneur einer großen Provinz thätig, ihm und dem Volke nützlich sein kann."

Julie bewegte verneinend das Haupt.

„Du sagst dies und denkst jetzt so, aber wie lange wirst Du, kannst Du so denken? Und wenn Dir die Hand der Prinzessin von Wales angetragen werden sollte, mit demselben Einfluß bei der Regierung des größten Reiches, Du, Du würdest, Du könntest dieses glänzende Loos nicht von Dir weisen."

Der Prinz sagte nach einer Pause: „ich glaube nicht, daß es mir bevorsteht und — wünsche es auch nicht."

„Aber wenn Dich die Prinzessin wählte? Du könntest solcher Liebe nicht widerstehn, Dein Ehrgeiz würde Sieger sein im Kampfe mit Deinem Herzen."

Er sah düster vor sich hin, er konnte es sich nicht verhehlen, Julie kannte ihn so gut wie er sich selbst. In Juliens Nähe vermochte er nicht den Zauber zu brechen, mit dem sie ihn unwillkührlich umwob, aber hatte er in den glänzenden Räumen von Carltonhouse*) mit derselben Liebe an das treue, schöne Mädchen im Thüringerwalde gedacht? Er konnte sich diese Fragen an sein Herz, an sein Bewußtsein nicht bejahen.

Hand in Hand saßen Beide schweigend neben einander, der junge schöne Mann, bleich und niedergeschlagen, das liebliche Mädchen mit thränenvollen Augen. Er hörte Juliens Herz klopfen, das seine litt unaussprechlich. Der Schlag der Stunde mahnte ihn, daß jetzt ihre Großmutter aus der Kirche kommen würde, es war ihm geradezu unmöglich, die alte gute Frau zu sehn, deren gedankenlose, mitleidige Schwäche so viel Elend über zwei junge Herzen gebracht hatte. Der Prinz erhob sich nun zu gehen.

„Lebewohl für heute, Julie“, sprach er.

„Für immer, Leopold“.

„Nein, oder willst Du mich verbannen? hast Du aufgehört mich zu lieben?“

„Oh!“ erwiderte Sie mit einem schönen Blick, „hierauf antworte ich nicht. Komme denn noch einmal, falls Du Dich nicht in den nächsten Tagen der Prinzessin von Wales verlobst; den Bräutigam einer Andern kann ich nicht mehr sehn.“

---

*) Damals Residenz des Prinz-Regenten, jetzt nur noch theilweise vorhanden.

„O Julie, was hältst Du von meinem Charakter? Wenn das Schicksal es fügte, daß ich zum Gemahl der Prinzessin Charlotte von England ausersehen worden wäre, meinst Du ich würde noch einmal hierher kommen? Es gibt viele traurige Ehen unter Fürsten. Es ist zwar keine gute Sitte, aber begreiflich, fast zu verzeihen, wenn ein Fürst eine Mätresse hat. Aber ein ächter Mann wird die Geliebte anders stellen als ein Wesen bei dem er nichts sucht und findet, als Unterhaltung. Wenn ich einer Andern — gleichviel ob gezwungen oder freiwillig, mein Wort und meine Treue verpfändet hätte, nie würde ich Dir die Kränkung zufügen, als Verlobter einer Andern Dir in das Auge zu blicken, und schenkte jene erlauchte Dame mir Herz und Hand und ich nehme diese hohen Gaben an, niemals würde ich das Mädchen wiedersehn, das ich mit einer Liebe geliebt habe, die ich für keine andre haben werde, weil ich sie Dir gab. Jetzt meine Julie, lebe wohl."

„Lebewohl", hauchte sie.

Der Prinz schloß sie fest in seine Arme, küßte sie, als wisse er, es sei zum letzten Male und verließ rasch das Zimmer.

Julie sank auf ihre Kniee und schluchzte laut.

„Ich kann das Opfer nicht bringen, ich muß, ich muß ihn wiedersehn, nur noch einmal", sagte sie zu sich selbst und eilte nach der Thüre, aber als käme ihr Kraft von Oben, sie kehrte ruhig um.

„Es muß sein!" rief sie sich selbst zu, „ich behalte ja noch Jahre des Lebens, von ihm zu hören, an ihn zu den-

ken, und diesem Dasein folgt eine Ewigkeit, wo ich immer bei ihm sein werde."

Als die alte Großmutter heimkehrte, fand sie ihre Enkelin gefaßt. Der Kampf war ausgekämpft, die Wunde blutete ungesehn.

Capitel XIX.

Zwei fürstliche Brüder.

Als Prinz Leopold der Ehrenburg zuschritt, um nicht beim Diner zu fehlen, das um vier Uhr eingenommen ward, dunkelte es bereits. Es war ihm angenehm, nicht gesehen zu werden. Unwillkürlich blickte er auf die Burg seiner Väter, welche er auf Jahre verlassen wollte und gewahrte, daß eine Reihe von Fenstern, welche in der Regel finster blieben, ungewöhnlich hell erleuchtet waren.

Etwas erstaunt, ja verdrüßlich über die Aussicht, vielleicht diesen Abend noch liebenswürdig gegen Gäste sein zu sollen, ging er eine Seitentreppe hinauf in seine Gemächer. Des Prinzen Kammerdiener hatte denselben erwartet und meldete, daß drei vornehme Herrn mit vielem Gefolge angelangt seien, Seine Durchlaucht der regierende Herzog habe nach Seiner Durchlaucht dem Prinzen Leopold fragen lassen.

„Und wer sind diese unerwarteten Gäste, Franz?" fragte der Prinz. „Gieb meine Staatsuniform heraus, ich muß sie wahrscheinlich zur Tafel anlegen."

„Der durchlauchtige Herzog haben das Diner für sechs Uhr anzuordnen geruht, und mir befehlen lassen, Höchstdemselben Euer Durchlaucht Heimkehr sofort wissen zu lassen."

„So thue was der Herzog befohlen hat."

Ungeduldig, in großer Aufregung ging der Prinz in seinem Wohnzimmer auf und ab. Der Herzog ließ nicht lange auf sich warten.

Prinz Leopold wußte, wie viel der regierende Herr auf Etikette hielt, deßhalb ging er dem älteren Bruder entgegen und fragte in verbindlicher Weise: „ich bedaure nicht früher daheim gewesen zu sein. Doch nichts Unangenehmes, theurer Bruder?"

„Im Gegentheil, königliche Hoheit", erwiederte der Herzog in bester Laune." Obgleich ich Dich beneiden sollte, vielleicht auch ein wenig beneide, glaube ich doch, daß ich meinem Naturell nach hier als Selbstherrscher glücklicher sein und bleiben werde, als in einer Stellung, wo ich beschränkt wäre. Doch Du bist ein Anderer, arbeitest auch lieber als ich und verstehst die Landessprache bereits superb."

„Ich versichere Dich, Ernst, daß ich von Allem, was Du da sagtest, keine Sylbe verstanden habe. Willst Du es von heute an einführen, daß an Deinem Hofe in Räthseln gesprochen werden soll? Dann, ich gestehe es, wird mir der Abschied minder schwer, denn Räthsel und Charaden aufzulösen versuchen, langweilt mich tödtlich."

„Man sagt, daß alle bedeutende Geister Räthsel und Kartenspiel nicht lieben. Aber solltest Du wirklich nichts von der Ankunft der Fremden gewußt oder geahnt haben,

die vor einer Stunde auf der Ehrenburg eingetroffen sind, um Dir eine wichtige, freudenreiche Botschaft zu bringen?"

„Bei meiner Ehre, nein!"

„Ich glaube Dir, und sehe, daß Du nicht eitel bist. Der Prinz-Regent von England hat drei der angesehensten Herren, zwei englische Lords und einen hannöverschen Grafen abgesandt an Dich, den Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg, um Dir kund zu thun, daß er Deine geheime, aber aufrichtige Liebe zur Prinzessin von Wales mit väterlichem Wohlgefallen bemerkt und seine Einwilligung zu Deiner Vermählung mit seiner erlauchten Tochter ertheile, da die junge Dame Dich allen andern Bewerbern um ihre Hand vorgezogen habe. Hier ist ein Schreiben des Königs an Dich, auch ich bin von Seiner Majestät mit einer Zuschrift beehrt worden, da ich als Haupt des Hauses Dir meine Einwilligung zu Deiner Vermählung zu geben habe. Dies geschieht hiemit und ich wünsche Dir brüderlich Glück."

Leopold von Sachsen-Coburg war während dieser Mittheilung todtenblaß geworden, sein Gemüth war so heftig bewegt, daß er auf einen Sessel sank. Herzog Ernst reichte ihm besorgt ein Glas frisches Wasser, als Leopold noch immer schwieg, sagte er: „Wie soll ich Dein Verstummen deuten? Was jeden Fürsten Europas mit Stolz erfüllen würde, scheint von Dir mit Bestürzung aufgenommen zu werden. Du siehst aus als solltest Du die Königin Charlotte Sophie zum Altar führen, die aber noch nicht Wittwe ist."

„Ernst, jetzt keinen Spott!"

„Im Gegentheil, ich bin ganz ernsthaft. Ich sehe eine strahlenvolle, glorreiche Zukunft vor Dir. Der Prinz-Regent

verleiht Dir den Titel: königliche Hoheit, und die Einkünfte des Gemahls der Prinzessin von Wales werden in einer Woche so viel betragen als die, über welche Du jetzt im Jahre verfügtest, die Apanage Deiner Gemahlin nicht zu vergessen. Georg III. vegetirt nur noch, der Prinz-Regent, obgleich erst vier und fünfzig Jahre alt, wird schwerlich ein hohes Alter erreichen. Ihm genügt es, in königlicher Pracht zu leben, sich gut zu unterhalten, um Regierungsangelegenheiten wird er sich nie viel kümmern; Du aber, mit Deinem scharfen Verstande, Deiner Arbeitskraft, wirst bald Einfluß, folglich Macht gewinnen und es sollte mich nicht wundern, wenn ich in einigen Jahren statt wie jetzt an Seine königliche Hoheit den Prinzen Leopold, meine Briefe an Seine Majestät den König Leopold von Großbritannien und Irland adressiren müßte.

„Fantasien!" murmelte der Prinz.

Der Herzog ließ sich durch diese Bemerkung nicht zum Schweigen bringen, sondern fuhr fort: „unsere Mutter hat mir einst erzählt, eine Zigeunerin habe ihr einst prophezeiht, durch ihre Kinder würde das Haus Sachsen-Coburg zu den höchsten Ehren gelangen. Königskronen würden ihre Häupter zieren, und alle würden wegen ihrer Schönheit berühmt werden. Ich bin eben auf äußeren Vorzüge nicht eitel", sprach der Herzog, indem er einen verstohlenen Blick in den großen Spiegel warf, „aber ich weiß es doch, daß man Dich, Ferdinand und mich, die schönen Prinzen von Coburg oder das schöne Prinzen-Kleeblatt nannte, als wir kaum Jünglinge waren. Juliane ist bereits Großfürstin von Rußland, stirbt Alexander, wird ihr Gemahl Kaiser, Ferdinand hat

sich durch seine Vermählung mit der Prinzessin Cohary zum reichsten Manne in Ungarn gemacht und —"

„Ich bitte Dich, Ernst, verschone mich mit Zigeunern, Astrologen und dergleichen Schwindlern, ich glaube nur, was meine Vernunft mir sagt. Uebrigens, lieber Ernst, hältst Du ebenfalls nichts von Prophezeihungen und hast Dich jetzt gläubig gestellt, um mich zu bestimmen, die englischen Abgesandten mit freudiger Rührung und hinlänglichem Stolze zu empfangen. An Prophezeihungen, wie schon gesagt, glaube ich nicht, aber an die Vorsehung. Mir ist es von der hohen unsichtbaren Macht, welche die Geschicke der Menschen lenkt, bestimmt, der Gemahl der Prinzessin von Wales zu werden, und ich ergebe mich in mein Geschick."

„Ergeben? Natürlich, es ist ein hartes Loos, der Gemahl der ersten Prinzessin Europas zu werden, welche jung und schön ist und Dich leidenschaftlich liebt."

„Ich wünschte, sie liebte mich weniger!"

„Eifersüchtiger Natur soll sie sein, so viel hat mir der hannöversche Graf gesagt, sogar um Deine Vergangenheit soll sich die erlauchte Dame gekümmert haben. Sie prätendirt, Deine erste Liebe sein zu wollen, was ich sehr naiv finde, um nicht zu sagen, einfältig."

„Dieser Wunsch spricht für die Reinheit ihres Herzens, für die Würde ihres Charakters," entgegnete Leopold sehr ernst.

„Nicht mehr als billig, daß Du Deine Verlobte vertheidigst, denn ich sehe jetzt, daß Du entschlossen bist und daß ich heute Befehl geben muß, daß der beste Champag-

ner auf die Tafel kommt, die Zahl der Toaste gehörig auszuführen. Ich verlasse Dich jetzt, damit Du Zeit zu Deiner Toilette gewinnest, welche wohl in wenig Wochen durch den Hosenbandorden vervollständigt werden wird. Auch ich muß sehen, die Bezeichnung „der schöne Herzog von Coburg“ zu verdienen, die Engländer verstehen sich auf Schönheit. Nun, wir Coburger auch. Nebenher bemerkt, ich mag es nicht leiden, wenn meinen geheimen Gängen nachgespürt wird — also schon darum wäre die Prinzessin von Wales keine Frau für mich — also kümmere ich mich auch nicht um die Angelegenheiten Anderer. Indeß, zuweilen erfährt man durch Zufall etwas. Wie ich dich kenne (Du siehst, welchen Respect ich vor Dir habe) wirst Du reines Haus halten und die schöne Kleine nicht mit nach England nehmen, die da am Saum des Waldes in dem Hüttchen wohnt wie Prinzessin Schneeweißchen. Soll ich mich ihrer annehmen? Meine große Aehnlichkeit mit Dir wird mir zu statten kommen.“

„Kein Wort von Ihr!“ sprach gebieterisch Prinz Leopold; bei der Erinnerung an Julie drang alles Blut zu seinem Herzen und er wurde todtenbleich. Nachdem er sich gefaßt hatte, sagte er: „Du verstehst mich hierin nicht, Ernst, denn Du gehörst zu den glücklichen Naturen, welche sich in jedes hübsche Gesicht verlieben, aber nie lieben! Dafür bist Du ein treuer Freund, ein ehrlicher Bruder und diejenige ist besser daran mit Dir, die das Glück hat, sich Deine Schwester zu nennen, als die —“

„Unglückliche, welche einst meine Gemahlin wird, willst Du sagen“, und der schöne leichtsinnige Herzog lachte.

Prinz Leopold sagte: „zum Ersten- und Letztenmale zu Dir, von Ihr. Gieb mir Dein Ehrenwort, daß sie ruhig und unbelästigt mit ihrer Großmutter in dem Häuschen leben darf, daß Du, falls es nöthig, Ihr uneigennützig Schutz verleihen willst."

„Ich geb Dir mein fürstliches Wort, Leopold."

„Gut, ferner habe ich noch einige Bitten an Dich."

„Sprich sie aus, mein guter Leopold, es ist möglich, daß ich in einiger Zeit auch Bitten an Dich richten werde."

„Ich wünsche, daß meine Verlobung nur im Schloß, nicht etwa durch irgend eine Festlichkeit in der Stadt gefeiert werden möge."

„Soll geschehen, ohnehin fühlt sich unsre Mama heut nicht wohl und wird kaum die Abgesandten bei sich empfangen können. Ich war bei ihr, sagte aber noch nichts von der Ursache des Besuches der edlen Herren, da ich natürlich erst mit Dir sprechen mußte. Mama wird sich unaussprechlich freuen, warst Du doch stets ihr Liebling."

„Du thust der guten Mama Unrecht, sie umfaßt alle ihre Kinder mit gleicher Liebe, ich bin der Jüngste, also längere Zeit vor Euren Augen das Kind gewesen. Sie hat sich am meisten und längsten mit meiner Erziehung beschäftigt."

„Die ihr vortrefflich gelungen ist!"

„Ferner — und ich werde auch Mama darum bitten, heute noch, wenn ich ihren Segen holen werde — ferner, Ernst, möchte ich auch, daß nicht etwa an meinem Vermählungstage in Coburg Feuerwerke, Illumination oder Aehn-

liches statt fände. Ich werde von London aus eine Summe an die Armenkassen schicken —"

„Aber keine öffentliche Feier? Leopold, das wäre doch gegen alles Herkommen, das Publikum will zu Zeiten auch seine Schaulust befriedigen und die Gewerbsleute verdienen Geld dabei."

„Das ist wahr, aber gern schonte ich die Empfindungen eines schönen Herzens."

„Wessen Empfindungen werden geschont? Für jetzt Adieu, sei Punkt sechs Uhr im großen Salon, damit ich Dir die Boten Deines Glückes vorstellen kann."

Capitel XX.

Vermählung und Tod.

Alles, was Prinz Leopold von Sachsen-Coburg sich selbst gelobt hatte, als er von den Abgesandten des Prinz-Regenten den schmalen Goldreif empfing, den die Prinzessin von Wales ihm sandte, hielt er als Mann von Ehre. Er bemühte sich an Julie zu denken, als sei sie ihm gestorben, Bewohnerin einer lichteren Welt. Er schrieb dankbar und ehrerbietig an den Prinz-Regenten, an die Königin Charlotte, hochachtungsvoll und voll Courtoisie an seine Verlobte, ohne eine Leidenschaft zu heucheln, welche er nicht für sie empfand. Er redete in seinem Briefe mehr von seiner Treue und Ergebenheit als von seiner Liebe, ging über die

äußern Vortheile, welche diese Verbindung ihm brachte, leicht hinweg, und hob hervor, daß durch dieselbe zwei der ältesten Dynastengeschlechter, das der Welfen und der Sachsen vereint würden. Gegen die Abgesandten benahm er sich liebenswürdig, ohne durch Stolz zu verletzen oder durch eine an den Tag gelegte Dankbarkeit seiner Würde das Geringste zu vergeben. Prinz Leopold äußerte sich lebhaft und in gewählten Ausdrücken über die persönlichen Vorzüge seiner königlichen Braut, wenig über ihre hohe Stellung.

Den Wunsch des Prinz-Regenten, bald nach London zu kommen, erfüllte er gern, seine Abreise ward auf den vierten Februar festgesetzt.

Am Tage vorher hatte er eine lange zärtliche Unterredung mit seiner geliebten Mutter, welche ihm das Versprechen geben mußte, ihn in Jahresfrist in England zu besuchen. Als er den letzten Segenskuß seiner Mutter empfangen hatte, sagte er den ersten Beamten des Ländchens, seinen Lehrern Lebewohl und widmete sich, als dieß geschehen war, seinem Bruder, der mit ihm über coburgische Angelegenheiten sprach und Leopolds Rath in Anspruch nahm.

„Als ich, noch ein Knabe, zum Erstenmale auf die Jagd ging, hörte ich einen Landmann das Reimlein sagen:

Wer nicht wirbt,
Verdirbt!

Ich dachte darüber nach, und bin später zu der Einsicht gekommen, daß Staaten wie Familienhäuser verfallen, wenn sie sich nicht zu vergrößern, wenn sie nicht zu erwerben trachten. England ist das schlagendste Beispiel, was ist

dieses Reich jetzt, und wie ist es zu dieser Macht und Blüte gekommen? Jeder muß nach seinen Verhältnissen handeln. Meine erste Herzensneigung, um Dich ganz in mein Inneres blicken zu lassen, Leopold, ward im Keim zerknickt. Ich liebte eine Dame, die — bevor ich mich erklären konnte, verlobt wurde. Deßhalb bin ich jetzt mit dreißig Jahren ganz gegen Fürstenbrauch unvermählt geblieben. Ich habe mir ein hübsches Rosenknöspchen ausersehen, durch welches mir mit der Zeit ein schönes Erbe zufallen wird, die Prinzessin Louise von Sachsen-Gotha. Sie besitzt Geist, ist lebhaft und ich erhalte durch sie, da sie keine Brüder besitzt, nach des alten Herzogs Tode Anspruch auf Gotha."

„Sehr weise gedacht, Ernst."

„Einige kleine Geschenke werden zu machen sein, wegen den Ansprüchen der andern sächsischen Herzöge, meine Kasse laborirt an ewiger Ebbe, indeß ich hoffe, daß Schwester Juliane oder wie sie jetzt heißt: Anna Feodorowna —"

„Und Bruder Leopold," ergänzte lächelnd dieser. „Zähle auf mich! Brüder, überhaupt Familien müssen zusammenhalten, sobald Blüte und Ehre der Familie in das Spiel kommen."

„So wäre das abgethan, ich sehe schon auf meinen künftigen Erlassen: Ernst, Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha. Meine Söhne (ich hoffe Louise wird nicht ohne Söhne bleiben) sollen es dereinst noch weiter bringen. Was, Leopold, sind nun Deine Pläne in England?"

„Ich habe keine gemacht!"

„Verschlossener Mensch!"

„Auf Ehre, nein! Wie kann ich hier in Coburg beschließen, was ich mit der Zeit in England thun will? Ich werde erst sehn, was Nation und Parlament von mir denken, und wie ich die Presse für mich gewinne. Mein nächster Plan ist die Frau zu beglücken, welche vertrauensvoll ihr Geschick in meine Hände gelegt hat. Vom Centrum gehen die Strahlen aus, eine geordnete Familie verbreitet Behagen und Wohlstand um sich her. Ich will mit meiner Gemahlin eine musterhafte Ehe führen und die Kinder, welche sie mir schenkt, zu Volksbeglückern erziehn, wie es ihrer Stellung zukommt. Dieser Weg, den ich aus reiner Ueberzeugung einschlagen werde, wird auch der sicherste Weg zu Englands Throne sein, wohlbemerkt, wenn ich nicht den Stolz der englischen Peerschaft verletze. Er ist groß, aber nicht grundlos, denn reich, hochgebildet und muthig, sind sie es gewesen, welche mit die Größe Britanniens geschaffen haben. Darum vertraut und liebt das Volk seine Peerschaft, denn in alten Schlachten für das Vaterland haben die Söhne der ältesten Geschlechter geblutet und nach fernen Reichen das Christenthum und dessen Blüte, die Civilisation verbreitet. Sobald die Engländer von mir wissen werden, daß ich Englands Wohl im Herzen trage, dann —"

Der Prinz vollendete diesen Satz nicht, aber sein Auge sagte Alles, was er sich in diesem Augenblicke vornahm und was er, in späteren Jahren als reifer Mann und Greis, nicht in England, aber in Belgien als hochgeliebter König eines durch ihn beglückten Volkes ausführte.

Als gegen Mitternacht alle Fenster der Ehrenburg dunkel waren, nur das Mondlicht die alte Veste beleuchtete

verließ, in seinen Mantel gehüllt, Prinz Leopold das Vaterhaus und eilte durch das Städtchen dem Walde zu. Lange stand er unter den Fenstern des Gemaches, in dem vielleicht Julie jetzt von ihm träumte oder ihn beweinte.

„Sie hat kein Licht mehr, sie schläft; ich will, ich darf sie nicht wecken!“ sagte er zu sich selbst. „Lebewohl Julie, denke meiner ohne bittern Schmerz!“

Ihr Fenster klirrte.

„Julie!“

„Leopold!“

„Du wachst, Du ahntest —“

„Ich wachte, ich hörte Deinen Tritt. Du reisest morgen. Ich konnte nicht auf meinem Lager bleiben, mußte Dich noch einmal sehen!“

„Gott segne Dich dafür! Sieh, da bin ich schon auf dem Spalier, ich will gewiß Dein Zimmer nicht betreten, nur einmal reiche mir die Hand.“

„Hier nimm sie zum letzten Mal!“

„Sie glüht, Julie, Du bist krank, sende zum Arzt. Wenn ich Dich in Gefahr wissen muß, kann ich nicht reisen!“

„Ich bin nicht krank, nur mein Gemüth ist bewegt. Gottes Segen über Dich, geliebter Freund, denn meinen Freund darf ich Dich nennen durch alle Zeit.“

„Dein Freund bleibe ich, Julie, und vielleicht — nach Jahren sehen wir uns wieder.

„Auf Wiedersehn!“

„Hier oder dort!“

Noch ein Händedruck, dann sprang der Prinz vom Fenstersims, das Fenster schloß sich, das Mädchen trat in ihr einfaches Gemach zurück, der Mann ihrer Liebe ging einer glorreichen Zukunft entgegen.

Mit großer Auszeichnung wurde Prinz Leopold am englischen Hofe empfangen, mit lieblichem Erröthen von der königlichen Braut. Die Londoner Bevölkerung nahm den Verlobten der abgöttisch geliebten Prinzessin mit Enthusiasmus auf. Es schien ein gewisser unbeschreiblicher Zauber über den deutschen Fürstensohn ausgegossen, der ihm aller Herzen gewann.

Das Volk ist stets bereit zu lieben und zu hassen, den früher geliebten König Georg III. bemitleidete es seit Jahren, die Königin Charlotte und den Prinz-Regenten liebte man in London ebenfalls nicht, der Herzog Ernst von Cumberland wurde gründlich gehaßt. Um so mehr Anhänger gewann der sächsische Prinz, dessen schönes Aeußere, gehoben durch Anstand und Grazie, auf den ersten Blick einnahm, dabei benahm er sich artig, offen und gegen die unteren Schichten des Volkes leutselig.

Wenn er an der Seite der Prinzessin von Wales in Regents Park spazieren fuhr, folgten aller Augen dem schönen Paare und laute Hurras ertönten von allen Seiten.

Prinz Leopold zeigte sich seiner Verlobten gegenüber als der galanteste Cavalier, der aufmerksame Beobachter würde aber bemerkt haben, daß die Prinzessin die Liebende war, während der schöne Mann sich lieben ließ. Fast immer hingen ihre strahlenden Blicke an seinem Antlitz, während er die seinen oft in die Luft sandte, als sei seine Seele

in weiter Ferne, vielleicht daheim im frischen Thüringer Walde. Wahrhaft interessirten ihn Charlottens Gespräche nur, wenn sie mehr zu seinem Verstande als zu seinem Herzen redete.

Zur künftigen Königin bestimmt, hatte die Prinzessin von Wales eine sorgfältige Erziehung erhalten, Alles war geschehen, um ihre reichen Naturgaben auf das Glänzendste zu entwickeln. Das Zerwürfniß zwischen ihren Eltern konnte ihr nicht verborgen bleiben, es machte sie melancholisch und trug dazu bei, daß sie früher als andere junge Mädchen über die Ehe nachgedacht hatte. Sie liebte ihren Vater, der sie vergötterte, aber doch zuweilen tyrannisirte, mehr aber hing ihr Herz an der Mutter, deren Schicksal sie für das beklagenswertheste hielt, was es auch in der That war.

Caroline von Braunschweig hätte ruhiger und glücklicher leben können, wenn sie sich, nachdem sie die Abneigung ihres Gemahls bemerkt, stolz zurückgezogen hätte. Ihre fortwährenden Ansprüche an ihn brachten den Prinz-Regenten dahin, daß er ihr unartig, endlich mit offenbarer Geringschätzung begegnete, und um sie nicht mehr sehn zu müssen, einen Scandal herbeiführte, über welchen damals ganz Europa sprach.

Vielleicht hatte sich die der Untreue angeklagte Prinzessin nicht das Geringste in dieser Hinsicht zu Schulden kommen lassen, aber sie mied den Schein nicht genug, und ihr fortwährendes Jammern über ihres Gemahls Grausamkeit bewog ihn endlich, sie als schuldig hinzustellen, um sie mit Anstand verbannen zu können.

In Wahrheit bestand des Prinz-Regenten Härte gegen sie nur darin, daß er ihr bald nach der Vermählung Trennung vorschlug, angeblich, weil er fühle, daß sie ihn nicht liebe. Sie möge, dieß war seine Bitte, in ihrem eigenen Palaste mit der Apanage und allen Ehren einer Prinzessin von Wales leben, aber — ohne ihn.

Würdiger benahm sich in ähnlichen Verhältnissen eine andere Prinzessin ihres Hauses: Elisabeth Christine von Braunschweig, die Gemahlin Friedrichs des Großen.

Diese traurigen Verhältnisse ihrer Eltern besprach die Prinzessin Charlotte oft mit ihrem Verlobten; daß nichts mehr daran zu bessern sein würde, fürchtete sie selbst.

„Ich kann meine Mutter nicht begreifen", sagte sie eines Tages, „wenn ich jemals die Entdeckung machte, theurer Leopold, daß Sie mich nicht mehr liebten, so würde ich Sie augenblicklich verlassen!"

Ihre blauen Augen funkelten bei diesen Worten, aus ihrem ausdrucksvollen Gesicht strahlte der Stolz der Welfin, von dem Charlotte zu viel, ihre Mutter zu wenig besaß.

„Sie werden eine solche Entdeckung niemals machen," antwortete der Prinz, dem dieser Zug seiner Braut nicht erhöhte Liebe, aber Achtung einflößte.

Am zweiten Mai wurde die Vermählung der Thronerbin Englands mit ihrem geliebten Leopold mit großem Gepränge vollzogen. Ganz England nahm Theil daran und die Illumination, welche die Londoner Bürgerschaft bei dieser Gelegenheit veranstaltete, war das Schönste, was jemals bei königlichen Vermählungen geleistet worden war.

Der Herzog von Cumberland, welcher seine schöne Nichte aufrichtig liebte und sich gerne bei öffentlichen Feierlichkeiten auf dem Platze zeigte, welcher ihm als königlicher Prinz von Großbritannien und Irland gebührte, nahm an allen Festlichkeiten Theil. Er wußte, daß die Königin seiner Gemahlin nicht begegnen wolle und wünschte doch, daß die geliebte Friederike, mit deren Schönheit der Herzog gern glänzte, nicht an seiner Seite fehle. Zum Erstenmal in seinem Leben bezwang er sein heftiges und deßhalb offenes Wesen und handelte mit der Gewandtheit eines geübten Diplomaten.

Der Prinz-Regent unterstützte ihn dabei, und da die Königin in Wahrheit wegen Unwohlsein bei einem Feste nicht erscheinen konnte, ein anderes Mal die Herzogin von Cumberland zu leidend war, um das Haus zu verlassen, so wichen sich beide Damen aus, ohne daß es auffiel. Außerdem waren alle Zeitungen voll von Beschreibungen der Vermählungsfeierlichkeiten und des hohen Paares. Die Grazie der Prinzessin von Wales wurde besungen, ihr Brautanzug, vom Brüßler Spitzenschleier an bis herab auf die Orangenblüthenbouquets an der Schleppe der weißen Atlasrobe auf das Genaueste geschildert. Die stattliche Erscheinung des Prinzen Leopold, seine Ergebenheit gegen die liebende Braut ward gerühmt, also blieb den Journalisten kein Raum Anmerkungen über die Spannung zu machen, welche zwischen der Königin und Ernst Augusts Gemahlin obwaltete.

Friederike fühlte sich glücklich in der Liebe ihres Gemahls, mit dessen Charakter sie sich von Tage zu Tage

inniger befreundete, dennoch empfand sie die Kränkungen ihrer königlichen Schwiegermutter tief und sehnte sich zurück nach Berlin, wo der hohe Rang des Herzogs ihr, da Friedrich Wilhelm III. verwittwet und der Kronprinz von Preußen unvermählt war, den ersten Platz am Hofe ihres königlichen Schwagers sicherte. Friederike von Cumberland war jedoch zu klug, ihre Gedanken auszusprechen, auch wußte sie, daß ihr Gemahl ihr diesen Wunsch jetzt nicht erfüllen würde, denn sie hatte seit Kurzem die Hoffnung, den geliebten Gemahl mit einem Kinde zu erfreuen.

Als sie einst mit ihm darüber sprach, sagte der Herzog, „ich bin indiguirt über das Benehmen meiner Mutter, allein nicht länger als es sein muß, sollst Du, theure Friederike, es dulden, daß Du, die überall die Erste zu sein verdient, nicht einmal da erscheinen darfst, wozu Verwandtschaftsbande und Rang Dich berechtigen. Du beklagst Dich nie, ich jedoch erwähne jetzt das Benehmen der Königin und versichere Dir, wenn ich es nicht für Pflicht gegen das Kind hielte, mit dem Du mein Lebensglück vergrößern wirst, längst hätte ich Dich wieder nach Deutschland geführt und lebte mit Dir, theuerste Friederike, zur Winterzeit in Berlin, im Sommer in deutschen Badeorten oder in Hohenzieritz, dem mir so lieben Schlosse, wo ich Dich zum Erstenmal sah, um Dich für alle Zeit zu lieben."

„Du weißt," fuhr der Herzog nach einer Pause fort, „daß ich keinem meiner Verwandten den Tod wünsche, ich würde es nicht für liebenswürdig halten, wenn mir einer von ihnen nicht das Dasein auf Erden gönnte. Allein, liebstes Herz, ich bin Politiker und schaue in die Zukunft.

Vielleicht bleibt die Prinzessin von Wales kinderlos, auch könnte sie das traurige Schicksal der Königin Anna haben, welche, wie Du weißt, alle ihre Kinder verlor!"

„Ich habe Königin Anna deßhalb oft beklagt, obgleich sie Europas reichste Krone getragen hat."

„Ich werde nie König von England, ich wünsche nicht, daß der Weg zur Krönung über die Gräber meiner vier älteren Brüder und meiner Nichte führte, aber da außer dem Prinz-Regenten alle meine Brüder kinderlos sind, so liegt die Möglichkeit nicht fern, daß unser Kind dereinst der Prinzessin Charlotte auf dem Throne folgen könnte. Der König von England muß in England geboren sein, so will es das Gesetz, und in der Regel hält das Parlament fest an den Gesetzen."

„Ich wünsche mir keinen künftigen König, ich wünsche mir nur einen Sohn, dessen Charakter dem Deinigen gleicht," sagte sie.

Am 27. Januar 1817 wurde die Herzogin von Cumberland von einer Tochter entbunden, aber die Freude des Herzogs wurde schnell getrübt, denn die Prinzessin starb gleich nach der Geburt.

Als der trauernde Vater seine Gemahlin in Thränen sah, faßte er zärtlich ihre Hand und sprach: „gieb Dich nicht allzusehr Deinem Schmerze hin, bedenke, daß Du Dich bald erholen wirst; sobald Du kräftig genug bist, um die Reise ohne Gefahr für Deine Gesundheit unternehmen zu können, reisen wir nach Deutschland, in Dein liebes Berlin."

„O, Ernst, wie soll ich Dir für dieses Versprechen danken?"

„Durch fleißige Befolgung aller ärztlichen Vorschriften!"

„Theurer Ernst, das sprichst Du, der von keinem Arzte etwas wissen will?"

„Nur für meine Person, doch nehme ich Wundärzte aus. Ich bin eine eiserne Natur und überhaupt ein Naturmensch, deßhalb, liebstes Herz, geht an mir alle Kunst verloren."

Die Herzogin entstieg dem Wochenbett schöner als jemals.

„Es scheint," sprach Ernst August, als Friederike zum Erstenmal wieder sein Zimmer betrat, „daß Dich die Göttin der Jugend über die Taufe gehalten hat, Du strahlst von Jugendreiz."

Als einige Wochen später das fürstliche Paar auf deutscher Erde stand, jubelte die schöne Frau: „Das ist Deutschland, hier fließt der Rhein."

„Ich wünschte, ich könnte nach meinem Lieblingsort, nach Hannover gehn, aber das ist unmöglich, da Adolf dort den Platz einnimmt, welcher von Rechtswegen mir gebührt. Ich zürne Cambridge deßhalb nicht, es ist nicht seine Schuld, er wurde hingestellt, der gute Adolf verdrängt niemanden, ist viel zu gutmüthig dazu. Aber Georg hätte sich nicht müssen leiten lassen! Der edle Georg ist ein Mensch, der stets nur an sich denkt! Indeß, da mir der Aufenthalt in England gründlich verleidet worden ist, ziehe ich doch Berlin jedem andern vor. Unser Schwager, der König, ist nicht nur mein Verwandter, er ist ein Ehren-

mann und mein Freund. Auch bin ich dort ganz ungenirt. Die Berliner sehen wohl ihre eigenen Prinzen für die ersten an, allein das bekümmert mich nicht. Das Welfengeschlecht ist ein älteres als das der Hohenzollern und an jedem Hofe Europas bin und bleibe ich Herzog von Cumberland, folglich aus dem Stoff, aus welchem die Könige von Großbritannien und Irland gemacht werden!

Indem der Herzog dies sagte, fiel der Blick seiner Gemahlin auf eine Frau, welche am Ufer des Rheines stand und Obst feil bot. Sie glich jener Jankascha, die vor einigen Jahren der Herzogin eine Königskrone prophezeiht hatte.

Durch die Vermählung Friederikens mit Ernst August gewann diese Weissagung einige Aussicht auf Erfüllung. Die Fürstin gedachte auch der Antwort Jankaschas auf Friederikens Frage: Wird dereinst mein Enkel König sein? Eine düstre Wolke überflog ihre schöne Stirn.

„Pah, Thorheit, an dergleichen zu glauben!" sagte sie zu sich selbst, „daß doch niemals der Sterbliche ungestraft bleibt, wenn er zu ergründen versucht, was uns eine höhere Macht gewiß zu unserm Heile verbirgt!"

Capitel XXI.

Der Tod der Prinzessin von Wales.

In dem Palais unter den Linden in Berlin, welches der Herzog von Cumberland für sich gekauft hatte, saß im November 1817 in ihrem Wohnzimmer die Herzogin, mit Schreiben beschäftigt. Draußen stürmte es schon seit mehreren Tagen und die Winterfenster zeigten Eisblumen; desto heimlicher und angenehmer war es in dem Gemach, denn im Kamine flammte helles Feuer und der Duft von Blumen durchwehte das Gemach, ohne sich allzugeltend zu machen.

Die Herzogin besaß den feinsten Geschmack, Alles in ihrem Zimmer, von der Tapete bis auf den gestickten Schemel, auf dem ihre kleinen Füße ruhten, war sinnig gewählt, und machte einen angenehmen Eindruck auf Jeden. Ihr Schreibtisch enthielt nichts von den kleinlichen Zierrathen, mit denen zuweilen Damen denselben überladen, aber ihr Schreibgeräthe von Malachit war ein Stück von hohem Kunstwerth. Obgleich die Herzogin niemals Streusand gebrauchte, schimmerte doch Goldsand durch eine Schaale des Schreibzeuges. Papier, Converts, Siegellack, Petschaft, Alles war elegant und praktisch zugleich. Der Herzog liebte hellfarbige Gewänder, auch heute hatte seine Gemahlin dieser Liebhaberei ihres geliebten Eheherrn Rechnung getragen und ein faltiges Gewand von weißem Kaschmir angelegt, das durch einen goldenen Gürtel zusammengehalten wurde. Ein Netz von purpurrother Seide barg ihre

Lockenfülle, doch hatten sich einige Locken hervorgedrängt und floßen auf ihren Nacken und ihre Schulter. Die Glut des Kaminfeuers röthete ihr etwas bleiches Antlitz, sie saß da, wie das zur Wahrheit gewordene Ideal eines Malers oder Dichters.

Jetzt öffnete sich fast unhörbar die kleine Tapetenthür, welche zu des Herzogs Gemächern führte. Ernst August trat ein.

Sie wandte sich nach ihm um und streckte ihm die Hand entgegen. Er ergriff sie fest, die seinige war eiskalt.

„Was ist geschehn?" rief die Herzogin, indem sie sich erhob, „Du bist ungewöhnlich blaß, theurer Ernst, bist Du unwohl, ist ein Unglück geschehn?"

Er zog die geliebte Frau an sich und sagte mit einer Stimme, die, ungeachtet er nach Fassung rang, leise bebte: „ich bringe eine Nachricht, die auch Dein gutes Herz betrüben wird: die schönste jüngste Blüte des Welfengeschlechtes ist dem Tode verfallen."

„Doch nicht Charlotte? — Aber das ist unmöglich!" fragte die Herzogin, ebenfalls erbleichend.

„Ja, Du sprichst es aus. Sie ist am sechsten November zu London gestorben, eben hat mir ein Courier die traurige Kunde überbracht", antwortete der Herzog und ließ sich in einen Stuhl sinken.

„Aber wie ist dies möglich? Charlotte, so blühend und jung, der Sorgfalt des zärtlichsten Gemahls, der Kunst der berühmtesten Aerzte übergeben! Und Ihr Kind?

„Ward todt geboren. Doch ist offenbar Charlotte nicht an den Folgen der Entbindung gestorben, das Kind hat sogar die Verlängerung ihres Lebens herbeigeführt. Sie ist den Folgen eines Herzübels erlegen, und jetzt begreife ich den schnellen Wechsel ihrer Gesichtsfarbe, den ich so oft als Schönheit bewunderte. Ihr armer Vater ist trostlos, er hat einen Schlaganfall gehabt.“

„Ernst, theurer Ernst, verhehle mir Nichts, doch nicht auch todt?“

„Nein, nicht einmal mehr in Gefahr. Schöne, liebe Charlotte! Obgleich als Erbin des mächtigsten Reiches geboren, warf doch das Zerwürfniß zwischen ihren Eltern einen Schatten über ihre Kinderjahre, über ihre Mädchenzeit. Als sie endlich an der Seite eines liebenswerthen, edlen Mannes vollglücklich war, mußte sie sterben!“

„Der arme Leopold!“

„Ihn beklage ich am meisten. Der Prinz-Regent ist bald sechzig Jahre alt und kränklich, es ist möglich, daß er seiner Tochter bald folgen wird, auch ist mein Bruder George keines Schmerzes fähig, der lange anhält; er wird einige Wochen außer sich sein, um sich dann zu trösten in heitern Umgebungen, bei Tafelgenüssen. Aber der Prinz von Coburg wird niemals wieder der heitere Mann sein, welcher er an Charlottens Seite war. Ich habe einmal von einem jugendlichen Liebestraum des Prinzen Leopold flüstern hören; schön, leidenschaftlich, ein Fürst, — es ist kein Wunder, wenn ein solcher Mann ein zärtliches Verhältniß vor seiner Vermählung hatte, aber von dem Tage an, wo Charlotte die Seine ward, blieb er ihr innig erge-

ben, lernte er sie stündlich mehr schätzen und lieben. Wenn ich denke, daß ich Dich verlieren könnte, theuerste Friederike, dann gilt mir mein Rang Nichts. Jede Last des Lebens würde ich auf mich nehmen, für den Preis, durch alle Zeit mit Dir vereint zu sein!"

„Ich glaube es Dir, theurer Ernst, ich weiß es sogar, und ich fühle, seit ich Dich mein nenne, daß Gott mir alle Fehler und Irrthümer verziehen hat, sonst würde er mich nicht durch Dich mit so großer Liebe begnadigt haben."

Nach einer Pause fragte die Herzogin, „wirst Du zu der Bestattung Deiner Nichte nach England gehn, bester Ernst?"

„Nein, ich würde doch zu spät kommen, auch will ich meine Mutter nicht sehn, ihre Ermahnungen und Strafpredigten nicht genießen, denn sicher wird George von ihr zu hören bekommen, daß er diesen Schicksalsschlag durch sein Benehmen gegen Caroline von Braunschweig verdient hat."

„Der Prinz von Coburg wird lange und tief eine verehrte und geliebte Gattin beweinen, aber vielleicht noch länger den Untergang einer stolzen Hoffnung beklagen. Ich habe stets gehört, daß er ehrgeizig sei."

„Jeder bedeutende Mann ist es, meine Friederike, aber Leopold von Sachsen-Coburg wäre niemals König von England geworden, auch wenn Charlotte am Leben geblieben wäre. Die Deutschen nur nahmen dies an, weil sie, obgleich uns eben so stammverwandt wie die Franzosen, doch bis jetzt England und die Engländer weniger kennen als jene.

„Napoleon kannte die Engländer nicht!"

„Nein, aber die Deutschen kennen sie auch nicht!"

Der Herzog versank in Schweigen, er war offenbar von dem Tode seiner jungen schönen Nichte tief erschüttert.

Die Herzogin, welche in den wenig Jahren, die sie an seiner Seite verlebt, den Charakter ihres Gemahls genau studirt hatte, sprach kein Wort. Unhörbar glitt ihr Fuß über den dicken, mit Rosen bestreuten Teppich, sie schürte das Feuer an, legte Holz in den Camin und vertauschte das purpurfarbne Netz mit einem schwarzen Schleier, den sie leicht um das Haupt schlang. Endlich trat sie zu dem Herzoge hin, legte sanft die Hand auf seine Schulter und fragte lieblich: „soll ich den Thee machen, Ernst? Du arbeitest heute doch nicht mehr, also möchte ich vielleicht an den Prinz-Regenten schreiben?"

„Ich danke Dir, meine Friederike, an meinen Bruder will ich selbst schreiben, es ist meine Pflicht, ich werde es sogleich thun, aber wenn Du an den Prinzen von Coburg einige theilnehmende Zeilen richten wolltest; bei Gott, ich weiß nicht, was ich dem Manne sagen soll!"

„Ich werde Deinen Wunsch erfüllen, mein theurer Ernst!"

„Und ich will schnell schreiben, um dann den ganzen Abend bei Dir zubringen zu können. Arme liebe Charlotte!"

Als der Herzog nach einer halben Stunde wieder in das Zimmer seiner Gemahlin trat, lag ihr Schreiben an den Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg gesiegelt auf ihrem Schreibtische. Der Theetisch war in Ordnung und Friederike bereitete das belebende Getränk. Kein aufwartender

Diener störte das Ehepaar, das sich jetzt rückhaltlos über die Folgen besprach, welche der Tod der Prinzessin von Wales haben könnte.

„So lange die Braunschweigerin lebt, kann Georg, wie nun einmal die Ansichten der Engländer sind, sich nicht wieder vermählen, auch wenn sie des Ehebruchs schuldig erklärt würde. Sollte er Wittwer werden, so wird er sich sicherlich nicht wieder vermählen, darauf kenne ich ihn. Yorks Ehe ist kinderlos geblieben, jetzt, das bin ich überzeugt, ruht die Königin nicht, bis Clarence oder Kent sich vermählen."

„Wird William die Mutter seiner Kinder verlassen? man spricht so viel von seiner Herzensgüte —"

„Pah! Meine allergnädigste Mama, Königin Sophie Charlotte wird es schon zu bewerkstelligen wissen, daß die Mutter von Williams Kindern ihn verläßt, nach der Ansicht der Rechtsgelehrten hat ja seine Ehe mit der unebenbürtigen Frau keine Gültigkeit. Meine Mama wird für Clarence und Kent Prinzessinnen aussuchen, die sich ihr willig unterordnen. Sie wird sich jetzt nach Enkeln sehnen, welche ihre Söhne ihr schenken können. Ich mische mich in diese Angelegenheiten gar nicht und danke Gott, wenn mir von England aus mein stilles Glück nicht gestört wird."

Capitel XXII.

Amorbach.

Schön sind die Ufer des Rheines und der Donau, die ersten Dichter Deutschlands haben sie besungen, die berühmtesten Maler die Klöster und Burgen gemalt, die sich in den Wellen dieser herrlichen Ströme spiegeln.

Wer sah das Riesengebirge, ohne entzückt davon zu seyn? Wer weilte jemals im Harz, ohne sich in die Sagen und Mährchenwelt versetzt zu fühlen? Und welcher Wald in Europa ist schöner, als der Thüringer Wald?

Aber auch ein gar liebliches Stück deutscher Erde ist das Mainthal, von Obernburg bis Wertheim, und frisch und grün unfern vom Mainthal im Odenwalde lachen uns die Fluren entgegen, auf welchen das freundliche Städtchen Amorbach gebaut ist, mit dem Schlosse, welches zwar weder sehr schön durch seinen Styl, noch durch Alterthümlichkeit interessant, doch durch seine Lage reizend und immerhin ein stattlicher Bau ist.

Aus diesem Schlosse trat an einem heiteren Oktobertage des Jahres 1818 eine hohe schlanke Dame mit einem Arbeitskörbchen in der Hand. Sie schlug den Weg nach dem kleinen See ein, auf dem eine Gruppe weißer Schwäne in stiller Majestät dahin glitt. Die Dame setzte sich auf eine Bank, das Körbchen auf den Tisch, nahm eine Stickerei heraus und arbeitete rasch und gewandt, von Zeit zu Zeit über den See hinblickend, als erwartete sie Jemanden. Zuweilen milderte ein liebliches Lächeln die Strenge des edelgeformten, schönen Antlitzes. Ihre Arbeit, ein Kinderkleid-

chen, schien ihr Freude zu machen, denn sie sang halblaut aber mit vortrefflich geschulter Stimme ein heiteres Lied.

Einige Bewohner aus dem Orte, welche unfern der Dame vorüber gingen, grüßten dieselbe ehrerbietig, denn die schöne Dame, welche ungeachtet ihres einfachen Anzuges doch imponirte, war keine Andere als Viktoria, Gemahlin des Herzogs Eduard von Kent. Viktoria von Sachsen-Coburg besaß alle die glänzenden Eigenschaften, durch welche die Kinder des Herzogs Franz Friedrich Anton von Sachsen-Coburg sich auszeichneten. Vielleicht war sie unter vier schönen Schwestern die schönste. Sie besaß bei gesundem Verstande vielen Fleiß und war unablässig bemüht, sich auszubilden, aber obgleich sie ihre Pflichten gewissenhaft erfüllte, vergaß sie doch, daß Nachsicht auch eine Pflicht sei und richtete Andere mit großer Strenge, wenn sie, ihrer Ansicht nach, nur ein Haar breit vom geraden Wege abgewichen waren. Da sie viel Herzenskälte hatte, begriff sie Leidenschaften nicht und tadelte mit Härte Jeden, der sich durch sein Temperament zu einem übereilten Schritte hinreißen ließ. Ihre Mutter war eine Gräfin Reuß, und wie die meisten Mitglieder dieser Familie den Lehren des Grafen Zinzendorf ergeben. Die älteste Prinzessin, Sophie, hatte ein lebhaftes heiteres Naturell, Etikette war ihr zuwider, sie harmonirte nicht mit ihrer ernsten Mutter und schloß sich an den Erbprinzen an, welcher allerdings öffentlich streng auf Formen hielt, heimlich jedoch seinen Vergnügungen nachging. Antoniette lebte glücklich als Herzogin von Württemberg. Juliane war, als Kind von fünfzehn Jahren, zu ihrem Unglücke, an den Großfürsten Constantin von Ruß-

land vermählt worden. Viktoria, als die jüngste, lebte viel bei der Mutter und eignete sich unwillkürlich deren Geschmacksrichtungen und Gewohnheiten an. Beide, die Herzogin und ihre jüngste Tochter, besuchten regelmäßig an Sonn- und Festtagen die Kirche, hielten Betstunden und nahmen außer wissenschaftlichen Büchern, aus denen sie Belehrung schöpften, nur Andachtsbücher in die Hände. Die Herzogin sah mit Seufzen die Verschwendung ihres Gemahls und des Erbprinzen, dies bewog sie, die Prinzessin Viktoria an große Sparsamkeit zu gewöhnen. Doch schloß dieses gute Wirthschafttreiben die Wohlthätigkeit nicht aus. Die Herzogin gab den Armen so viel sie vermochte. Auch Prinzessin Viktoria war, nicht aus überquellender Herzensgüte, aber aus Pflichtgefühl wohlthätig. Auf ihren Besitzungen als Fürstin von Leiningen half sie den Armen auf verständige Weise und vergaß auch, als sie später in London lebte, die Bedürftigen in Amorbach nicht. Noch jetzt werden die Zinsen eines Capitals, welches sie dazu bestimmt hat, in Amorbach und der Umgegend zu wohlthätigen Zwecken verwandt. Bei aller Frömmigkeit aber hielt die Herzogin von Kent, wie sie jetzt titulirt wurde, sehr viel auf weltliche Ehre, nach Art der weisen Frommen.

Ihre ältere Schwester war Großfürstin von Rußland geworden, sie hoffte auf ein nicht minder glänzendes Loos, allein ihr Vater bestimmte sie für den Fürsten von Leiningen, der durch liebenswürdige Eigenschaften ersetzte, was ihm in den Augen der Prinzessin von Coburg an Rang gebrach. Ihre mit zwei Kindern gesegnete Ehe war eine glückliche, und als im Jahre 1806, mit andern deutschen Fürsten zu-

gleich der Fürst von Leiningen mediatisirt wurde, ertrug die Fürstin Viktoria diese Kränkung mit Würde.

Nach dem Tode ihres Gemahls lebte sie als Vormünderin ihrer Kinder in Amorbach und sorgte dafür, daß sie vortrefflich erzogen wurden. Es schien, als habe die schöne achtundzwanzigjährige Wittwe alle Ansprüche an das Leben aufgegeben. Selten verließ sie Amorbach, nur dann und wann besuchte sie ihre in Coburg lebende Mutter, mit ihren Geschwistern verkehrte sie eben nur so viel, als es der Anstand erforderte.

An dem ältern Bruder, dem jetzt regierenden Herzoge, tadelte sie seinen Leichtsinn den Frauen gegenüber; die Vermählung ihrer Schwester mit dem Grafen von Mensdorff nannte sie eine Mesalliance, das eheliche Zerwürfniß ihrer Schwester, der Großfürstin Constantin, beurtheilte sie sehr streng, nur des Prinzen Ferdinand Vermählung mit der reichen ungarischen Fürstin billigte sie; Leopold von Sachsen-Coburgs Heirath dagegen erfüllte sie mit Entzücken.

Der Tod der Prinzessin von Wales war natürlich bei diesen ihren Gesinnungen ein harter Schlag für die stolze Fürstin; daß dereinst sie die Mutter von Charlottens Erbin werden sollte, konnte sie damals nicht ahnen.

Viele wichtige Veränderungen hatte das Scheiden der jungen Prinzessin in England hervorgebracht, unter andern auch die Entschlüsse von den Herzögen von Clarence, Kent und Cambridge, sich zu vermählen, obgleich Clarence bereits dreiundfünfzig, der jüngste, Cambridge, vierundvierzig Jahre zählte.

Wie die Ritter des Mittelalters zogen die drei Herzöge von einem kleinen deutschen Hofe zum andern auf Brautschau aus, in den Herzen der Prinzessinen Hoffnungen auf glänzende Kronen erweckend.

Adolf, Herzog von Cambridge, vermählte sich am siebenten Mai 1818 in Kassel mit Auguste Louise, der Tochter des Landgrafen Friedrich von Hessen-Cassel. Eduard, Herzog von Kent, am neunundzwanzigsten Mai in Coburg mit Viktoria, der Wittwe des Fürsten von Leiningen, Herzog von Clarence am elften Juli mit Adelheid, Prinzessin von Sachsen-Meiningen.

Die stolzen Jugendträume der schönen Viktoria von Coburg waren jetzt erfüllt, sie war Herzogin von Kent, Gemahlin eines Prinzen, dessen Bruder auf dem ersten Throne Europas saß, dessen ältere Brüder kinderlos waren, denn als Viktoria mit dem Herzoge von Kent an den Traualtar trat, war die Verlobung des Herzogs von Clarence noch nicht öffentlich bekannt.

Stolz und glücklich zog sie an der Seite ihres Gemahls im Juli desselben Jahres in London ein. Nur ein Schatten fiel auf den Glanz, der sie umgab: auch Clarence hatte sich vermählt, auch Clarence wurde denselben Tag in der Kapelle des Schlosses Kew mit Adelheid von Sachsen-Meiningen eingesegnet. — Die Prinzessin Viktoria hatte nämlich den Wunsch ausgesprochen, auch nach dem Ritus der englischen Hochkirche verbunden zu werden — und Adelheid hatte als Gemahlin des älteren Bruders den Vortritt vor ihr.

Der Herzog von Kent, eine offne, gutmüthige Natur, ohne glänzende Geistesgaben, überließ sich bald der Leitung seiner klugen Gemahlin. Die Herzogin, mit seltenem Scharfblick begabt, an pünktliche Ordnung in der Verwaltung ihres Vermögens gewöhnt, bemerkte bald die fortwährenden Geldverlegenheiten ihres Gemahls und beschloß reine Tafel zu machen.

Ohne zu zögern, verschaffte sie sich Klarheit über Einkommen und Ausgaben des Herzogs von Kent. Ihren Vorschlag, sofort England zu verlassen und in Amorbach zu leben, bis die Schulden getilgt sein würden, nahm er freundlich an. Die dringendsten Gläubiger wurden befriedigt, der Schwarm unnützer hochbezahlter Diener abgeschafft, die Masse prachtvoller Pferde über die Hälfte vermindert, ein Theil des Gold- und Silbergeschirrs verkauft und schon in den ersten Tagen des August hatten die Neuvermählten Schloß Amorbach bezogen, wo sich der Herzog, entzückt von der schönen Gegend, aufgeheitert von dem hellen blauen Himmel, sehr behaglich fühlte. Seiner Lieblingsbeschäftigung, der Jagd, konnte der Herzog in den Forsten, die sich von Amorbach bis gegen Miltenberg und Aschaffenburg erstreckten und zu jener Zeit reich an Wild waren, nach Herzenslust hingeben und der Reiz der Neuheit machte dem verwöhnten englischen Prinzen den Aufenthalt im Schloß zu Amorbach höchst unterhaltend. Er vermißte nicht die Prunkzimmer, in denen er früher gewohnt hatte, weder die vielen Diener, noch die vielen Tafelgenüsse; Eduard von Kent speiste in bester Laune die einfachen Gerichte, welche seine schöne Gemahlin auftragen ließ, und ge-

wöhnte sich, obgleich er es nur scherzend betrieb, an die Buchführung.

An dem schönen Oktobernachmittage nun, der die Herzogin von Kent in das Freie gelockt hatte, kehrte der Herzog mit reicher Beute heim. Schon von fern hatte sein scharfes Auge sie bemerkt, raschen Schrittes näherte er sich ihr, um sie liebevoll zu begrüßen.

Die Herzogin erröthete leicht, als sie jetzt halblaut fragte, indem sie ihre Arbeit in die Höhe hielt: „wissen Sie, mein theurer Herzog, was das ist?"

„Nicht genau, liebe Viktoria, doch sollt' ich meinen, es sei ein Kinderkleidchen, das Sie durch Stickerei verzieren."

„Richtig gerathen, Eduard, glauben Sie, daß ich mich mit unnützen Dingen beschäftige?"

„Doch," entgegnete der Herzog neckend, „Sie erzeigen mir täglich die Ehre, sich mit mir zu beschäftigen, der ich bisher ein sehr unnützer Mensch war, und es zum Theil noch bin. Bei Jupiter, meine theure Viktoria," fuhr er in seiner Muttersprache fort, denn der Herzog von Kent redete nur wenig deutsch, „Sie haben mir gelehrt, ohne Worte durch Ihr liebenswürdiges Beispiel, wie auch apanagirte Prinzen sich nützlich machen können. Wenn ich mich hier auf den Besitzungen, die Sie verwalten, umsehe, nirgends drückende Armuth, wohl aber Ordnung, Heiterkeit gewahre, da erkenne ich Ihr segensvolles Wirken. Ich freue mich, daß ich für die Bedürftigen auch meinen Beitrag zu kluger Vertheilung in Ihre feine Hand legen kann, daß ich es bin, der unsere einfache Tafel mit dem Wildpret versieht;

ich hoffe, mit der Zeit noch ein ziemlich brauchbarer Mensch zu werden. Oder hoffe ich zu viel, Viktoria?"

Die Herzogin entgegnete lächelnd, „ich denke nicht, mein Herr und Gemahl. Doch um wieder auf diese meine Arbeit hier zu kommen, so ist dies ein Kleid für ein ganz junges Kindchen, und ich verfertige es in der Zuversicht, daß in sechs bis sieben Monaten unser Kind dies Gewand tragen wird."

Dem Herzog stieg die helle Freudenröthe in das Antlitz, er umfaßte seine Gemahlin und rief entzückt: „Das ist gute liebe Nachricht. Meine theure, schöne Viktoria, zum Erstenmale in meinem Leben wünsche ich, König von England zu sein, um Dich zu beschenken mit dem Theuersten und Besten, was beide Indien und alle brittischen Besitzungen hervorbringen. Knabe oder Mädchen, Viktor oder Viktoria, sollen mir gleich willkommen sein!"

Auch das regelmäßige, etwas kalte Gesicht der Herzogin belebte sich, als sie ihres Gemahls Freude gewahrte und ihre großen dunklen Augen blickten zum Himmel empor, als erflehe sie von ihm Glück für das zarte Wesen, das noch nichts von seinem Dasein wußte.

Herzliches Gelächter des Herzogs unterbrach die andächtige Stimmung der Herzogin, sie sah ihn etwas betroffen an und sagte nicht ohne Empfindlichkeit: „und darf ich fragen, was die Ursachen von Ihrer königlichen Hoheit lebhafter Heiterkeit sind?"

Der Prinz lachte noch eine Weile fort, endlich sagte er, indem er einen Brief aus der Tasche zog, „ich vergaß, Dir zu erzählen, liebste Viktoria, daß mir unsern vom

Schlosse der Briefträger begegnete, ich winkte dem Manne, er hatte außer den Zeitungen auch einen Brief an mich von Cambridge. Der gute Adolf schreibt mir hocherfreut, daß seine Auguste in gesegneten Umständen sei, die Times erzählte gestern von der Unpäßlichkeit der Herzogin von Clarence, welche dem alten Welfenstamm offenbar Gutes zu bedeuten habe. Dem Mangel an Thronerben wird also im nächsten Jahre abgeholfen werden, es fehlt nur noch, daß Bruder Cumberland von seiner schönen Friederike mit einem Kinde beschenkt wird."

„Die Kinder deiner jüngeren Brüder haben wenig für uns zu bedeuten, lieber Eduard, ich sehe in Wahrheit nicht ein, weßhalb Du immer noch lachst."

„Ueber einen Witz von Ernst, den er mir schrieb, als er mir zu unserer Vermählung Glück wünschte. Ernst ist zuweilen verteufelt sarkastisch, aber stumpf und geistlos sind seine Witze niemals. Du verstehst so vortrefflich Englisch, theure Victoria, daß ich Dir erzählen will, hahahaha —"

„Ich bitte Eure königliche Hoheit, mich für jetzt und immer mit den Scherzen seiner königlichen Hoheit von Cumberland zu verschonen. Vielleicht werden dieselben von der schönen Friederike bewundert, ich fürchte, wenn ich diese Witze hörte, ich würde sie keineswegs bewundern, vielleicht nicht einmal verstehn."

„Du hast Friederike nie gesehn, Victoria."

„Desto mehr hörte ich von ihr, mein lieber Herzog."

„Pah! Was hat die böse Welt nicht Alles von Ernst August gesagt, ich versichre Dir, er ist ein Ehrenmann durch und durch. Die schöne Friederike hat den Prinzen Ludwig

von Preußen geliebt, er war ihr Gemahl. Sie hat sich etwas schnell über seinen Verlust getröstet, sie war Wittwe in einem Alter wo meine Schwestern von Mama noch wie Schulmädchen behandelt wurden. Sie waren alte Jungfern, als ihnen endlich gestattet ward, sich zu vermählen. Jetzt ist Friederike Herzogin von Cumberland und, wie der wilde Ernst August versichert, das Glück seines Lebens. Also muß sie doch ihre Vorzüge besitzen."

„Ich will ihr dieselben nicht streitig machen, theuerer Kent, auch Cumberlands Nachkommenschaft hat anf das künftige Geschick unseres Kindes keinen Einfluß. Selbst wenn er älter als Friederike wäre, würden ihn die Engländer niemals als König anerkennen; das habe ich oft und von kompetenten Richtern gehört."

„Pah, meine thenre Viktoria, Du kennst Ernst August schlecht, wenn Du glauben kannst, daß er sein Recht nicht zu behaupten wissen würde. Aber zu was über Dinge streiten die nicht existiren? Lasse uns lieber von dem Nothwendigen sprechen, da Du mich mit einem Kinde beglücken willst, müssen wir auch an dessen Zukunft denken. Ich gestehe, daß ich mich bisher wenig um die Gesetze meines Vaterlandes gekümmert habe. Ober- und Unterhaus sorgen schon dafür, daß sie vollzogen werden. Ich meine gehört zu haben, daß laut eines neuen Gesetzes nur ein geborner Engländer den englischen Thron besteigen kann. Ich glaube, dies Gesetz wurde gemacht, als die verstorbene Prinzessin Charlotte von Wales heranwuchs. Wir müssen das liebe Amorbach verlassen, unser Kind muß in England das Licht der Welt erblicken."

„In England? Bist Du dessen gewiß, theurer Eduard?"

„Gewiß, ich will auch noch einmal deßhalb an das Gesetzbuch Lord Brougham schreiben, er weiß Alles!"

„Ich würde mich jetzt doppelt schwer von diesem Asyl trennen, doch die wichtigste Herrscherin ist die Pflicht."

„Ganz recht, Viktoria. Die Herzogin von Clarence ist vielleicht kränklich, aus ganz andern Ursachen als die Zeitungen sagen. Sie kann kinderlos bleiben, oder das Schicksal der armen Charlotte haben und Mutter eines todten Kindes werden. Nicht alle Königinnen und fürstliche Frauen haben eine volle Mandel Kinder aufzuweisen gehabt wie meine gnädigste Mama."

„Ja, wir müssen reisen!" entschied die Herzogin. „Und ehe der Winter herein bricht, liebste Viktoria. Es ist nicht unmöglich, daß unser Kind dereinst die Krone von England trägt, wenn auch sehr unwahrscheinlich, daß ich König werde."

Die Herzogin erwiederte nichts. Ihr lebhafter Geist überlegte bereits, auf welche Weise die Reise am bequemsten und billigsten zu machen sei. Der Anstand mußte beobachtet werden, die Casse des Herzogs war leer, weil aus seinen Einnahmen Schulden bezahlt wurden. Die Verwandten der Herzogin waren nicht reich, Leopold und Sophie ausgenommen, und die Königin Charlotte viel zu knickerich, als daß sich die Herzogin von Kent an sie hätte wenden mögen. Mit der Großfürstin Sophie hatte Viktoria von Kent wenig Verkehr, ihren Bruder Leopold mochte sie nicht durch Schilderung ihrer Lage an seinen schweren Verlust

erinnern. Es blieb am Ende dem fürstlichen Paare kein anderer Ausweg übrig, als Geld aufzunehmen.

Nach Jahren noch, als Viktoria I. die Krone trug, erzählte man sich in England, daß ihre Eltern sich hatten Geld leihen müssen, damit die Thronerbin des reichsten Landes der Welt auf englischem Boden zuerst dem Tage entgegen sehen konnte.

Ende der ersten Abtheilung.